

4 Bamberger Beiträge zur Kommunikationswissenschaft

Gabriele Mehling (Hg.)

Propädeutik für Studierende der Kommunikationswissenschaft



University
of Bamberg
Press

4 Bamberger Beiträge zur Kommunikationswissenschaft

Bamberger Beiträge
zur Kommunikationswissenschaft

Band 4

hg. von Markus Behmer, Rudolf Stöber,
Anna Maria Theis-Berglmair, Carsten Wunsch

Propädeutik für Studierende der Kommunikationswissenschaft

herausgegeben von Gabriele Mehling



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server
(OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek
Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten
und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Redaktion: Jonas Meurer
Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press, Anna Hitthaler
Umschlaggrafik: © Valerie Franziska Behmer

© University of Bamberg Press Bamberg 2015
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 2197-053X
ISBN: 978-3-86309-369-3 (Druckausgabe)
eISBN: 978-3-86309-370-9 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-452164

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	11
Einleitung	13
1. Was ist Wissenschaft?	17
<i>Gabriele Mehling</i>	
1.1 Zum Begriff des Wissens	18
1.2 Zum Begriff der Erkenntnis	20
1.3 Ziele und Merkmale von Wissenschaft	22
1.4 Formal- und Materialobjekt der Wissenschaft	32
1.5 Der Prozess wissenschaftlichen Arbeitens	34
1.6 Literatur	36
2. Was ist Kommunikationswissenschaft?	39
<i>Gabriele Mehling</i>	
2.1 Zum Begriff der Kommunikation	39
2.2 Kommunikation als Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung	44
2.3 Eine kleine Geschichte der Kommunikationswissenschaft	47
2.4 Kommunikationswissenschaft heute	58
2.5 Überblick über die Systematik des Faches: Forschungsgegenstand, -felder und Erklärungsebenen	60
2.6 Quo Vadis Kommunikationswissenschaft?	63
2.7 Ethik und verantwortliches Handeln in der Kommunikationswissenschaft	66
2.8 Literatur	70

3. Wozu wissenschaftliches Arbeiten?75

Gabriele Mehling

3.1 Bedeutung für die Wissenschaft	75
3.2 Bedeutung für den Journalismus	78
3.3 Bedeutung für die Organisationskommunikation	80
3.4 Bedeutung für die kommerzielle Marktforschung und die Unternehmensberatung	82
3.5 Literatur	83

4. Lesen85

Ina von der Wense

4.1 Schwierigkeiten beim Lesen wissenschaftlicher Texte	85
4.2 Lösungen für Leseschwierigkeiten	86
4.3 Vorwissen: Fragen an den Text	88
4.4 Strukturen entdecken: die SQ3R-Lesetechnik	90
4.5 Das Gelesene festhalten: Exzerpte schreiben	91
4.7 Checkliste	92
4.8 Literatur	93

5. Textarten95

Jonas Meurer

5.1 Selbstständige und unselbstständige Publikationen	95
5.2 Periodische Publikationen: Zeitungen und Zeitschriften	103
5.3 Quellen und Literatur, Primär- und Sekundärliteratur	106
5.4 Graue Literatur	108
5.5 Checkliste	108
5.6 Übungen	109
5.7 Literatur	110

6. Literaturrecherche 113

Theresa Briselat, Sarah Malewski

6.1 Die Literatursuche	113
6.2 Rechercheinstrumente	115
6.3 Operatoren zur Verknüpfung von Suchbegriffen	120
6.4 Die Literaturlauswahl	122
6.5 Checkliste	122
6.6 Übungen	123
6.7 Literatur	123

7. Internetrecherche 125

Gabriele Mehling

7.1 Online-Bibliothekskataloge, -verbände und Meta-Kataloge	126
7.2 Datenbank-Informationssystem (DBIS)	127
7.3 Digitale, online zugängliche Zeitungsarchive	128
7.4 Internetrecherche ≠ ‚Googeln‘	131
7.5 Wissenschaftliche Suchmaschinen	139
7.6 Suchbegriffe optimieren	141
7.7 Zum Umgang mit Internetquellen	142
7.8 Open Access-Bewegung	150
7.9 Literatur	152

8. Zitieren und Paraphrasieren 155

Kevin Witzemberger

8.1 Zitieren	155
8.2 Zitatformen	156
8.3 Belegverfahren	160
8.4 Bildzitate, Statistiken und Grafiken	166
8.5 Qualitätskriterien und Zitierfähigkeit	167

8.6 Wie viele Zitate?	168
8.7 Checkliste	168
8.8 Literatur	169
9. Bibliografieren	171
<i>Sarah Malewski</i>	
9.1 Annotierte Bibliografie	171
9.2 Literaturverzeichnis/Bibliografie	174
9.3 Wiederholung: Belegsysteme	175
9.4 Bibliografische Angaben	175
9.5 Standard-Schemata für verschiedene Literatur- und Quellenarten	180
9.6 Besonderheiten	189
9.7 Der Nutzen von Literaturverwaltungsprogrammen	190
9.8 Checkliste	191
9.9 Übungen	191
9.10 Literatur	193
10. Hausarbeiten schreiben	195
<i>Kevin Witzemberger</i>	
10.1 Themenwahl: Eine Forschungsfrage formulieren	195
10.2 Eine Arbeit gliedern und strukturieren	202
10.3 Schreiben	210
10.4 Checkliste	212
10.5 Literatur	213
11. Typografie für wissenschaftliche Arbeiten	215
<i>Carsten Wunsch</i>	
11.1 Über Typografie	216
11.2 Makrotypografie	216

11.3 Mikrotypografie	225
11.4 Tabellen	238
11.5 Checkliste	240
11.6 Literatur	240
12. Referate halten	243
<i>Theresa Briselat</i>	
12.1 Vorbereitung eines Referats	243
12.2 Gliederung eines Referats	245
12.3 Aufbereitung der Inhalte	248
12.4 Präsentieren der Inhalte	254
12.5 Checkliste	259
12.6 Literatur	259
Anhang	261
Zeitschriftenübersicht	261
Handbuchübersicht	263
Lösungen zu den Übungsaufgaben	266
Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen	270

Vorwort der Herausgeber

Liebe Leserinnen und Leser, Kommilitoninnen und Kommilitonen,

mit einigem Stolz präsentieren wir Ihnen in unserer Reihe eine Einführung in das Wissenschaftliche Arbeiten, wie es nur wenige gibt. Zwischenzeitlich erscheinen fast jedes Jahr neue Einführungen. Jeder Verlag hat propädeutische Literatur in seinem Angebot und daher stellt sich die Frage, warum noch eine weitere Handreichung für Studierende ins Bücherregal stellen? Aber wie viele Einführungen kennen Sie, die von Studierenden für Studierende geschrieben sind? Welches Propädeutikum ist genau auf die Bamberger Kommunikationswissenschaft zugeschnitten? Welches Buch macht es mit sinnvollen Übungsbeispielen so leicht, die eigenen Lernerfolge zu kontrollieren? Und welche Publikation hat so viele Vorteile und ist trotzdem – zumindest als elektronische Ressource – kostenlos? Dies Buch hat also nicht einen, sondern mindestens vier ‚Unique Selling Points‘.

Unser großer Dank gilt Frau Dr. Gabriele Mehling, die das Projekt initiierte und sodann über mehrere Semester mit engagierten Studierenden verfolgte. Sie ließ sich weder von ihrer nicht geringen Arbeitslast abhalten, noch von den üblichen Durchhängern kleinkriegen, noch von den Sonderwünschen der Herausgeber verunsichern. Ein besonderer Dank gilt auch den Studierenden, die Durchhaltevermögen bewiesen, mit Nachdruck ‚am Thema‘ blieben und aus ihrer studentischen Perspektive Wert auf besondere Studien- und Praxisnähe legten.

Obwohl das Werk in der Online-Ausgabe kostenfrei zur Verfügung steht, kann man es auch in der traditionellen Druckfassung käuflich erwerben. Wir würden uns selbstredend freuen, wenn die Veröffentlichung auch als gedrucktes Buch seine Abnehmer fände. Denn nur im eigenen Buch lässt sich nach Lust und Laune anstreichen, hervorheben und mit Marginalien kritisieren. Auf diese Weise wird das Werk individualisiert und damit eine unverzichtbare persönliche Ressource für das eigene Studium. Und wenn Sie Verbesserungsvorschläge haben,

geben Sie diese an die Verfasserinnen und Verfasser sowie an Frau Dr. Mehling weiter, damit das Werk auch weiterhin ein Mitmachmedium bleibt.

Bamberg, im Oktober 2015

Markus Behmer
Rudolf Stöber
Anna M. Theis-Berglmair
Carsten Wunsch

Einleitung

Gabriele Mehling, Theresa Briselat, Sarah Malewski, Jonas Meurer, Ina von der Wense, Kevin Witzenberger, Carsten Wünsch

Eine *weitere* Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten? Gibt es davon nicht schon sehr viele? Und *speziell* für die Kommunikationswissenschaft? Sind nicht die Regeln für alle Wissenschaften dieselben?

Tatsächlich werden Texte, die in ein wissenschaftliches Studium einführen, geschrieben seit es Wissenschaft gibt. Jede dieser Einführungen arbeitet dabei mit Beispielen und Themen aus derjenigen Disziplin, die die jeweiligen Autorinnen und Autoren vertreten. Das hat mindestens einen zweifachen Nutzen: Zum einen hilft die stete Nennung in verschiedenen Kontexten wie Vorlesungen, Seminaren oder Tutorien, sich wichtige Namen, Begriffe oder Ansätze einzuprägen. Gerade zu Studienbeginn sind Studierende mit so vielen neuen Namen und Begriffen konfrontiert, da hilft es durchaus, wenn manches so häufig vorkommt, dass es einfach ‚hängen bleiben‘ muss. Zum anderen sind die Inhalte für die Studierenden verständlicher, wenn sie an bereits Bekanntes anknüpfen. Die fachspezifischen Beispiele fördern also nicht nur das Verständnis für formale und pragmatische Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens, sondern sie unterstützen – quasi durch die Hintertür des propädeutischen Zwecks – auch bereits die inhaltliche Ausbildung. Zudem blickt jedes Fach auf eine eigene Tradition zurück und entwickelt spezifische Konventionen. Und so dienen die Regeln wissenschaftlichen Arbeitens zwar alle demselben Ziel, aber es gibt durchaus je unterschiedliche Wege, dieses zu erreichen. Die Vielzahl der Einführungen ins wissenschaftliche Arbeiten spiegelt die Vielfalt der Fächer und Forschungstraditionen wider – die gemeinsam unter dem Dach der Einheit der Wissenschaft versammelt sind.

Mit Propädeutik bezeichnet man die Einweisung in ein wissenschaftliches Studium, eine Art Vor-Unterricht, der die Neulinge auf die Wissenschaft, deren Selbstverständnis, Inhalte und Prozeduren der

Wissenserzeugung vorbereitet. Der vorliegende Band will nicht nur allgemeine Regeln des Recherchierens, Bibliografierens, Zitierens oder Referierens vermitteln, sondern eine *Propädeutik zur Kommunikationswissenschaft* sein. Er umfasst daher auch zwei Kapitel zur Wissenschaft im Allgemeinen und zur Kommunikationswissenschaft im Besonderen. Denn bevor man lernt, wissenschaftlich zu arbeiten, ist es nützlich, sich darüber klar zu werden, was Wissenschaft eigentlich ist, was sie ausmacht, wozu sie dient. Am Selbstverständnis einer Disziplin kann man ablesen, welchen Beitrag sie zu Fragen und Problemen der Gesellschaft zu leisten vermag, welchen Erklärungsanspruch sie erhebt, wofür sie sich für zuständig erklärt. Dieser Anspruch entwickelt sich über die Zeit und daher kann die Kenntnis der Fachgeschichte sowohl die Veränderungen der Forschungsgegenstände erklären als auch die ‚Gestalt‘ der Disziplin. So verdeutlicht ein kurzer Einblick in die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft, warum dort zwei verschiedene Systeme des Bibliografierens und Zitierens verbreitet sind. Denn sie stützt sich auf zwei Wissenschaftstraditionen – eine humanistisch-geisteswissenschaftliche und eine empirisch-sozialwissenschaftliche –, und beide setzen die Forderung nach Transparenz und Nachvollziehbarkeit der Recherche und der Argumentation formal anders um. Wer das weiß, gewinnt durch einen einzigen Blick auf die Belegweise schon den ersten Hinweis auf die Zugehörigkeit einer Wissenschaftlerin oder eines Wissenschaftlers zu einer oder anderen Tradition. Zu jeder wissenschaftlichen Disziplin gehören Lehrbücher zur Stoffvermittlung, Handbücher und Lexika zum Nachschlagen von Fachbegriffen sowie Zeitschriften, die der Veröffentlichung aktueller Forschung und der Verständigung innerhalb der scientific community dienen. Da es auch die Aufgabe einer Propädeutik ist, solche Hilfs- und Kommunikationsmittel vorzustellen, wird dieser Band von einer Liste wichtiger Handbücher und fachrelevanter wissenschaftlicher Zeitschriften abgerundet.

Die einleitenden Fragen sollen sogar noch etwas zugespitzt und unserer Anliegen präzisiert werden: Wir wollen nicht nur *eine weitere Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten speziell für die Kommunikationswissenschaft* vorlegen, sondern darüber hinaus *für die Bamberger Studierenden*. Denn unserer Erfahrung nach sind nicht nur die Regeln wissenschaftlichen Arbeitens für viele Studierende neu, sondern auch die

wissenschaftlichen Einrichtungen und Ressourcen und deren je spezifische Funktionsweisen. Insofern leistet dieser Band auch etwas praktische Lebenshilfe für die ersten Schritte im Alltag unserer Universität. Wir haben uns bemüht, die wichtigsten und häufigsten Fragen unserer Studierenden aufzugreifen und so zu beantworten, dass sie konkret hier umsetzbar sind. Wie funktioniert das bei uns? Welche spezifischen Services werden unseren Studierenden angeboten? Wo und wie kommen sie daran? Wie nutzen sie sie effektiv? Nicht zuletzt halten wir den starken Bamberg-Bezug auch deswegen für fruchtbar, weil wir festgestellt haben, dass viele Studierende oft nicht wissen, worüber ihre Professorinnen und Professoren forschen, was sie veröffentlichen, welche Bereiche des Fach sie vorwiegend bearbeiten usw. Daher ist der Umstand, dass viele der Beispiele auf Bamberger Forscherinnen und Forscher zurückgreifen nicht als Eitelkeit zu verstehen, sondern als Information über die hiesigen Forschungsschwerpunkte und als Beitrag und Anregung zur Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden. Unser Anliegen ist es, den Studierenden den Einstieg in das Studium der Kommunikationswissenschaft (nicht nur) in Bamberg zu erleichtern und zu einem erfolgreichen, gewinnbringenden Studium zu verhelfen; wir hoffen, dass dies mit der vorliegenden Schrift – wenigstens zum Teil – gelingt.

1. Was ist Wissenschaft?

Gabriele Mehling

Am 7. November 1917 hielt Max Weber¹ im Kunstsaal der Münchner Buchhandlung Steinicke einen Vortrag mit dem Titel *Wissenschaft als Beruf*. Er sprach über die Wissenschaft als Idee, als ideale Vorstellung und über die Veränderungen für die Gesellschaft, die aus der Rationalität, sowie den Techniken und Instrumenten, die sie den Menschen an die Hand gibt, resultieren: Die „zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung“ unseres Verhältnisses zur Welt gibt uns die Gewissheit, dass sie nicht von „geheimnisvollen, unberechenbaren Mächten“ bestimmt wird, die unser Schicksal lenken. Wir müssen nicht mehr zu „magischen Mitteln greifen, um die Geister zu beherrschen oder zu erbitten“. Stattdessen begreifen und verändern wir unsere Welt durch „technische Mittel und Berechnung“. Religion und Magie als Wege der Welterklärung und Weltbeeinflussung haben ausgedient. Weber nennt das „die Entzauberung der Welt“ (Weber 1988 [1922]: 594).

Eine entzauberte Welt war für Weber ohne Zweifel etwas Positives: Eine Welt, in der der Mensch von nicht rational begründbaren Dogmen unabhängig geworden ist. Eine Welt, in der er sich Kenntnisse verschaffen kann, die ihm als Mittel zur Verfügung stehen, seine Zwecke zu erreichen. Weber blickte zu einem Zeitpunkt auf die Wissenschaft, als ihr rasanter Aufstieg gerade begonnen hatte. Schon gegen Mitte des 20. Jahrhunderts werden die dominante Rolle von Wissenschaft und Technik und die Frage ihres gesellschaftlichen Nutzens ambivalenter beurteilt: Mit der Atomphysik und der Gentechnik seien nur zwei der augenfälligsten Gebiete genannt, in denen Zwecke und Mittel, Folgen und

¹ Max Weber (1864–1920) war Jurist, Sozialhistoriker, Nationalökonom und Publizist. Er gilt als einer der Gründerväter der deutschen Soziologie. Sein Werk stellt noch heute einen zentralen Bezugspunkt für alle Sozialwissenschaften dar. Weber forderte schon 1910 eine ‚Zeitungs-Enquête‘ durchzuführen, die sich mit der Wechselwirkung von Gesellschaft und Presse befassen sollte (vgl. Weber 1997 [1911]).

Nebenfolgen in für die Menschen schwer entwirrbare Widersprüchlichkeiten geraten sind.

Doch die Errungenschaften von Wissenschaft, Forschung und Technik sind aus unserem Leben nicht wegzudenken. Wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse beherrschen alle Bereiche unserer modernen Gesellschaft: Sie sind „die zentrale Produktivkraft des industriell-militärischen Komplexes“, sie prägen „die Grundstruktur des sozialen Zusammenlebens“ und „das Verhältnis von Mensch und Natur. Wir leben heute in einer Wissenschaftsgesellschaft“ (Kreibich 1986: 336). Der Physiker und Soziologe Kreibich hält den Begriff der „Wissenschaftsgesellschaft“ für treffender als „Informations-“ oder „Wissensgesellschaft“, denn die Informationen, die wir verarbeiten und verbreiten und das Wissen, das wir erzeugen und weitergeben, werden vorwiegend wissenschaftlich produziert.² Mit Hilfe von Wissenschaft und Technik erklären und verändern wir die Welt, sie sind unsere Instrumente und zugleich sind sie selbst Teil der Welt, die uns umgibt, auf uns einwirkt und uns verändert.

1.1 Zum Begriff des Wissens

Die Bedeutung der Wissenschaft für die modernen Gesellschaften scheint also festzustehen. Die Frage, was Wissenschaft sei, ist damit noch nicht geklärt. Zuerst muss allerdings eine andere Frage beantwortet werden: Was ist überhaupt Wissen? Diese Frage ist so unfassbar komplex, dass es eigentlich eine Anmaßung darstellt, darüber nur ein paar Seiten zu schreiben, denn mit Versuchen, darauf eine Antwort zu geben, wurden bereits etliche Regalmeter in Bibliotheken gefüllt. Das Anliegen dieses Abschnitts ist, zu zeigen, welche unterschiedlichen Quellen Wissen haben und welche Formen es annehmen kann.

„Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“, sagt Niklas Luhmann³ (Luhmann 1996: 9). Das ist vielleicht etwas übertrieben, denn wir verfügen durchaus über Wissen, das wir uns unvermittelt angeeignet haben,

² Das war 1986 – also noch bevor die Menschheit angefangen hat, Selfies und ‚niedliche‘ Katzenvideos in die sozialen Netzwerke einzustellen.

³ Niklas Luhmann (1927–1998) war Soziologe, der eine für die Sozialwissenschaften bedeutende Theorie – die Systemtheorie – entscheidend weiterentwickelt hat.

Wissen sozusagen aus erster Hand, das wir aus unserer eigenen Erfahrung schöpfen, das uns nicht vermittelt, von anderen mitgeteilt wurde. Wir wissen, wie schwarze Johannisbeeren schmecken, wie sich das Fell eines Hundes anfühlt, wenn wir ihn streicheln, wie es sich anhört, wenn wir mit dem Fingernagel über die raue Fläche des Garagentors fahren und wie sich im Laufe der Zeit die Farbe der Tomaten in unserem Garten von grün zu rot verändert. Wir machen also sinnliche Erfahrungen, wir nehmen Reize mit unseren Sinnesorganen wahr, die von den Objekten unserer Umwelt ausgehen. Diesen Prozess merken wir uns – er wird Teil unseres Wissens. Unsere Sinne versorgen uns also mit primärem Wissen.

Der weitaus größere Teil unseres Wissens stammt allerdings nicht aus unserer primären Erfahrung mit der Umwelt. Um Wissen zu erlangen, müssen wir nicht unbedingt alle Erfahrungen selbst machen – in den meisten Fällen können wir das auch gar nicht, weil es außerhalb unserer konkreten Erfahrungsmöglichkeiten liegt. Ein Teil des nicht von uns primär erlangten Wissens erhalten wir über persönliche Überlieferung von Eltern, Freunden, Lehrerinnen, Kollegen und anderen Expertinnen oder Könnern: Wir wissen daher wie man Schokoladenkuchen backt, einen Fahrradschlauch flickt, einen elektronischen Text formatiert oder ein Auto fährt, weil es uns jemand erklärt und gezeigt hat.

Ein anderer Teil unseres Wissens stammt aus vielerlei Arten von Medien: Lehr- und Sachbüchern, Lexika, Dokumentarfilmen, Radioreportagen, Websites usw. Hier wird das Wissen nicht nur weitergegeben, sondern auch aufbewahrt. Auf diese Weise ist es unabhängig von einer vermittelnden Person für lange Zeit, an vielen Orten und (potentiell) für alle verfügbar. Aus Medien wissen wir z. B., wie viele Einwohner die Bundesrepublik Deutschland hat, wie Pflanzen mittels Fotosynthese Lichtenergie in chemische Energie umwandeln, dass Julius Cäsar von 100–44 v. Chr. lebte, *De bello Gallico* schrieb, ein Verhältnis mit der ägyptischen Pharaonin Kleopatra hatte und dass er sich andauernd mit einem kleinen gallischen Nest von Widerständlern voller Zaubertrank herumschlagen musste (vgl. z. B. Goscinny 1973) – nein halt, das wissen wir zwar auch, aber das ist ja gar kein ‚echtes‘ Wissen, oder?⁴

⁴ Auch dies ist eine Frage, die natürlich nicht umfassend beantwortet werden kann. Einige Hinweise auf mögliche Antworten erfahren Sie im nächsten Kapitel.

Das Wissen, das wir uns schrittweise aneignen, wird aber nicht einfach nur immer mehr, wie ein Sack Bohnen, den man langsam schefelweise auffüllt. Auch wird neues Wissen nicht einfach auf das ‚alte‘, schon vorhandene Wissen gesetzt, es lagert sich nicht wie Sediment Schicht über Schicht ab. Jedes neue Wissensselement ‚reagiert‘ quasi mit den schon vorhandenen Wissensselementen, geht Beziehungen ein zum Wissensbestand und verändert die dort schon bestehende Beziehungen. Alles Wissen, das wir erlernen, wird mit dem, was bereits vorhanden ist, in Verbindung gesetzt.⁵ Das heißt, Wissen ist nicht nur *Faktenwissen* („Dieses X ist so.“), sondern auch *Zusammenhangs- und Begründungswissen* („Dieses X ist so, weil es zu einer Gruppe von anderen X-en gehört, die alle eine bestimmte Eigenschaft aufweisen.“ Oder: „Dieses X ist so, weil es mit jenem Y in einer Ursache-Wirkungs-Beziehung steht.“).

Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Quellen unseres Wissens (1) eigene Erfahrungen, (2) persönliche Überlieferung und Traditionen und (3) Medien (z. B. Bücher, Filme etc.) sind.

1.2 Zum Begriff der Erkenntnis

Wissen allein ist ja sehr schön und hilfreich, aber noch besser ist es, wenn man aus Wissen auch Erkenntnis gewinnt. Aus welchen Gründen?

Erkenntnis ist das Ergebnis eines Prozesses, bei dem wir aus unserem Fakten-, Zusammenhangs- und Begründungswissen Schlussfolgerungen ziehen. Diese wiederum erlauben es uns, zutreffende Aussagen über Dinge und Sachverhalte zu machen, die nicht identisch sind mit dem Ausgangspunkt unseres Wissens. Erkenntnis bedeutet, dass wir ein Prinzip verstehen, das einer Reihe von Phänomenen zugrunde liegt und das sie verbindet. Es bedeutet, dass das Wissen um dieses Prinzip uns hilft, auch über das wahre Aussagen zu machen, was wir nicht mittels unserer primären Erfahrung erkennen konnten. Erkenntnis kann uns dabei helfen, zutreffende Prognosen zu machen und dazu beitragen, dass sich unser Handeln in der Zukunft bewährt.

⁵ Lässt sich das neue Wissen in den schon vorhandenen Wissensbestand integrieren, wird es viel leichter akzeptiert – und leider auch weniger hinterfragt.

Das Ergebnis unseres Erkenntnisprozesses sind also Aussagen über die Welt. Wir machen Aussagen und fällen Urteile über das So-Sein der Dinge – wir äußern einen sog. objektiven Satz. Ein solcher hat eine ganz zentrale Eigenschaft: Er kann wahr oder falsch sein. Ob er wahr oder falsch ist, kann auf zwei Wegen geklärt werden: entweder, indem geprüft wird, ob es einen entsprechenden Sachverhalt (ein Ding, einen Zusammenhang zwischen zwei Dingen etc.) gibt – also durch direkte Erfahrung; oder man fragt, ob er sich widerspruchlos aus anderen wahren Sätzen ergibt – das wäre der indirekte Weg, der des Schließens. Mit der Frage, welche Schlussfolgerungen zulässig sind, beschäftigt sich die Logik. Eine bekannte Art und Weise solche logisch zulässigen Schlussfolgerungen zu ziehen und neue wahre Sätze zu generieren ist der sog. *modus ponendo ponens* und das bekannteste Beispiel lautet: Alle Menschen sind sterblich. Sokrates ist ein Mensch. Also ist Sokrates sterblich.

Manchmal taucht Erkenntnis in Form eines ‚Aha-Effekts‘ auf, den der Psychologe Karl Bühler 1907 so beschreibt: „Ein eigenartiges im Denkverlauf auftretendes lustbetontes Erlebnis, das sich bei plötzlicher Einsicht in einen zuerst undurchsichtigen Zusammenhang einstellt“ (Bühler zit. nach Bass et al. 2014: 183).⁶ Dass Erkenntnis Freude auslöst, ist schon von Archimedes von Syrakus überliefert, der ‚Heureka!‘ (= ‚Ich hab’s gefunden!‘) rufend nackt durch die Stadt gelaufen sein soll, als er in seiner Badewanne das Prinzip entdeckte, wonach ein Körper genau so viel Auftrieb erzeugt wie es seinem Gewicht entspricht.

Das Bemerkenswerte an Wissen, Logik und Schlussfolgerungen ist, dass wir aus dem, was wir haben, mehr machen können: Wir machen eine Erfahrung, beobachten etwas – dann finden wir heraus, dass es für dieses ‚Etwas‘ eine Erklärung gibt. Wir verstehen, dass sein So-Sein, seine Entstehung einem Prinzip folgt, einer Regel gehorcht, Ergebnis eines gesetzmäßigen Zusammenhangs ist. Sobald wir das verstanden haben, können wir die nun bekannte Erklärung auf die Entstehung und das So-Sein anderer beobachteter Sachverhalte übertragen.

⁶ Dieses Zitat wird uns später noch beschäftigen. Es ist in dieser Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten nicht nur wegen seiner inhaltlichen Aussage interessant, denn an der Geschichte des Zitats und seinem Weg in diese Einführung wird deutlich werden, warum wissenschaftlich korrektes Arbeiten so wichtig ist und was passiert, wenn gegen elementare Regeln wissenschaftlichen Arbeitens verstoßen wird. Näheres zu diesen Fragen erfahren Sie in den Kapiteln 3 und 7.

Frei nach dem Münchner Humoristen und Künstler Karl Valentin könnte man also sagen: Wissenschaft ist schön, macht aber viel Arbeit.⁷ Und nach Karl Raimund Popper⁸ sind es geradezu heroische Personen, die die Wissenschaft betreiben:

Es sind Menschen mit mutigen Ideen, die aber ihren eigenen Ideen gegenüber höchst kritisch sind; sie versuchen herauszufinden, ob ihre Ideen richtig sind, indem sie versuchen herauszufinden, ob sie nicht vielleicht falsch sind. Sie arbeiten mit kühnen Vermutungen und strengen Widerlegungsversuchen ihrer eigenen Vermutungen. (Popper 1995b: 104).

1.3 Ziele und Merkmale von Wissenschaft

Im Unterkapitel 1.1 ging es v.a. um die Frage, wie man zu Wissen kommt, das schon da ist. Offen ist aber noch die Frage, wie man zu Wissen kommt, das noch nicht da ist, das man noch in keinem Lexikon oder Lehrbuch nachschlagen kann. In unserem Alltag tun wir das durch Intuition, Beobachten, Nachdenken und Ausprobieren. Eigentlich ist das in der Wissenschaft nicht anders, nur folgen wir dabei ganz bestimmten Regeln und Verfahrensweisen.

1.3.1 Regelgeleitetheit

Wissenschaft ist zunächst nichts anderes als eine besondere Art und Weise, Wissen und Erkenntnis zu erzeugen:

Wissenschaft als erkenntnistheoretisches System umfaßt die Regeln, nach denen der Gegenstand einer Wissenschaft bestimmt, Begriffe definiert, die logische Struktur für Aussagen oder die Verfahren, Aussagen zu gewinnen, formuliert werden. (Friedrichs 1990: 16; Herv. i. O.)

Wenn es Regeln und Verfahrensweisen gibt, heißt das immer auch, dass es eine Gruppe von Personen gibt, die diese für sich als verbindlich erachten und deshalb befolgen. Es gibt verschiedene Gründe, warum man Regeln befolgt oder sich an bestimmte Abläufe hält: aus Tradition („Das haben wir schon immer so gemacht!“), weil sie von einer Person

⁷ „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“ (Valentin).

⁸ Sir Karl Raimund Popper (1902–1994) war Philosoph und Wissenschaftstheoretiker. Er gilt als Begründer des sog. Kritischen Rationalismus – ein Wissenschaftsverständnis, das bis heute den größten Teil der empirischen Forschung prägt.

vorgelebt werden, die Vorbildcharakter hat (z.B. einer Lehrerin oder einem Lehrer mit Charisma und Begeisterung fürs eigene Fach), weil sie sich praktisch bewährt haben oder weil sie vernünftig sind. Die Wissenschaft besteht aus einer solchen Gruppe von Menschen, der scientific community. Auch hier gibt es Traditionen und charismatische Vorbilder, aber das Selbstverständnis der Angehörigen der scientific community ist doch eher, dass sie gemeinsam ein Set von Regeln und Verfahrensweisen schaffen, das vernünftig ist und sich (daher) praktisch bewährt hat.

Es gibt nun Regeln, die für die Wissenschaft generell gelten, allgemeine Regeln also, an die sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler halten, gleich welcher Disziplin sie angehören. Dazu gehören zuerst die Regeln der Logik, die festlegen, was zulässige Schlussfolgerungen sind, welche Sätze – rein logisch gesehen – wahr sind. Hinzu kommen Regeln des praktischen empirischen Forschens, also z.B. wie Daten erhoben werden und wie mit ihnen umgegangen werden muss. Diese Regeln sind zum Teil allgemein, zum Teil entwickeln die einzelnen Disziplinen spezifische Verhaltensregeln.

„Diese Regeln der Logik, der Theorie und der Methode unterliegen der Diskussion der Wissenschaftler, sie beruhen auf Übereinkunft [...], auf Konventionen“ (Friedrichs 1990: 16). Die Regeln, an die wir uns als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler halten, sind das Ergebnis einer Diskussion, die über Generationen hinweg geführt wird. Dabei geht es um Fragen, warum es vernünftig ist, diesen Regeln zu folgen und warum die Regeln selbst vernünftig sind. Es ist nicht nur wichtig, die Regeln zu kennen, sondern darüber hinaus auch zu wissen, wozu das Verhalten, das sie regeln, gut ist, welchem Zweck es dient, die Regeln zu befolgen – erst dann können wir darüber diskutieren, ob und wie Regeln verändert werden müssen.

1.3.2 Dynamik und Veränderung

Regeln sind es auch, die die Wissenschaft sucht, grundlegende Prinzipien, denen die Erscheinungen der Welt unterliegen, gesetzmäßige Zusammenhänge, mit deren Hilfe wir Ordnungen in der Welt erkennen. Die Auffassung darüber, welches Prinzip „die Welt im Innersten zusammenhält“ (Goethe 1985 [1808]: 17), kann sich im Verlauf der Zeit

verändern – denn schließlich kommen immer neue Erfahrungen hinzu und manchmal passen das bisher geltende Wissen und das neue Wissen nicht zusammen.

Manchmal kann es in Folge einer solchen Diskussion zu radikalen Umgestaltungen kommen. Eine Idee stellt die Organisation des bisherigen Wissens in Frage, es werden neue, ganz andere Erklärungen von Zusammenhängen gegeben, die mit dem bis dahin Gültigen in Konflikt stehen. So z. B. bei der Ablösung des geozentrischen durch das heliozentrische Weltbild, der sog. Kopernikanischen Wende. In der Wissenschaftstheorie wird ein solcher Prozess als „Paradigmenwechsel“ bezeichnet. Diesen seltenen, aber bedeutsamen Prozess beschreibt Thomas S. Kuhn⁹ in seinem Buch *The Structure of Scientific Revolutions* von 1969: Eine etablierte Wissenschaftstradition wird in Frage gestellt, eine neue ‚revolutionäre‘ Idee ihr gegenübergestellt. Nun müssen diejenigen, die sie vertreten, viel Überzeugungsarbeit im Diskurs der scientific community leisten: Auf der theoretischen Ebene muss begründet werden, warum die neue Perspektive mehr und bessere Erklärungen geben kann. Phänomene sollten nun erklärbar sein, die vorher ‚unerklärlich‘ waren und als Anomalie, als Ausnahme der Regel bezeichnet wurden. Auf der praktischen Ebene müssen auch Beweise in Form von empirischer Forschung erbracht werden, die die Ergebnisse erbringt, so wie sie vom neuen Paradigma prognostiziert werden. Wie gesagt, solche radikalen Umbauten sind selten. So selten, dass der Normalfall eher der langsame, kumulative Ausbau, die Modifizierung, Verbesserung und Erweiterung des wissenschaftlichen Wissens darstellt.

1.3.3 Individuelle und kollektive Prüfprozesse

Wissenschaft ist ein kollektives Projekt – es kann nicht von einer Person allein betrieben werden. In diesem generationsübergreifenden Gemeinschaftsprojekt wird systematisch, kontrolliert und unabhängig vom Einzelsubjekt Wissen produziert. Dieses Wissen zeichnet sich dadurch aus,

⁹ Thomas S. Kuhn (1922–1996) war zunächst Physiker, widmete sich aber bald vornehmlich der Wissenschaftsgeschichte und -philosophie. Mit seiner Auffassung vom Wechsel zwischen ‚normaler‘ und ‚außerordentlicher‘ Wissenschaft bezieht er eine andere Position als Karl R. Popper, der von einer kumulativen, sich aufgrund von immer strengeren Tests fortwährend verbessernden Wissenschaft ausgeht.

dass die einzelnen Schritte seiner Produktion prinzipiell für alle nachvollziehbar und transparent sind (vorausgesetzt, man bringt eine gewisse fachliche Ausbildung mit) und dass es durch Prozesse der kritischen Selbstreflexion, des kritischen Diskurses und der mehrfachen Prüfung gegangen ist. Hier kommen wir nochmals auf obiges Zitat von Popper zurück (siehe S. 22). Popper fordert von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, dass sie das, was allgemein akzeptiert wird, herausfordern. Das meint er mit „kühn“, denn es ist gewiss nicht einfach, etwas anderes zu behaupten, als das, was alle anderen zu wissen meinen. Kopernikus' Vermutung beispielsweise, dass

die Sonne im Zentrum des Universums ruht und nicht die Erde, war unglaublich kühn [...], weil sie mit allen damals akzeptierten Ansichten in Konflikt geriet, sowie mit dem glaubhaften Beweis der Sinne (Popper 1995b: 104).¹⁰

Der erste Schritt, die kritische Selbstreflexion, nimmt die Gegenargumente vorweg und ernst und versucht sie zu entkräften. Im kritischen Diskurs werden Argumente, empirische Belege und theoretische Erklärungskraft genauestens analysiert. Zu guter Letzt müssen eigene Behauptungen auch empirisch geprüft werden, sie müssen sich in der Realität bewähren.

Wissenschaftlich produziertes Wissen kann als Existenzsatz oder als Allsatz formuliert werden: Existenzsätze beschreiben etwas, sie sind deskriptiv, sie machen eine Feststellung über das So-Sein von Sachverhalten, z. B.: ‚Heute, Donnerstag, scheint die Sonne‘ oder ‚Es gibt weiße Schwäne‘. Allsätze sind wie Gesetze oder allgemeine Prinzipien formuliert. Ein Allsatz macht nicht nur über einen konkreten einzelnen Sachverhalt eine Aussage, sondern über etwas Allgemeines. Seine Gültigkeit hat keine räumliche oder zeitliche Beschränkung, z. B.: ‚Donnerstags scheint (immer und überall) die Sonne‘ oder ‚Alle Schwäne (die es je gab, gibt und geben wird) sind weiß‘. Die Gültigkeit von Existenzsätze ist leicht zu prüfen: Wir können zum Fenster hinaussehen und feststellen: Ja, die Sonne scheint, oder wir können in den Park gehen und feststellen: Ja, hier gibt es weiße Schwäne. Nachdem Allsätze aber für alle Fälle gelten sollen – auch die vergangenen, die zukünftigen und an allen

¹⁰ Galileo Galilei, der Kopernikus' These verteidigte und zu belegen sucht, wurde dafür 1633 zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt und erst 350 Jahre später rehabilitiert.

anderen Orten befindlichen – ist es nicht möglich, sie zu bestätigen (Verifikation). Ein wenig salopp gesagt liegt das daran, dass wir nicht überall sein können, keine Zeitreisen in die Vergangenheit unternemen können und nicht ewig leben. Was wir aber tun können, ist nach Fällen zu suchen, auf die der Allsatz *nicht* zutrifft. Finden wir nur einen solchen Fall, muss der Allsatz falsch sein. Eine solche „Widerlegung oder *Falsifikation* ist ein logisch zulässiger Weg“, „ein Gegenbeispiel kann ein Gesetz widerlegen“ (Popper 1995a: 95; Herv. G.M.). Die Widerlegung des Gesetzes ist auf jeden Fall sicheres, wahres Wissen.

1.3.4 Wahrheit und Objektivität

Selbst wenn sich die eigenen Annahmen bestätigen, sollte man sich selbst gegenüber kritisch bleiben, denn wir können auch bei sorgfältigster Prüfung nie hundertprozentig sicher sein, ob wir Recht haben. Unsere These gilt nur so lange als wahre Beschreibung der Wirklichkeit, bis wir auf einen Fall stoßen, auf den sie nicht zutrifft. Wichtig ist nach Popper dabei, dass wir solche Fälle aktiv suchen müssen (vgl. Popper 1995b: 105–108). Und weil wir das als einzelne Personen gar nicht alleine schaffen können, beteiligt sich die scientific community an diesem Prozess. Sie bringt weitere Gegenargumente vor und sucht weitere Fälle, auf die eine Hypothese nicht zutrifft. So lange jedoch keine solchen Fälle gefunden werden, akzeptieren wir ihre Aussage und die dazugehörigen Beweise als vorläufig wahr.

Ziel der Wissenschaft ist es, *wahre Aussagen* zu machen. Dabei gehen wir mit dem Begriff der Wahrheit etwas bescheidener um, als das weltanschauliche System wie z. B. Religionen tun. Eine wahre Aussage muss etwas (einen Gegenstand, einen Sachverhalt, dessen Zustände und Veränderungen) zutreffend beschreiben, d. h. sie muss sich in der Realität bewähren, es muss möglich sein, etwas konkret zu erfahren, das dem in der Aussage Behaupteten entspricht. Die wahren Aussagen sollten nach Möglichkeit nicht nur *deskriptiv* sein, also einen vor uns liegenden Sachverhalt zutreffend beschreiben, sondern sie sollten über sein So-Geworden-Sein etwas sagen, also *Erklärungen* liefern, warum etwas so und nicht anders ist. Zudem soll Wissenschaft über einzelne Erfahrungsgegenstände hinausgehend verallgemeinerbare Sätze aufstellen,

also Allsätze formulieren. Damit können wir z. B. auch *Prognosen* erstellen, also Sätze über zukünftige Sachverhalte machen.

Wenn unsere Thesen etwas Erfahrbares beschreiben, wenn sie Erklärungen für Zusammenhänge liefern, wenn sie einen Zustand oder ein Ereignis in der Zukunft vorhersagen, wenn wir Fälle vorweisen können, in denen sich diese Aussagen als korrekt erwiesen haben und wenn die Verfahren, wie wir diese Fälle gefunden und untersucht haben, für alle nachvollziehbar sind, dann sprechen wir von *wissenschaftlicher Erkenntnis*. Sie hat sich bereits mehrfach empirisch bewährt und ist (manchmal) geeignet, praktische Probleme in der Wirklichkeit zu lösen.

Weil Wissenschaft ein kollektives Projekt ist und nicht Sache einer einzelnen Person, muss das Wissen, das ein Forscher oder eine Forscherin produzieren, von ihnen als Individuum unabhängig sein. Wissen ist objektiv, wenn es nicht mehr von einem Subjekt abhängt, ob das Wissen verfügbar und anwendbar ist. Kann also jeder meine Gedanken nachvollziehen und meine empirische Forschung wiederholen, dann kann man von der *Objektivität* des von mir produzierten Wissens sprechen. Um dies zu gewährleisten, muss das theoretisch-reflektierende und praktisch-forschende Vorgehen der Forschenden für alle anderen theoretisch und praktisch nachvollziehbar und durchschaubar sein. Dies ist mit dem Begriff *intersubjektive Nachvollziehbarkeit* gemeint. Nehmen wir z. B. Wissen, das in Experimenten gewonnen wurde. Es gilt nur dann als wissenschaftlich, wenn das Experiment wiederholbar ist. Wiederholbarkeit meint nicht, dass genau dasselbe Untersuchungsmaterial noch einmal verwendet wird, das ist in den meisten Fällen ganz praktisch unmöglich. Es meint vielmehr, dass die Anwendung derselben Voraussetzungen, (Durchführungs-)Regeln und Verfahrensweisen auf die gleichen Untersuchungsbedingungen möglich sein muss. Daher ist die Offenlegung der eigenen Vorgehensweise und die Angabe der dafür relevanten Bedingungen nach bestem Wissen und Gewissen zentral für die Produktion wissenschaftlichen Wissens.

1.3.5 Offenheit und Wahrhaftigkeit

Damit hängt ein weiteres wichtiges Merkmal zusammen: die Offenheit des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses. Offenheit meint, dass wissenschaftlich produziertes Wissen allen offenstehen muss. Erkenntnisse

der Wissenschaft gehören der Gesellschaft als ganzer. Mit den Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen wie den Max-Planck- oder Fraunhofer-Instituten leistet sich die Gesellschaft eigene Institutionen, die allein dazu da sind, das gesellschaftlich verfügbare Wissen, das allen Bürgerinnen und Bürgern gehört, zu erweitern und zu verbessern. Mehr und besseres Wissen – so die dahinter stehende Vorstellung – ist die Voraussetzung für wirklichkeitsadäquates, erfolgreiches Handeln jedes Einzelnen. Offenheit bedeutet, dass es allen freisteht, das Wissen für eigene Zwecke einsetzen zu können. Geheimes, nicht-öffentliches Wissen ist demgegenüber Herrschaftswissen und dient einer kleinen Gruppe Eingeweihter, ihre Interessen besser durchzusetzen als andere Gesellschaftsmitglieder – oft auch auf deren Kosten. In bestimmten Bereichen der Gesellschaft (z. B. Wirtschaft oder Militär) wird ebenfalls nach wissenschaftlichen Regeln Wissen produziert. Aber dieses Wissen wird, weil man sich einen ‚Wettbewerbsvorteil‘ verschaffen will, gerade nicht allen zugänglich gemacht. Offenheit ist eine Voraussetzung dafür, dass weitere Normen wissenschaftlichen Handelns überhaupt möglich sind:

Publikation von Forschungsergebnissen, Lektüre der Ergebnisse anderer, Zitieren der Quellen, Berücksichtigung der jeweils neuesten Forschungsergebnisse, Produktion von Ideen, Beiträge zum Erkenntnisfortschritt, Unbestechlichkeit durch Auftraggeber, Politiker und Kollegen (Friedrichs 1990: 15).

Publizieren heißt, wissenschaftliches Wissen zugänglich zu machen. Damit sind weitere spezielle Forderungen nach Offenheit verknüpft: die Darlegung der Ziele der eigenen Forschung, ihrer Vorgehensweise und Ergebnisse. Dies ist aus folgenden Gründen so bedeutsam: Das eigene Erkenntnisinteresse leitet das praktische Vorgehen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an. Wir sind uns oft selbst der eigenen Perspektive nicht voll bewusst, unsere Interessen in der Forschung sind selten völlig unabhängig von unseren Interessen als ‚ganz normale Menschen‘. Ebenso spielt die Frage, welcher wissenschaftlichen Theorie wir den Vorzug geben, eine Rolle. Wenn wir die Voraussetzungen unseres wissenschaftlichen Handelns darlegen, steht es den Angehörigen der scientific community offen, diese kritisch zu hinterfragen. Eine andere Person mit anderem Standpunkt und anderem theoretischem

Rüstzeug würde die gleiche Fragestellung vielleicht anders bearbeiten, zu anderen Ergebnissen kommen oder dieselben Ergebnisse anders interpretieren. Erst wenn alle über Verfahren, Quellen und Erkenntnisse diskutieren können, ist es möglich, deren Richtigkeit zu prüfen. Offenheit steht daher im Dienst der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und kritischen Prüfung und ist damit ein unverzichtbares Element von als wissenschaftlich bezeichnetem Wissen.

Diese bis hierhin beschriebene Offenheit könnte als formale Offenheit bezeichnet werden: Veröffentlichung und Darlegungen der eigenen Argumente, der herangezogenen Theorien, der verwendeten Literatur, der eingesetzten Erhebungs- und Untersuchungsmethoden, der Auftraggeber (wenn vorhanden) usw. Hinzu kommt die inhaltliche Offenheit: offen zu sein, für die Ergebnisse, die durch wissenschaftliches Handeln produziert werden.

1.3.6. Wertfreiheit

Dieser Aspekt steht im Zusammenhang mit dem Postulat der Wertfreiheit, das eng mit dem Namen Max Weber verknüpft ist. Er fordert, dass

der Forscher [...] die Feststellung empirischer Tatsachen [...] und *seine* praktisch wertende, d. h. diese Tatsachen [...] als erfreulich oder unerfreulich *beurteilende*, in diesem Sinn: ‚bewertende‘ Stellungnahme unbedingt *auseinanderhalten* solle (Weber 1988 [1922]: 500; Herv. i. O.).

Dass man Energie freisetzen kann, indem man Atome spaltet oder dass man Eizellen außerhalb des Körpers befruchten kann oder dass mittels sexualisierter Werbung der Absatz von Waren gesteigert werden kann, ist zunächst einmal als empirisch beobachtete Tatsache zu betrachten. Die Frage, ob diese Tatsachen nun positiv oder negativ zu bewerten seien, ist selbst keine mehr, auf die eine Antwort nach wissenschaftlichen Regeln gegeben werden kann. Denn die Wissenschaft, so Weber, kann keine Auskunft über die Zwecke geben, die eine Gesellschaft oder ein Individuum verfolgen soll, sondern ausschließlich über die Mittel, die zu deren Erreichung dienlich sind. Die Wissenschaft ist nicht zuständig für das, was „der Fall sein soll oder muss bzw. nicht der Fall sein soll oder darf“ (Opp 1995: 215): Sie ist keine ethische Instanz.

Die Auffassung Webers war nie unumstritten (vgl. König 1972: 225f.; siehe zur gegenwärtigen Debatte: Schurz; Carrier 2013). In Deutschland

wurde diese Debatte im sog. ‚Positivismusstreit‘ vehement geführt. Gegen die Wertfreiheit wurde zum einen angeführt, dass eine wertfreie Wissenschaft gar nicht möglich sei, denn bereits die Forderung, „wissenschaftlich‘ sollen nur solche Sätze genannt werden, die sich intersubjektiv prüfen lassen“ ist eine Norm (König 1972: 228). Sie fordert zu entsprechendem Verhalten auf und auf ihrer Basis wird ‚gutes‘ und ‚schlechtes‘ wissenschaftliches Verhalten unterschieden. Wissenschaft hat damit selbst eine Wertbasis – was von den Vertretern der Wertfreiheit selbst gar nicht bestritten wird. Sie wenden sich jedoch dagegen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst Werturteile über ihren Untersuchungsgegenstand, ihre Ergebnisse oder deren Verwendung abgeben. Dem wiederum halten die Gegner entgegen, dass Wissenschaft, die nicht nach dem ‚Wozu‘ fragt, jedem beliebigen Zweck und damit gleichermaßen demokratischen, emanzipatorischen wie autoritär-totalitären Bestrebungen dienen kann. Gefordert wird, die Wissenschaft solle „Anweisungen für das praktische Handeln“ und „eine Methode der vernünftigen Rechtfertigung von Normen“ liefern (ebd.: 227). Normative Sätze, Aussagen darüber, was sein soll oder darf, sind innerhalb in der Wissenschaftssprache insofern problematisch, als sie weder empirisch prüfbar noch falsifizierbar sind.

Hans Lenk (vgl. 1991: 14f.) trennt den Aussagen- vom Handlungs- bereich der Wissenschaft. Damit betrifft die Forderung nach Wertfreiheit nur den Aussagenbereich (worüber wissenschaftliche Aussagen gemacht werden); im Handlungsbereich (wie wissenschaftliche Aussagen zu erzeugen sind) dagegen gelten durchaus eine Reihe von Normen und Anforderungen an ‚gute Praxis‘, wie wir im Folgenden sehen werden.

1.3.7 Ethik

Das oberste Gebot der Wissenschaft leitet sich aus dem ersten Satz des Art. 1 GG ab: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Schon 1785 forderte Immanuel Kant¹¹ in seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*:

¹¹ Immanuel Kant (1724–1804) war Philosoph der Aufklärung. Seine Definition des Begriffs Aufklärung als „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldete Unmündigkeit“ und der dazu gehörige Wahlspruch „Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!“ (Kant 1977 [1783]: 53; Herv. i. O.) sind bis heute wichtige Leitthemen der Wissenschaft.

„Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als auch in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“ (Kant 2010 [1785]: 65). Der Mensch ist ein „Zweck an sich selbst“ und darf nicht „bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen“ (ebd.: 63) behandelt werden – und daher auch nicht als Mittel für Erkenntnisziele der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Der Forschungszweck kann nicht wichtiger sein als der Mensch, den man dazu untersuchen muss. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler tragen Verantwortung dafür, den Menschen nicht zu schaden. Das betrifft nicht nur die Forschung am und mit Menschen, sondern auch den weiteren Umgang mit dem Wissen. In den Forderungen guter wissenschaftlicher Praxis der Otto-Friedrich-Universität Bamberg heißt es hierzu:

Wissenschaftliche Selbstbeschränkung ist zudem immer dann erforderlich, wenn besondere gesellschaftspolitische Umstände eine Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse außerhalb der Wissenschaft erwarten lassen, die mit der Würde des Menschen unvereinbar ist. (Otto-Friedrich-Universität 2008: 3).

Im engen Zusammenhang mit dem Wertfreiheitspostulat steht die Forderung nach Unparteilichkeit. Der Deutsche Hochschulverband versteht darunter, dass bei jedem Forschungsprojekt auch der Auftraggeber genannt wird und dass wissenschaftliche Urteile nur abgegeben werden sollten, nachdem die Gegenargumente angemessen gewürdigt wurden (vgl. DHV 2010).

Eine weitere allgemeine Forderung an die Ethik wissenschaftlicher Arbeit ist Ehrlichkeit. Der Deutsche Hochschulverband sagt dazu:

Der redliche Umgang mit Methoden, Quellen und Daten sowie dem geistigen Eigentum Dritter bilden [...] das Fundament für die Berufsausübung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Fehlverhalten in der Wissenschaft verletzt die Eigengesetzlichkeit von Wissenschaft, beschädigt die Kollegialität und zerstört das Vertrauen, das die Öffentlichkeit in die Lauterkeit von Wissenschaft setzt. (ebd.)

Insgesamt sind die Vorgaben an ethisches Verhalten in der Wissenschaft eher vage gehalten, denn die Freiheit von Wissenschaft, Forschung und Lehre steht unter grundrechtlichem Schutz (Art. 5 Abs. 3 Satz 1 GG) und darf daher nicht ohne weiteres eingeschränkt werden

(zumal unklar ist, wer denn legitimiert und befähigt wäre, diese Freiheit zu begrenzen). Die Forderungen sind auch deshalb allgemein formuliert, weil in den verschiedenen Disziplinen je unterschiedliche ethische Fragen drängend sind: Die Biologie z. B. muss sich mit Fragen des Tierschutzes befassen, in der Medizin findet seit einigen Jahren eine heftige Kontroverse um den Embryonenschutz statt und die Psychologie muss die wichtige Frage des Umgangs mit Abhängigen beantworten. Welches wissenschaftliche Handeln mit welchen ethischen Grundsätzen der Gesellschaft (oder der Forschenden) in Konflikt gerät, kann nicht im Vorhinein festgelegt werden. Gerade weil die Wissenschaft damit befasst ist, neues Wissen zu generieren, kann niemand vorhersehen, wie sie in der Zukunft auf welche Weise welche ethischen Grundsätze verletzt. Da die zukünftige Entwicklung der Wissenschaft unvorhersagbar ist, ist es ein „riskantes und wenig einträgliches Geschäft, ihrer Reichweite Grenzen zu setzen“ und „ganze Bereiche von Phänomenen ihrem erklärenden Zugriff zu entziehen“ (Rescher 1985: 176). Die Gesellschaft kann sich mit diesen Problemen nur im Nachhinein befassen. Mithin ist das ethische Verhalten in der Forschung in hohem Maße eine Frage der kritischen Selbstbefragung jedes einzelnen.¹²

Zusammenfassend kann man sagen, dass Wissenschaft sich durch folgende Merkmale auszeichnet: (1) Streben nach Wahrheit, (2) Regelmäßigkeit der Wissensproduktion, (3) Objektivität und Unabhängigkeit von einzelnen Person, (4) Kollektivität, (5) intersubjektive Nachvollziehbarkeit und Transparenz der Vorgehensweise, (6) Offenheit, (7) Wertfreiheit sowie (8) ethische Verantwortlichkeit.

1.4 Formal- und Materialobjekt der Wissenschaft

Dass jede Wissenschaft sich mit anderen ethischen Problemen beschäftigen muss, hat damit zu tun, dass sich jede mit einem anderen Wirklichkeitsbereich befasst, d. h. einen anderen Gegenstand hat. Was ist mit ‚Gegenstand‘ aber eigentlich gemeint? Ist nicht z. B. der Mensch ‚Gegenstand‘ vieler Wissenschaften: der Medizin, der Psychologie oder der Biologie? ‚Der Mensch‘ nicht als Einzelwesen, sondern als Allgemeines verstanden, ist zudem ‚Gegenstand‘ der Soziologie, der Politologie, der

¹² Mit den ethischen Grundsätzen der Kommunikationswissenschaft befasst sich Kapitel 2.7.

Kommunikationswissenschaft, der Sprachwissenschaft usw. usf. Aus dieser Aufzählung wird schnell ersichtlich, dass all diese Wissenschaften doch etwas sehr Verschiedenes im Blick haben. Um die Frage nach dem ‚Gegenstand‘ einer Wissenschaft präziser formulieren zu können, ist die Unterscheidung zwischen Formal- und Materialobjekt hilfreich, wie folgende Beispiele verdeutlichen: Ein und demselben Material kann man verschiedenste Formen geben. Ich kann aus Ton einen Ziegelstein formen oder eine Vase, ich kann aus Glas einen Erlenmeyerkolben herstellen oder eine Fensterscheibe, ich kann aus Holz ein Kanu bauen oder einen Stuhl. Die Form ist also ganz wesentlich, wenn es darum geht, zu bestimmen, um welchen Gegenstand es sich handelt und wozu er dient. Wenn ich jemanden frage, womit er sich gerade befasst und er nennt mir nur das Material, z. B. ‚Ich befasse mich mit Holz‘, dann bin ich so schlau wie vorher: Ist er ein Architekt, eine Bootsbauerin, ein Künstler, eine Schreinerin? Wenn ich aber weiß, dass mein Gegenüber ein Architekt ist, dann weiß ich viel genauer, womit er sich befasst, und das kann durchaus verschiedene Materialien umfassen: Glas und Holz, Beton und Stahl, Stein und Sand u. v. m.

Der alte Werbespruch „Beton, es kommt drauf an, was man draus macht“, gilt auch für die Wissenschaft: Ihre Materialobjekte „sind die ganz konkreten dinglichen Gegenstände [...], die sie sammelt, ordnet, untersucht und erforscht“ (Wagner 1997: 74). Erst wenn wir das Formalobjekt einer Wissenschaft kennen – also das, was man aus dem Materialobjekt macht –, wird uns ihr Erkenntnisinteresse, ihr ‚Gegenstand‘ klar: Warum und mit welchen erkenntnisleitenden Fragen wendet sich diese Wissenschaft ihren Materialien zu?

Betrachten wir die Massenmedien (z. B. Zeitung, Hörfunk, Fernsehen). Es gibt eine Reihe von Wissenschaften, die sich ebenfalls mit ‚den Medien‘ befassen: die Sprach-, Kunst-, Wirtschafts- oder Rechtswissenschaften, Soziologie und Psychologie, Technik- und Ingenieurwissenschaften u. v. m. Je nachdem, aus welchem Blickwinkel Massenmedien betrachtet werden, sind sie Symbolträger oder Kunst, Ware oder Rechtsobjekte, Sozialisationsinstanz, psychologischer Reiz oder elektrisches Signal. Das gleiche Material ist also für jede Wissenschaft etwas völlig anderes. ‚Massenmedien‘ sind, so könnte man sagen, ein derart komplexes Phänomen, dass es einer Fülle von Disziplinen bedarf, um sie in

allen seinen Aspekten zu erfassen. Jede Wissenschaft hat ein anderes Formalobjekt, ein anderes Erkenntnisinteresse und dieses bestimmt letztlich, was als Materialobjekt zu gelten hat, wie es untersucht wird, welche Aspekte daran relevant sind und was daran zum Thema gemacht wird (vgl. Wagner 1997: 74ff.). Die Rundfunkingenieurin befasst sich z. B. mit der Frage, wie ein Fernsehbeitrag in digitale Signale zerlegt, komprimiert und verbreitet werden kann – ob es sich dabei um eine Nachrichtensendung oder einen Krimi handelt, ist für sie völlig irrelevant. Solche technischen Fragen sind hingegen für den Juristen, der sich z. B. mit der Verletzung des Persönlichkeitsrechts in einem Fernsehbeitrag befasst, ganz unerheblich. Eine Psychologin wiederum, die untersucht, welche Einstellungsveränderungen dieser Fernsehbeitrag auszulösen vermag, braucht sich weder um das eine noch um das andere zu kümmern. An diesem Beispiel wird zudem ersichtlich, dass jede Wissenschaft diejenigen Methoden entwickelt, die sie für die Untersuchung ihres Formalobjekts benötigt (vgl. ebd.: 77).

1.5 Der Prozess wissenschaftlichen Arbeitens

Wissenschaftliches Arbeiten umfasst eine Reihe von Tätigkeiten: Fragestellungen erarbeiten, Recherchieren, Lesen, Theorien und Hypothesen formulieren, Daten erheben und auswerten, Schreiben, Präsentieren und Publizieren. Diese Reihenfolge wird häufig als idealtypisch dargestellt, doch in der konkreten Praxis sind alle diese Tätigkeiten eng miteinander verschränkt. Recherchieren und Lesen sind z. B. zwei Tätigkeiten, die ohneeinander nicht zu denken sind. Auch kann man keine Theorie formulieren, ohne nicht immer wieder Bezug zu nehmen auf das, was andere Autorinnen und Autoren geschrieben haben. Viele Verfahren der Datenerhebung (v. a. historisch-hermeneutisches Arbeiten) erfordern begleitende, permanente Recherche. Außerdem ist es durchaus üblich, bei größeren Forschungsprojekten wichtige Zwischenergebnisse auf Tagungen zu präsentieren – noch bevor das gesamte Projekt publiziert wurde. Während der Datenauswertung können bereits neue Forschungsfragen auftauchen, die vielleicht schon aufgeschrieben werden.

Dahinden, Sturzenegger und Neuroni (2006: 39) zählen fünf Bereiche des wissenschaftlichen Arbeitens auf, die v. a. während des Studiums zentral sind und ordnen ihnen weitere Tätigkeiten zu:

- (1) Themen und Theorien:
 - Erarbeiten wissenschaftlich relevanter Themen
 - Themen eingrenzen/ausweiten
 - Fragestellungen formulieren
 - Theorien finden und anwenden¹³
- (2) Lesen:
 - Lesen und Verstehen
 - Schwerpunkte und zentrale Aussagen herausarbeiten
 - Auswerten und bewerten
- (3) Recherchieren:
 - Literatur finden
 - Relevanz und Aktualität beurteilen
 - stichwortartig beschreiben und systematisch erfassen
- (4) Schreiben:
 - formale Rahmenbedingungen klären und Textform wählen
 - Material sammeln und strukturieren
 - Von der ersten Rohfassung bis zur letzten Version: korrigieren, überarbeiten
- (5) Sprechen und Präsentieren:
 - formale Rahmenbedingungen klären
 - Vortrag strukturieren
 - Reden einüben
 - Präsentationsinstrumente anwenden

Auch sie betonen, dass diese Tätigkeiten nicht immer in genau dieser Reihenfolge abgearbeitet werden – für eine erste Orientierung ist diese allerdings durchaus sinnvoll. In der vorliegenden Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten werden Sie schrittweise mit den Erfordernissen dieser Tätigkeiten bekannt gemacht – wobei die Themenfindung nicht gleich zu Anfang behandelt wird (sondern erst in Kapitel 10). Denn meist bekommen gerade Erstsemester von den Dozentinnen und Dozenten schon ‚fertige‘ Themen für Referate und Hausarbeiten gestellt.

¹³ Bis zur Bachelor- oder Masterarbeit wird von den Studierenden i. d. R. nicht erwartet, selbst Theorien und Hypothesen zu entwickeln. Hier geht es vielmehr um die Frage, welche Theorien für welche Themen einen hohen Erklärungswert haben. Das wissenschaftliche Arbeiten i. S. v. eigener empirischer Forschung wird meist erst im Rahmen von Abschlussarbeiten verlangt.

Eine eigenständige Fragestellung zu erarbeiten gehört meist erst in einen späteren Studienabschnitt.

Niemand geht davon aus, dass Studierende im ersten Semester bereits das wissenschaftliche Arbeiten perfekt beherrschen. Andererseits gibt es eine ganze Menge Dinge, die man gleich von Anfang an richtig machen kann, z. B. alle Anforderungen, die die Form einer mündlichen Präsentation oder einer schriftlichen Hausarbeit betreffen. Anderes, z. B. Recherchieren, Schreiben oder Vortragen, muss man einfach lernen, indem man es so oft wie möglich erledigt und dabei zugleich das Ziel verfolgt, mit jedem Mal besser zu werden.

1.6 Literatur

- Bass, Julia et al. (2014): Somnologie und der Nutzen eines Nickerchens. In: Weidtmann, Niels (Hrsg.): Kosmologie – Evolution – Geschichte 2: Der Mensch an der Schnittstelle zwischen Natur und Kultur. Darwinistische Kränkung, Religiosität, Gemeinschaft, Schlaf, Zeit. Berlin: Lit, S. 163–202.
- Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuron, Alessia C. (2006): Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft. Bern et al.: Haupt.
- DHV (Deutscher Hochschulverband) (2010): Wissenschaft und Ethik. Resolution des 60. DHV-Tages. Online verfügbar unter: <http://www.hochschulverband.de/cms1/779.html> <30.06.2015>.
- Friedrichs, Jürgen (1990): Methoden empirischer Sozialforschung. 13. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Goethe, Johann Wolfgang (1985 [1808/1832]): Faust. Erster und zweiter Teil. 7. Aufl. München: dtv.
- Gosciny, René (1973): Streit um Asterix. Berlin: Ehap.
- Kant, Immanuel (1977 [1783]): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Ders.: Werkausgabe. Bd. XI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Hrsg. v. Weischedel, Wilhelm. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kant, Immanuel (2010 [1785]): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Stuttgart: Reclam.
- König, Eckard (1972): Wertfreiheit und Rechtfertigung von Normen im Positivismusstreit. In: Zeitschrift für Soziologie. 1. Jg., H. 3, S. 225–239.

- Kreibich, Rolf (1986): Die Wissenschaftsgesellschaft. Thesen zum Wandel der Industriegesellschaft. In: Gewerkschaftliche Monatshefte. 37. Jg. H. 6, S. 334–343.
- Kuhn, Thomas S. (2014 [1969]): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. 24. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lenk, Hans (1991): Einführung: Moralische Herausforderung der Wissenschaft? In: Ders. (Hrsg.): Wissenschaft und Ethik. Stuttgart: Reclam, S. 7–23.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Opp, Karl-Dieter (1995): Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theorienbildung und praktischen Anwendung. 3., vollst. überarb. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Otto-Friedrich-Universität (2008): Forderungen guter wissenschaftlicher Praxis. Online verfügbar unter: https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/www.abt-studium/Rechtsvorschriften/2Hochschulpersonalwesen/Forderung-guter-wissenschaftlicher-Praxis/Forderungen_guter_wiss_Praxis.Dez.2008.pdf <30.06.2015>.
- Popper, Karl Raimund (1995a): Das Problem der Induktion (1953, 1974). In: Miller, David (Hrsg.): Karl Popper Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie. Tübingen: Mohr, S. 84–102.
- Popper, Karl Raimund (1995b): Das Abgrenzungsproblem (1974). In: Miller, David (Hrsg.): Karl Popper Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie. Tübingen: Mohr, S. 103–116.
- Rescher, Nicholas (1985): Die Grenzen der Wissenschaft. Stuttgart: Reclam.
- Schurz, Gerhard; Carrier, Martin (Hrsg.) (2013): Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit. Berlin: Suhrkamp.
- Valentin, Karl: Zitate. Online verfügbar unter: <http://www.karl-valentin.de/zitate/zitate.htm> <30.06.2015>
- Weber, Max (1988 [1922]): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Winckelmann, Johannes. 7. Aufl. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1997 [1911]): Zu einer Soziologie des Zeitungswesens. In: Gottschlich, Maximilian; Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.):

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller, S. 138–144.

Wagner, Hans (1997): Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren. Eine Einführung in das Fach und das Studium. München: Fischer.

2. Was ist Kommunikationswissenschaft?

Gabriele Mehling

Heinz Pürer gibt eine Definition des Faches, die für Erstsemester oder Fachfremde sicher einfach zu verstehen ist:

Kommunikation ist ein Phänomen, das alle Bereiche menschlicher Existenz tangiert und durchdringt. Die Kommunikationswissenschaft hat daher einen umfassenden Fachgegenstand, den sie mit zahlreichen anderen Wissenschaften teilt und der in seiner Komplexität und Gesamtheit wohl nie vollständig zu erfassen sein wird. Sie befasst sich – im weitesten Sinne – mit den im gesellschaftlichen Diskurs ausgetauschten Informationen, vor allem mit den über die Massenmedien vermittelten Botschaften, ihren Entstehungs- und Verbreitungsbedingungen sowie Rezeptionsprozessen. Gegenstand des Faches ist insgesamt also das Phänomen der gesellschaftlichen Kommunikation (Pürer 2003: 17).

So klar diese Definition ist, komprimiert sie jedoch vielfältige Aspekte, ein umfangreiches Fachwissen und elaboriertes Verständnis dieser Wissenschaft, das Studierenden sich im Laufe des Studiums schrittweise erarbeiten müssen. Pürers Definition könnte daher als Fazit am Ende eines Lern- und Verstehensprozesses stehen. Im Folgenden werden einige Grundlagen geschaffen, um diese Definition in ihrer Tragweite zu verstehen.

2.1 Zum Begriff der Kommunikation

Beginnen wir mit der Frage, was Kommunikation ist. Erneut handelt es sich nachfolgend um eine sehr einfache, kurze und pragmatische, dem Zweck einer Einführung dienende Antwort. Sie beginnt mit einer Einschränkung: Wir befassen uns mit Humankommunikation und klammern Kommunikation unter bzw. mit anderen Lebewesen oder Maschinen aus.

Eine Minimaldefinition von Kommunikation beinhaltet mindestens zwei beteiligte Akteure¹, ein Zeichensystem, das beiden bekannt ist, und etwas, das auf der einen Seite mitgeteilt werden und auf der anderen Seite verstanden werden soll. Dieses ‚etwas‘ wird im folgenden Modell als ‚Aussage‘ bezeichnet. Damit ist bereits eine wichtige Weichenstellung für die Definition getroffen. Je nachdem, ob man stattdessen z. B. ‚Information‘ oder ‚Bedeutung‘ einsetzt, verändert sich der Kommunikationsbegriff.²

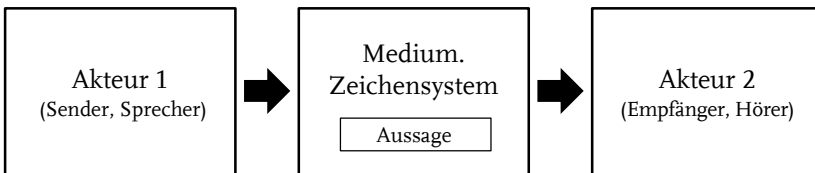


Abbildung 1: Einfaches Kommunikationsmodell

Im Modell ist die ‚Aussage‘ in das ‚Medium/Zeichensystem‘ integriert. Dies soll auf zwei Aspekte hinweisen: (1) Die Aussage ist, damit sie überhaupt weitergegeben und wahrgenommen werden kann, an einen wie auch immer gearteten ‚Träger‘ gebunden. Das Medium ermöglicht das Weitergeben, Wahrnehmen und (nicht in allen Fällen) Aufbewahren von Aussagen. Da der Begriff des Mediums sehr weit ist (beispielsweise ist auch die Luft, in der sich unsere gesprochenen Worte in Form von Schallwellen verbreiten, ein Medium), müssen wir hier einschränken, dass das Fachinteresse derjenigen Kommunikation gilt, die sich einer Vermittlungstechnik bedient: vom Keil und Stein, die zum Einritzen einer Botschaft benötigt werden, bis zu den heutigen Techniken der Herstellung, Verbreitung und Nutzung von Botschaften – vom Telefon

¹ Damit sind nicht nur Personen gemeint: Akteure können auch Organisationen sein, Massenmedien oder soziale Gruppen.

² So verwenden technisch orientierte Definitionen, wie die von Claude E. Shannon und Warren Weaver, den Begriff Informationseinheit (z. B. ein Bit: 1 oder 0, ‚Ein‘ oder ‚Aus‘). Da sie Kommunikation als Prozess der technischen Informationsübertragung verstehen, ist für sie der Begriff der Bedeutung nicht relevant (vgl. Shannon; Weaver 1964 [1949]: 9). In einigen Definitionen wird als konstitutiv für den Kommunikationsbegriff angesehen, dass mit dem Austausch von Aussagen auch Intentionen, also Absichten, Interessen und Ziele verbunden sind (vgl. Burkart 1998: 25–30). Manche Autoren wollen erst dann von Kommunikation sprechen kann, wenn sie gelungen ist, zwischen den Kommunizierenden also Verstehen erzielt wurde (vgl. ebd.: 32f.; Habermas 1995 [1981]: 412ff).

über die Zeitung bis zum Weblog. (2) Zudem müssen unsere Aussagen eine Ausdrucksgestalt annehmen: Sie werden gesprochen, gesungen, geschrieben, gemalt, in Gestik und Mimik vermittelt. Wir untersuchen also Kommunikation, die vermittelt eines geteilten Zeichensystems erfolgt. Das ist in den meisten Fällen sprachlich vermittelte Kommunikation. Die Sprache ist ein flexibles und universal einsetzbares Zeichensystem, aber nicht unser einziges. Wir benutzen für unsere Kommunikation auch Bilder und Symbole, Töne und Berührungen. Die gemeinsamen Zeichensysteme setzen voraus, dass wir die Zeichen ‚richtig‘ verwenden, d.h. so, wie es alle anderen tun. Das betrifft sowohl den Akteur, der etwas ausdrücken will, als auch den, der die Botschaft empfängt und verstehen will, was der andere damit zum Ausdruck bringen möchte.

Dass die beiden Akteure ein gemeinsames Zeichensystem verwenden, ist an die Voraussetzung gebunden, dass sie in einer sozialen Gemeinschaft handeln, innerhalb der es möglich war, dieses Zeichensystem zu entwickeln, zu bewahren und weiterzugeben. Kultur und Gesellschaft ist daher der ‚Rahmen‘, der um den einzelnen kommunikativen Austausch zu ziehen ist. Dieser gemeinsamen Kommunikationsumwelt entnehmen die Kommunizierenden ihr Zeichensystem, ihre Motive, Interessen und Themen – erst innerhalb dieses gemeinsamen Ausgangs-, Bezugs- und Zielpunktes wird Kommunikation sinnvoll.

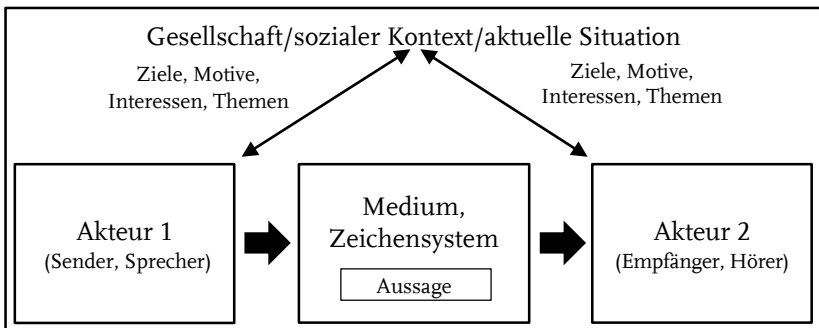


Abbildung 2: Kommunikation innerhalb eines gemeinsamen Bezugsrahmens

Aus der Annahme, dass wir uns eines technischen Mediums bedienen, ein gemeinsames System von Zeichen benutzen und gemeinsame

Regeln der Zeichenverwendung befolgen, resultiert, dass diese Kommunikation nicht zufällig und absichtslos geschieht, sondern einem Zweck dient. Die Akteure wollen mittels Kommunikation etwas Bestimmtes erreichen: Sie wollen z. B. andere dazu bringen, (1) etwas zu wissen, (2) etwas zu tun, (3) etwas zu glauben oder (4) etwas zu fühlen. Mittels Kommunikation zielen wir darauf ab, das Wissen, das Handeln, das Meinen und Fühlen anderer Akteure zu verändern.

Diese Kommunikationsziele sind sehr oft in übergeordnete Zusammenhänge eingebunden, innerhalb derer die Akteure weitere Ziele verfolgen. Diese können sie selten alleine erreichen, sodass sie ihre Handlungen mit denen anderer Akteure koordinieren und hierfür wiederum kommunizieren müssen. Beim Aufbau eines Schrankes müssen die Handlungen genauso aufeinander abgestimmt werden („Gib mir mal die Zange.“) wie beim Tele-Voting einer Castingshow („Rufen Sie jetzt unter dieser Nummer an, wenn Sie für folgende Kandidatin sind!“).

Große Teile der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind allein als Kommunikationsfolgen zu verstehen.³ Kommunikation soll Folgen haben, die über die Kommunikationssituation selbst hinausgehen. Die meisten Folgen sind in der Wirklichkeit beobachtbar: materiell (der Schrank ist aufgebaut), immateriell (das gemeinsame Aufbauen des Möbelstücks hat Spaß gemacht) oder sozial (jemand erhält durch den Gewinn eines Talentwettbewerbs einen neuen sozialen Status). Ihnen allen ist gemein, dass sie dauerhafter sind als der kommunikative Austausch, aus dem sie entstanden sind. Natürlich hat Kommunikation selbst oft unbeabsichtigte Folgen; Folgen, die in den ursprünglichen Absichten gar nicht enthalten und berücksichtigt waren.

³ Das Mediensystem selbst ist eine besonders augenfällige Folge von Kommunikationsprozessen. Wo es einst nur um die Korrespondenz von Kaufleuten über Ereignisse in Gebieten ging, in die sie ihre Ware liefern wollten, wurde daraus schrittweise ein ganzes System des Nachrichtenaustauschs – von der Post über die Zeitung und die Nachrichtenagentur zu Verteilsystemen wie dem Presse-Grosso und zu staatlichen Ordnungseingriffen wie verminderte Mehrwertsteuer für Presseprodukte, Zeugnisverweigerungsrecht für Journalisten oder zur Gründung von internationalen Organisationen wie der *Internationalen Journalisten-Föderation* (IFJ) und *Reporter ohne Grenzen*. Aber es entwickelten sich auch Verhaltensregeln, Ansprüche an die Aktualität und Richtigkeit der Informationen und andere Normen der Nachrichtensprache (Verständlichkeit, Sachlichkeit, Trennung von Nachricht und Kommentar u. v. m.).

Kommunikation hat eine weitere Eigenschaft, die sie zu etwas Besonderem macht: Sie kann selbst zum Gegenstand der Kommunikation werden. Man nennt diese Eigenschaft Selbstbezüglichkeit oder Reflexivität. Um zu verstehen, was damit gemeint ist, kommen wir auf unsere Bemerkung aus dem Kapitel 1.1 zurück. Ist das Wissen, dass Julius Cäsar Ärger mit den Bewohner eines Dorfes im Nordwesten Galliens hatte nun ‚echtes‘ Wissen oder nicht? Die Geschichten von Asterix und Obelix sind zunächst einmal Aussagen und sie beziehen sich auf eine fiktionale Wirklichkeit. Aber *dass* es sie gibt, ist eine unbestreitbare Tatsache: Sie werden mittels gedruckter Medien verbreitet, rezipiert und aufbewahrt. Die Asterix-Comics waren in den 1970er und 1980er Jahren hierzulande so populär, dass jede und jeder davon ausgehen konnte, dass das Gegenüber sie kennt (wenigstens in einer bestimmten Altersklasse). In einem Gespräch reichte nur ein Zitat („Die spinnen, die Römer!“) und das Gegenüber verstand sofort, worum es ging. Das Wissen, dass es sich dabei um ein Zitat aus Asterix-Heften handelt, wird in der Kommunikation bestätigt – und es ist nachprüfbar.

Viele Abenteuer der Gallier spielen im Rahmen realer historischer Ereignisse. Manchmal liefern sie sogar neue ‚Erklärungen‘ für historische Tatsachen, z. B. warum die ägyptische Sphinx ihre Nase verloren hat oder warum die Briten Tee trinken. Dass wir im Geschichtsunterricht etwas anderes gelernt haben, ist eine Voraussetzung dafür, dass wir das Komische und Erfundene wertschätzen können. Ja, die Autoren rechnen geradezu damit, dass wir über dieses historische Wissen verfügen. Sie vertrauen also auf bereits abgelaufene Kommunikationsprozesse. Zudem stellen die Hefte eine Vielzahl weiterer Bezüge zu anderen Medieninhalten her. Berühmte Personen der Zeitgeschichte, Filmstars oder Figuren aus anderen Comics bekommen einen Gastauftritt⁴. Diese Beispiele verdeutlichen den ersten Aspekt des Begriffs Reflexivität:

⁴ Mit diesem Prinzip arbeitet auch die Zeichentrick-Serie *Die Simpsons*: Dort treten reale und fiktive Personen auf, es werden einzelne Filme und Genres parodiert (vgl. Gray 2006) oder spezifische Themen, Debatten und Ereignisse der Zeitgeschichte aufgenommen (vgl. Czogalla 2004). Die mediale und reale Welt wird dort „auf beinahe lexikalische Weise in einer Revue dargestellt“; damit demonstriert die Zeichentrick-Serie „eine Möglichkeit auf Ozeanen des Wissens zu surfen, das die Menschheit bisher hinterlassen hat“ (Gruteser; Klein; Rauscher 2014: 11).

Kommunikation macht andere, externe, unabhängige Kommunikation zum Thema.

Die Asterix-Geschichten beziehen sich zudem immer wieder auf sich selbst: Figuren mit ihren Eigenschaften und Verhaltensweisen tauchen regelmäßig auf, manche ändern sich nie, manche lernen im Verlauf der Fortsetzungen dazu. Der zweite Aspekt des Begriffs der Reflexivität beinhaltet, dass die Kommunikation sich auf sich selbst bezieht, sich selbst voraussetzt. Die Comic-Serie enthält also verschiedene reflexive Bezüge: zwischen ihren einzelnen Geschichten, innerhalb der Mediengattung Comic und innerhalb des kulturellen Feldes. Das Beispiel zeigt, dass es Wissen gibt, das nur aus Kommunikation besteht und nur auf Kommunikation verweist. Reflexivität, also das ‚Sich-selbst-zum-Thema-machen‘ ermöglicht, dass Kommunikation genauso zu einem Teil der realen Welt (der Alltagswelt und der Welt des Wissens) wird wie die biografischen Daten von Julius Cäsar oder die Herstellung von Papier.

Kommunikation weist also folgende Charakteristika auf: Sie ist (1) allgegenwärtig und konstitutiv für das menschliche Zusammenleben, (2) intentional und reflexiv, (3) ein sozialer Prozess, beruht (4) auf einem gemeinsamen Zeichensystem sowie einem gemeinsamen sozio-kulturellem Rahmen und hat (5) Folgen, die dauerhafter sein können als sie selbst.

2.2 Kommunikation als Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung

Um Kommunikation angemessen zu verstehen, ist die Berücksichtigung ihres sozio-kulturellen Umfelds unverzichtbar. Die wissenschaftliche Beobachtung und Analyse muss dazu einen weiteren Bezugsrahmen haben als die Akteure selbst, denn sie muss auch diejenigen Bedingungen der Kommunikation erfassen, die den Kommunizierenden selbst im Augenblick gar nicht bekannt oder bewusst sind: technische, ökonomische, rechtliche Rahmenbedingungen, historische Entwicklungen u. v. m.

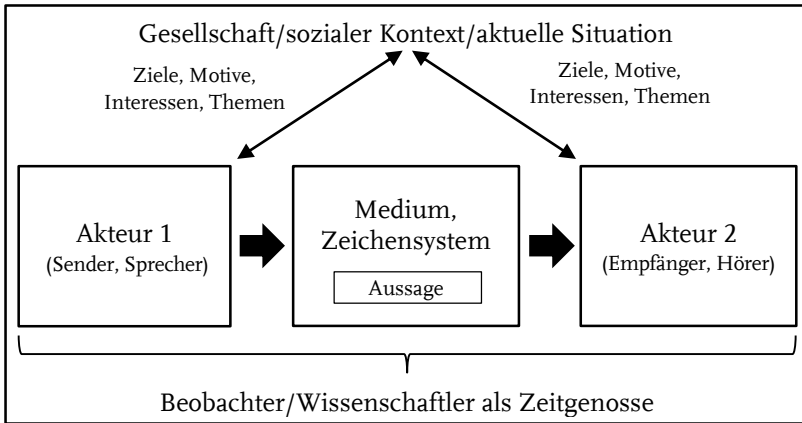


Abbildung 3: Kommunikation als Gegenstand zeitgenössischer wissenschaftlicher Beobachtung

Diese Abbildung zeigt die wissenschaftliche Beobachtung von Kommunikation aus einer Perspektive, in der wir die aktuellen Rahmenbedingungen der Akteure teilen. Wir sind ihre Zeitgenossen – deshalb verstehen wir sie, aber deshalb sind wir auch den gleichen oder zumindest ähnlichen Beschränkungen unterworfen. Untersuchen wir z. B. unsere zeitgenössische Kommunikation in Online-Foren, dann sind uns die Begriffe und die Ausdrucksweisen so selbstverständlich und geläufig, dass das Verstehen kaum Probleme aufzuwerfen scheint. Vielleicht übersehen wir aber gerade deshalb das Besondere, Beachtenswerte und Erklärungsbedürftige. Vielleicht tragen wir unreflektiert Wertungen und Erwartungen an sie heran, z. B. dass sie besonders einfach und unkonventionell sei. Möglicherweise gerät uns aus diesem Grund aus dem Blick, dass Online-Foren durchaus eine voraussetzungsvolle und von spezifischen Konventionen geprägte Kommunikationsform sind. Wer hier mitreden will, muss über Spezialwissen verfügen, etwa wie mittels bestimmter Kombinationen der Tastaturzeichen Emoticons entstehen, welche Abkürzungen für bestimmte Handlungen oder Reaktionen stehen, wann wer wen wie kritisieren darf u. v. m. (vgl. Beck 2006: 118–130).

Befassen wir uns dagegen mit Kommunikationsphänomenen, die in einer anderen Gesellschaft, einer fremden Kultur angesiedelt sind oder historisch so weit zurückliegen, dass uns unsere eigene Kultur fremd

geworden ist, steht einem neutralen Blick weniger im Wege. Aufgrund der fehlenden Vertrautheit und Selbst-Verständlichkeit ist jedoch das Verstehen erschwert. Und auch hier nähern wir uns dem Untersuchungsgegenstand nicht unvoreingenommen, sondern mit unseren heutigen Wertorientierungen und theoretischen Vorannahmen sowie unserem lebensweltlichen, persönlichen Erfahrungshintergrund.

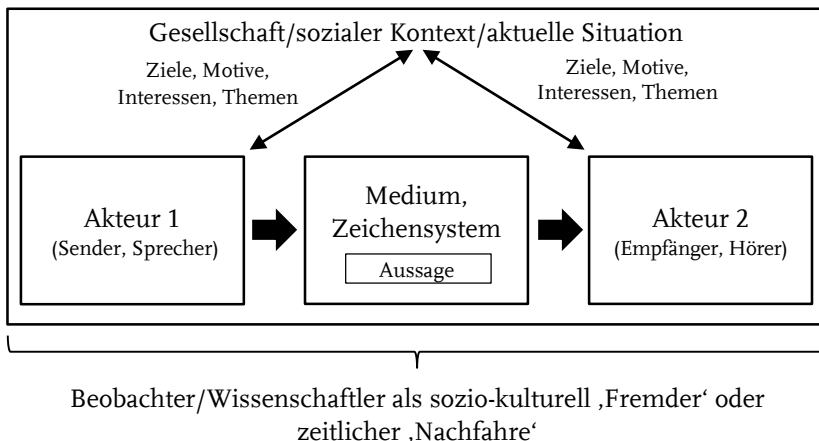


Abbildung 4: Kommunikation als Gegenstand ethnologischer oder historischer wissenschaftlicher Betrachtung

Sich methodisch ‚entfremden‘ ist ein Mechanismus, der uns bei der wissenschaftlichen Beschreibung und Analyse hilft. Wissenschaftliche Beobachtung von Kommunikation bewegt sich stets zwischen diesen Polen: Verstehen und Entfremden, Involviertheit und kritische Distanz, Teil des untersuchten kulturellen Feldes sein und Rückzug aus ihm.

Die Kommunikationswissenschaft fragt nicht nur nach den Folgen, sondern auch nach den Bedingungen, unter denen Kommunikation in Gang kommt, wie sie verläuft, wann und unter welchen Bedingungen Störungen auftreten und wie sie von wem auf welche Art und Weise gelöst werden. Die oben beschriebene Eigenschaft der Reflexivität der Kommunikation verkompliziert diese Aufgabe. Ein Kommunikationsproblem ist eine erkannte und benannte Störung der Kommunikation. Im Alltag haben wir häufig solche Probleme: ‚Warum hast du mich nicht zurückgerufen? Warum hast du das zu mir gesagt? Wie hast du

das gemeint?’ Diese Fragen sind nichts anderes als Kommunikation, die andere Kommunikation zum Thema macht: Wir reagieren auf ein Verständigungsproblem, stellen fest, dass etwas nicht funktioniert hat und versuchen das Problem durch weitere Kommunikation zu lösen, indem wir z. B. über mögliche Gründe sprechen.

Es kann ein Vielzahl von Gründen geben, warum meine Mitteilung eine andere Person nicht erreicht: technische Gründe (ein Serverausfall, der meinen Mailverkehr unterbricht), Gründe, die mit meinem Wissen und Können zusammenhängen (ich kenne z. B. die Adresse der Person nicht, die ich erreichen möchte), ökonomische Gründe (ich kann mir keinen Internetanschluss leisten), soziale Gründe (die Person, die ich erreichen will, spricht nicht mehr mit mir, weil ich sie in der Vergangenheit verärgert habe), sprachliche Probleme (die Zielperson spricht meine Sprache nicht oder ich drücke mich zu kompliziert aus) oder die Person reagiert nicht auf meine Aussage in dem von mir gewünschten Sinn (sie teilt meine Meinung nicht, vertritt eine andere Perspektive).⁵

Mit wissenschaftlichen Beschreibungen und Erklärungen von Kommunikationsprozessen und den Versuchen, Kommunikationsprobleme zu beheben, tritt eine zweite Reflexivitätsebene hinzu: Wir kommunizieren über Kommunikation über Kommunikation. Damit nicht genug: Eine dritte Reflexivitätsebene entsteht, weil das, *womit wir analysieren* (unsere Instrumente zur Beschreibung und Erklärung), und das, *was wir analysieren*, dasselbe ist: Zeichensysteme und ihre Verwendung.

2.3 Eine kleine Geschichte der Kommunikationswissenschaft

Die Kommunikationswissenschaft ist eine vergleichsweise junge Wissenschaft. Betrachtet man ihr Entstehen institutionengeschichtlich, so liegen ihre Anfänge in den Jahren um 1900 (vgl. Pürer 2003: 15; Wagner 1997: 23). An vielen deutschen Universitäten zeichnete sich ein zunehmendes wissenschaftliches Interesse an den Massenmedien ab, die zu dieser Zeit noch ausschließlich Printmedien waren (Zeitungen, Zeitschriften, Plakate, Flugschriften). Anfangs gingen Vorlesungen, Seminare und die ersten Schritte zur Gründung akademischer Einrichtungen

⁵ Niklas Luhmann hat zur Vielzahl von Problemen und Störungen von Kommunikation einmal festgestellt, dass es eigentlich unwahrscheinlich ist, dass Kommunikation überhaupt gelingt (vgl. Luhmann 1981).

auf die „Privatinitiative einzelner Hochschullehrer“ zurück (Wagner 1997: 23). Das erste ‚zeitungskundliche Institut‘ wurde 1916 in Leipzig ins Leben gerufen. Es entstand aus der Kooperation Karl Büchers mit dem Verleger der *Leipziger Neuesten Nachrichten*, Edgar Herfurth. So verbanden sich die praktischen Interessen des Verlegers – die „Verbesserung der journalistischen Ausbildung nach wissenschaftlichen Kriterien und Maßstäben“ – mit den eher normativen Anliegen auf Seiten des Universitätsprofessors, nämlich die „Presse in jeder, vor allem aber in wirtschaftlicher und ethischer Hinsicht zu reformieren und deren zunehmende Abhängigkeit vom Anzeigengeschäft aufzubrechen“ (ebd.: 25). Schnell entwickelten weitere Praktiker ein Interesse am Fach und forcierten die journalistische Ausbildung an Universitäten.

Unumstritten war das nicht: Gegen die Akademisierung und Professionalisierung des Journalismus gab es gewichtige Argumente. Während Universitätsangehörige die praktische Berufsausbildung oft nicht zu ihren Aufgaben zählten (vgl. Wagner 1997: 40), wurde vonseiten des Journalismus eingewandt, dass die Professionalisierung den freien Berufszugang gefährde und dass ausschließlich die Praxisschulung in der Redaktion an den Beruf heranführen könne (vgl. ebd.: 29). Zwei Anliegen standen also „an der Wiege“ des Faches: „das Postulat nach einer *systematischen Ausbildung der Journalisten*“ und „die Forderung nach der *Verwissenschaftlichung der Zeitungskunde*“ (Pürer 2003: 15; Herv. i. O.). Hans Bohrmann (1997: 56) bezeichnet diese doppelte Patenschaft als das „Gründungs-dilemma des Faches“.

2.3.1 Erste Schritte auf dem Weg zur Etablierung als akademische Disziplin

In der Frühphase stand aber weniger dieser innere Konflikt im Vordergrund als die ganz praktischen Probleme der Etablierung des Faches wie die mangelnde Anerkennung durch die Angehörigen anderer Universitätsfakultäten, die Schwierigkeiten, die eigene Disziplin als wissenschaftlich zu legitimieren und an die ‚Fleischtöpfe‘ zu kommen, d.h. aus den regulären Universitätsetats Stellen und Sachmittel zu ergattern. Es entstanden Universitätsinstitute für Zeitungswissenschaft bzw. Zeitungskunde in München (1924), Berlin und Münster (1927) (vgl. Wilke 2006: 319). Doch von *einer* Wissenschaft konnte noch nicht die Rede

sein. Das zeitungswissenschaftliche Personal war ein versprengtes Häuflein: Es gab nur einzelne Professuren an wenigen, schlecht ausgestatteten Instituten. Die „Gründerväter des Faches“⁶ (Averbeck; Kutsch 2004: 59) waren an ihren jeweiligen Standorten Einzelkämpfer. Da sich die wenigen Angehörigen des im Entstehen begriffenen Faches aus vielen akademischen Disziplinen (z.B. Geschichte, Recht, Ökonomie, Germanistik) rekrutierten, brachten sie sehr heterogene Vorstellungen von den Medien, theoretische Annahmen und Untersuchungsmethoden mit. Es fehlten daher ein gemeinsames Fachverständnis und ein verbindender Kanon in Forschung und Lehre. Die ersten Schritte in Richtung Kooperation waren noch sehr zaghaft (vgl. Koszyk 1997: 34).

In ihren Anfängen arbeitet jede Wissenschaft überwiegend beschreibend (deskriptiv). Auch in der Zeitungswissenschaft war eine Bestandsaufnahme des Medienfeldes nötig: Wer sind die wichtigen Akteure? Welche Medien gibt es und was zeichnet sie aus? Steckt hinter der Vielfalt eine bestimmte Ordnung? Welche Systematik ist sinnvoll? Zudem musste ein gemeinsamer Begriffsapparat, eine zeitungswissenschaftliche Terminologie, geschaffen werden. Es entstanden viele biografische Arbeiten, Beschreibungen von Zeitungen und Zeitschriften, ökonomische und juristische Fragen wie das Urheberrecht wurden untersucht und die ersten Inhaltsanalysen wurden durchgeführt. Von Anfang an war die Rolle der Publizistik bei der öffentlichen Meinungsbildung ein zentrales Thema des Faches (vgl. Wagner 1997: 27).⁷

2.3.2 Zeit des Nationalsozialismus und Nachkriegsphase: Vereinnahmung, Anpassung, Verluste, Restauration

Von der sog. ‚Machtergreifung‘ der Nationalsozialisten war die Zeitungswissenschaft zum einen als Teil des Bildungssektors betroffen, zum anderen, noch grundlegender, durch die Verunstaltung ihres

⁶ Averbeck und Kutsch zählen zu diesen: Karl d’Ester (München), Emil Dovifat (Berlin), Wilhelm Kapp (Freiburg i. Br.), Erich Everth (Leipzig) und Hans von Eckardt (Heidelberg).

⁷ Averbeck (2001: 4) weist darauf hin, dass das „gängige Stereotyp“, die Zeitungswissenschaft sei zu dieser Zeit nur an „Presshistoriographie und Medienkunde“ orientiert gewesen, die inhaltlichen Interessen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht vollständig wiedergibt. Bereits in der Weimarer Republik hätten einige eine „prozessorientiert[e], soziologisch-sozialpsychologisch fundierte Perspektive auf Kommunikation“ vertreten.

Untersuchungsgegenstandes zum Propagandaapparat. In dieser Phase war das Fach institutionell nur schwach an den Universitäten verankert, noch um Anerkennung bemüht, personell dünn aufgestellt und chronisch unterfinanziert. Bisher durch ‚Drittmittel‘ von der Seite der Medien abhängig, erfuhr es nun erhebliche Förderung durch die nationalsozialistische Regierung. Neue Institute wurden gegründet, das Studium der Zeitungswissenschaft wurde Teil der gleichgeschalteten Journalistenausbildung und unter der Führung von Walther Heide, dem Präsidenten des *Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes* (DZV), vollzog das Fach „eine Selbstgleichschaltung nach dem Führerprinzip“ (Averbeck; Kutsch 2004: 61).

Inhaltlich gesehen stagnierte die Entwicklung der Wissenschaft. Das Erkenntnisinteresse unterstellte sich dem Zweck, Zeitung als „publizistisches Führungsmittel“ zu untersuchen. Die Verfolgung jüdischer und oppositioneller Wissenschaftler zerstörte das „interdisziplinäre Milieu der Weimarer Zeitungswissenschaft“ (ebd.: 60). Wer sich nicht ideologisch konform oder opportunistisch einfügte, konnte bestenfalls isoliert und in innerer Emigration weiterarbeiten, wie z. B. Otto Groth oder Viktor Klemperer (vgl. Pöttker 2004: 50f.).

Nach Kriegsende wurden nur drei Hochschuleinrichtungen (München und Münster 1946, Berlin 1948) wiedereröffnet. Wie in den meisten gesellschaftlichen Bereichen wurde nach 1945 auch an den Hochschulen und in der Zeitungswissenschaft zunächst „auf Konzepte und auf das Personal aus der Weimarer Zeit zurückgegriffen“, auch wenn man davon ausgehen musste, dass sie sich in der NS-Zeit zumindest ideologisch belastet hatten (vgl. Bohrmann 2004: 119). Die „sachliche und methodische Kontinuität [war] mit den Händen zu greifen“ (ebd.). In inhaltlicher, institutioneller und personeller Hinsicht wurde die Zeitungswissenschaft auf den Stand von 1925 zurückgeworfen.

Von einem positiven Neuanfang konnte keine Rede sein. Es gab keine innovativen Ansätze, ein großer Teil des wissenschaftlichen Personals stand nicht mehr zur Verfügung: Die einen waren wegen ihres Verhaltens im Nationalsozialismus untragbar geworden, andere als Soldaten im Krieg gefallen. Besonders litt das Fach unter dem Verlust von mindestens einem Viertel des zeitungswissenschaftlichen Personals, das emigriert war, um der Verfolgung als Juden und/oder als

politisch Oppositionelle zu entkommen (vgl. Averbek 2001: 9). Nur wenige kehrten nach 1945 zurück, für viele war mit der Emigration die wissenschaftliche Karriere beendet. Da unter den Emigrierten viele eine sozialwissenschaftliche Orientierung vertraten, dauerte es bis in die 1960er Jahre, bis das Fach eine „empirisch-sozialwissenschaftliche Wende“ (Löblich 2010) vollziehen konnte.

2.3.3 1960er Jahre: Inhaltliche Neuorientierung, Aufbau und Identitätsfindungsversuche

Einen terminologischen Neuanfang gab es hingegen gleich: Das Berliner Institut verwendete nun den Begriff *Publizistik*⁸. Auch in den im weiteren Verlauf neugegründeten oder wiedereröffneten Instituten wurde nach und nach eine Namensänderung vollzogen (vgl. Wilke 2006: 320). Der Begriff Zeitungswissenschaft schien aus verschiedenen Gründen nicht mehr passend. Zum einen war es die zurzeit des Nationalsozialismus gebräuchliche Fachbezeichnung, zum anderen suggerierte er eine Festlegung auf *ein* Medium, was angesichts der Bedeutung von Zeitschriften, Radio, Film und dem sich abzeichnenden Erfolg des ‚neuen Mediums‘ Fernsehen nicht mehr angebracht erschien. Der neue Name sollte die Neuorientierung signalisieren (vgl. ebd.). Für die Verfechter der Bezeichnung Zeitungswissenschaft war jedoch ‚Zeitung‘ nicht mit dem Medium gleichzusetzen. Sie verstanden darunter vielmehr „das, was sich zeitigt, was sich ereignet; und sodann der Bericht, die Botschaft von diesen Ereignissen, die Nachricht“, den „dynamisch-prozessualen“ Sinn der Benachrichtigung und nicht bedrucktes Papier (Wagner 1997: 95). Diese Auffassung konnte sich langfristig jedoch nicht durchsetzen: 1963 nannte sich die neu gegründete Fachgesellschaft *Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Zeitungswissenschaft* (DGPuZ). 1972 benannte sie sich um und heißt seither *Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft* (DGPuK) (vgl. DGPuK 2014).

In den 1960er Jahren begann die schrittweise Öffnung des Fachs hin zu einer empirischen Sozialwissenschaft, die Fragestellungen und das

⁸ Dies ist auch der Name des 1956 gegründeten Fachorgans: *Publizistik. Zeitschrift für die Wissenschaft von der Presse, Rundfunk, Film, Rhetorik, Werbung und Meinungsbildung*. Heute heißt die Zeitschrift *Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung*.

Methodenspektrum wurden erweitert (vgl. Bohrmann 1997: 58). Dies war v. a. auch auf personelle Veränderungen zurückzuführen: Henk Prakke in Münster, Fritz Eberhard in Berlin und Otto B. Roegele in München stehen für den personellen und inhaltlichen Neuanfang und auch an den neu- oder wiedergegründeten Instituten setzte sich dieser Trend fort.

Gerhard Maletzkes Schrift *Psychologie der Massenkommunikation* (1963) markierte die bedeutsame und folgenreiche Öffnung gegenüber der US-amerikanischen Forschung.⁹ Die Neuerfindung und Erstarkung des Faches ist nach Auffassung von Arnulf Kutsch und Horst Pöttker (1997: 10) zum einen das „Resultat von individueller Kreativität, selbständigem Denken, persönlichem Engagement und Initiative“ von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wie Gerhard Maletzke, Kurt Koszyk, Elisabeth Noelle-Neumann, Harry Pross, Otto B. Roegele, Franz Ronneberger und Hertha Sturm. Sie fungierten als „Impulsgeber und Organisatoren“ (Löblich 2010: 555) der Neuorientierung hin zur Rezeptions- und Wirkungsforschung und dem Einsatz sozialwissenschaftlicher Methoden und Forschungsdesigns wie der Befragung und dem Experiment. Sie qualifizierten, förderten und bestärkten den wissenschaftlichen Nachwuchs, der später das Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft als empirische Sozialwissenschaft prägen sollte. Zum anderen gehören auch die gesellschaftlichen Veränderungen, die in den 1960er Jahren einsetzten, zu den förderlichen Aufbaufaktoren: Von Medien begleitet und von Medien geprägt, wuchs unverkennbar die Komplexität der Gesellschaft und damit die „soziale, politische wie ökonomische Bedeutung des Fachgegenstandes“ (Kutsch; Pöttker 1997: 10). Fragen nach der Bedeutung der Medien wurden nun von der nachrückenden Generation erhoben, die vehement die Auseinandersetzung mit historischen Erfahrungen einforderte: mit der Rolle der Propaganda in zwei Weltkriegen und den totalitären Herrschaftssystemen des 20. Jahrhunderts, aber auch mit der Rolle der Werbung im Kapitalismus.

⁹ Gerhard Maletzke (1922–2010) gehört zu den Pionieren der empirischen Kommunikationswissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Das von ihm entworfene „Feldschema der Massenkommunikation“ (1963) gilt noch heute als wichtiger Grundstein für die Systematisierung des Faches. Seine Definitionen zentraler Begriffe des Faches (Massenkommunikation, disperses Publikum u.v.m.) werden nach wie vor verwendet und als Standard gelehrt.

Insgesamt steigerte sich das gesellschaftliche Interesse an der Frage, „wie man Menschen in Massen durch die Medien im Sinne ökonomischer oder politisch-ideologischer Interessen beeinflussen kann“ (ebd.).

Noch war allerdings die Selbstauffassung als empirische Sozialwissenschaft nicht etabliert und musste aktiv ‚beworben‘ werden. In einem programmatischen Artikel bezeichnete Roegele die Interdisziplinarität als Hauptmerkmal des Faches. Als interdisziplinäre Disziplin vollziehe das Fach „eine doppelte Bewegung“: zum einen in Richtung Spezialisierung, indem sie ein „bisher nur am Rande gesehenes Gebiet heller ausleuchtet“, zum anderen in Richtung Integration, indem sie „Methoden und Ergebnisse anderer Fächer miteinbezieht“ (Roegele 1966: 396). Noch mangle es jedoch sowohl an einer einheitlichen Terminologie als auch an Klarheit bezüglich Gegenstand und Methodik. Dem kann er sehr wohl positive Seiten abgewinnen, liege doch darin die Chance,

daß nicht die äußere Form erstarrt, ehe der Inhalt sich geklärt hat, daß nicht die Terminologie verkrustet, ehe das Selbstverständnis des Faches sich herauskristallisiert hat; daß nicht ein Instrumentarium als das allein brauchbare und von der Zunft zugelassene fixiert wird, bevor seine Verwendungsmöglichkeiten endgültig [...] erkannt werden (ebd.: 391).

Doch ausgerechnet diejenige Disziplin, die sich „mit Wirkungen auf die Öffentlichkeit befaßt“, so kritisiert Roegele, sei „sich nach einigen Dezennien akademischer Installierung noch immer nicht schlüssig [...], unter welcher Firmenbezeichnung es sich dieser Öffentlichkeit darstellen will und kann“ (ebd.: 395).

Gleich unter welcher ‚Firmenbezeichnung‘ – für Roegele sind zwei Merkmale zentral für den Fachgegenstand: Öffentlichkeit und Aktualität. „Die Aussage muß öffentlich, die Bewußtseins-Inhalte müssen aktuell sein, damit sie Gegenstand einer Wissenschaft von der Publizistik werden können“ (Roegele 1966: 392). Das Fach müsse „das Ganze der Gesprächs-Gesellschaft in den Blick“ nehmen, die Beziehungen und wechselseitigen Abhängigkeiten erfassen und dabei die an diesem „Zeitgespräch Beteiligten gleichzeitig in einer aktiven wie in einer passiven Rolle“ zeigen (ebd.: 393). Kommunikation sei kein einseitig-linear von oben nach unten verlaufender Prozess, wie Roegele hervorhebt. Damit unternimmt er einen Seitenhieb auf die Publizistikwissenschaft, der er eine solche ‚finale‘ Wirkungstheorie (sowie ein zu eingegengtes

Fachverständnis) unterstellt (vgl. ebd.: 394f.). Das Gerangel um die Deutungshoheit über das Fach wird noch lange nicht zu Ende sein.¹⁰ Vielmehr hat es erst richtig Fahrt aufgenommen, denn die Rede von der ‚empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende‘ soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass dies weder der kleinste gemeinsame Nenner der im Fach Tätigen war, noch dass damit schon von vornherein ein einheitliches Verständnis von Theorien und Methoden gegeben war.

2.3.4 Wachstum in den 1970er und 1980er Jahren: Steigende Nachfrage nach Ausbildungsplätzen und expandierende Medienmärkte

In den 1970er und 1980er Jahren profitierte das Fach von den erneuten Bemühungen um die Verbesserung der Journalismus-Ausbildung, die von den Medien, der Politik aber auch der Fachgesellschaft selbst vorangetrieben wurde (vgl. Wilke 2006: 330f.). So verzeichnete das Fach zwar einen „ständig ansteigenden Zustrom“ an Studierenden und wachsendes Interesse an seinen Fragen. Dennoch klagte Elisabeth Noelle-Neumann (1975: 744), die Disziplin stehe „nach der Zahl der ordentlichen Professoren und nach Ausstattung ganz unten in der akademischen Rangordnung“. Zu diesem Zeitpunkt gab es an sieben Universitäten ein kommunikationswissenschaftliches Institut – fast so viele wie es Fachbezeichnungen gibt: Publizistik, Zeitungswissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Massenmedienforschung und Journalistik standen nebeneinander (vgl. ebd.). An dieser begrifflichen Vielfalt hat sich bis heute nichts geändert.

Wie Roegele sieht auch Noelle-Neumann im Begriff der Öffentlichkeit den zentralen Fachgegenstand, während das zweite zentrale Element für sie aber nicht Aktualität ist, sondern Kommunikation. Darunter versteht sie „die Übermittlung, das gemeinsam machen von, abstrakt ausgedrückt, Bewußtseinsinhalten“ und zählt beispielhaft auf: „Information und Meinung, Gefühl und Glaubensbekenntnis, Aufforderung, Unterhaltung“ (Noelle-Neumann 1975: 744). Nicht jede Form der

¹⁰ Später soll Roegele vorgeschlagen haben, das Fach in Kommunikationswissenschaft umzubenennen und damit den jahrelangen Streit zwischen Zeitungs- und Publizistikwissenschaft entschärft haben (vgl. Bohrmann 1997: 58).

Kommunikation sei Gegenstand des Fachinteresses, sondern nur die „öffentlich gemachte und für die Öffentlichkeit bestimmte Aussage“. Private Kommunikation liege „außerhalb ihres Kerngebietes“. Im Unterschied zu anderen Fachvertretern sieht sie in der Aktualität kein „konstituierendes Element der Publizistikwissenschaft“, denn damit sei der große Teil der Unterhaltung „abgeschnitten“ (ebd.: 745).

Die Entwicklungen auf dem Mediensektor ab Mitte der 1980er Jahre beförderten weiter die Nachfrage: Mit der Einführung des privaten Rundfunks stieg der Bedarf an Programmen und Werbung, in vielen weiteren gesellschaftlichen Feldern wurden Kommunikationsexpertinnen und -experten benötigt. Politik und Wirtschaft betrieben zunehmend Öffentlichkeitsarbeit, aber auch Verbände, Vereine oder Kommunen, nationale und internationale Organisationen. In den Bereichen Medienbildung und -pädagogik, Mediengestaltung und -forschung entstanden neue Tätigkeitsfelder (vgl. Wilke 2006: 333). Doch insbesondere die verstärkte Nachfrage an Studienplätzen führte dazu, dass sich die Lage an den universitären Instituten „katastrophal“ verschlechterte (Westerbarkey 1980: 487), denn die Anzahl der Lehrenden wuchs längst nicht in der gleichen Weise mit.¹¹ Zugleich entstanden an einer Vielzahl an Hochschulen, Akademien und anderen Einrichtungen Studiengänge, die ebenfalls für Berufe im Mediensektor qualifizieren, sodass das Ausbildungsangebot bereits Ende der 1970er Jahre „26 kommunikationswissenschaftliche Studiengänge“ und „41 weitere akademische Möglichkeiten“ umfasste (ebd.: 484).

Eine schlechte Grundausrüstung bei gleichzeitiger Unübersichtlichkeit attestierte im selben Jahr auch Ulrich Saxer seinem Fach, allerdings auf dem Gebiet der Identität und der theoretischen wie empirischen Qualität. Saxer (1980: 525) spricht von einer „ständigen Identitätsproblematik“ des Faches. Dies zeige sich darin, dass es jedes neue Medium als Materialobjekt für sich reklamiere und dadurch sein Forschungsfeld sehr rasch ausgedehnt habe. Allerdings ergebe die Besetzung „universitär herrenlosen Territoriums“ und die „Addition von Materialobjekten noch kein Formalobjekt“ (ebd.: 531).¹² Ebenso fehle es an einer verbindlichen Terminologie, nicht einmal der Begriff der Kommunikation sei

¹¹ Joachim Westerbarkey (1980: 489) berechnete ein Zahlenverhältnis von 1:101.

¹² Zur Unterscheidung von Material- und Formalobjekt siehe Kapitel 1.4.

übereinstimmend definiert. Die Disziplin verfüge weder über eine „allgemeinverbindliche Systematik“ noch über eine vereinheitlichende Theorie (ebd.: 526). Was macht das Fach aus? Womit beschäftigt es sich? Wie hängen die verschiedenen Untersuchungsgegenstände zusammen? Diese Fragen sind für Saxer ebenso offen wie die Frage, in welcher Weise sich die verschiedenen Theorien zueinander in Beziehung setzen lassen. Wie können z.B. Theorien über die Produktion publizistischer Aussagen mit der Lehre von der Bedeutung sprachlicher Zeichen (Semiotik) in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden und wie zu einer Theorie der gesellschaftlichen Kommunikation? Auf dem Gebiet der empirischen Forschung sieht Saxer ein wenig produktives Nebeneinander von „von reiner und angewandter, von Grundlagenforschung und deren praxisbezogene Weiterbildung“ (Saxer 1980: 526). Immerhin sei die Produktivität des Faches und dessen Anerkennung in der Gesellschaft rasant gewachsen und dies sei durchaus mit dem Erfolg der empirischen Forschung verbunden (vgl. ebd.: 532).¹³ Aber das Gros der Forschungspraxis konzentrierte sich auf einen kleinen Ausschnitt, nämlich „auf publizistische Kommunikation im Sinne der (politischen) Berichterstattung von aktuell-universellen Massenmedien“ (ebd.: 533), während andere Bereiche, die Forschung auf den Gebieten Film, Buch oder Audiomedien weitgehend brach lägen.

Das wachsende Interesse für Medien in anderen akademischen Fächern führt, je nach Perspektive, zum „Ausfransen“ (Wilke 2006: 332), zur „Entgrenzung“ (Saxer 1980: 530) oder zu neuen Impulsen. Das Fernsehen, ‚Schmuddelkind‘ unter den akademischen Forschungsgegenständen, zieht zunehmend die Geisteswissenschaften an: Film-, fernseh- und medienwissenschaftliche Abteilungen entstehen in großer Zahl. Dort werden Filme und Serien als Texte behandelt und ausgelegt. Die Beschäftigung mit Kommunikation als sozialem Prozess, im Sinne der Kommunikationswissenschaft, wird nun durch die Medienwissenschaften um die Auseinandersetzung mit Autorinnen und Autoren sowie die Analyse von Chiffrierungsprozessen mittels hermeneutisch-

¹³ Die Einführung des privaten Rundfunks Mitte der 1980er Jahre hat den Bedarf an Forschung in den Bereichen der Rezeptions- und Wirkungsforschung, des Medienrechts und der Medienökonomie noch verstärkt. Immer häufiger wird die Expertise der Kommunikationswissenschaft aus den Bereichen der Politik, der Medienaufsicht und der Medienwirtschaft selbst nachgefragt.

interpretativer Verfahren ergänzt. Die Medienwissenschaften und ihre Fokussierung auf die sog. qualitativen Aspekte der Inhalte werden für die Kommunikationswissenschaft eine neue Herausforderung.

2.3.5 Zweimal Zusammenwachsen: Deutsche Wiedervereinigung und Konvergenz der Medien

Die deutsche Wiedervereinigung bedeutete institutionell für das Fach einen massiven Ausbau. In der DDR war die Journalistenausbildung zentral an der Karl-Marx-Universität in Leipzig organisiert (vgl. Blaum 1979). Presse, Rundfunk und Film waren von der Staatspartei SED personell und inhaltlich gelenkt. Wenn die Staatsführung an Rezeptions- und Wirkungsforschung interessiert war, so gab es dafür jedoch keine kommunikationswissenschaftliche Ausbildung, geschweige denn frei zugängliche Forschungsergebnisse. Andere Aspekte des kommunikationswissenschaftlichen Interesses westlicher Prägung wie Fragen der Medienökonomie (z. B. Konzentrationsprozesse oder Werbewirkung) oder der öffentlichen Meinungsbildung als konstituierendes Element demokratischer Wahlen spielten in der DDR systembedingt keine große Rolle. Insofern musste die Disziplin im westlichen Sinne in den neuen Bundesländern erst installiert werden. Eine wissenschaftshistorische Auseinandersetzung mit diesem Prozess steht noch aus, genau wie die Erforschung der Journalistik als Ausbildungsfach in der DDR.

In den 1990er Jahren setzte ein weiterer folgenreicher Wandel des Mediensystems ein, der als ‚Konvergenz‘ bezeichnet wird. Damit ist gemeint, dass bisher getrennte Mediensegmente wie Presse, Radio und Fernsehen aufgrund neuer technischer Herstellungs-, Übertragungs- und Verbreitungsformen zusammenwachsen. Dieser Prozess wird meist in den Schlagwörtern Digitalisierung, Multi- bzw. Cross-Media und Internet angesprochen. Auf den Internetseiten von Tageszeitungen kann man auch News-Clips ansehen, auf den Webauftritten der Fernsehsender gibt es die aktuellen Nachrichten zum Nachlesen und mit dem internetfähigen Computer verfügen die meisten Haushalte über ein Gerät, das ‚alles kann‘, alle Medienangebote zugänglich macht.

Auch weite Bereiche des Alltagslebens und der Alltagskommunikation machen sich digitale Kommunikationstechniken zunutze. Persönliche und (mehr oder weniger) öffentliche Seiten bei Social Media-Anbietern

dienen dem Austausch mit Freunden, Bekannten und Familie. In Blogs oder auf *YouTube*-Kanälen teilen Menschen Erfahrungen: Vom Food-Blog über die Fanseite für eine Band bis zum politischen Kommentar finden alle Interessen und Lebensbereiche ihren Ausdruck. Versammlungen, Bürgerinitiativen und Petitionen werden über Newsgroups, Foren und Plattformen organisiert: kaum ein gesellschaftlicher Bereich, der nicht die Möglichkeiten der digitalen Kommunikationstechniken nutzt. Damit werden die ehemaligen Rezipientinnen und Rezipienten von Medieninhalten zu sog. ‚Produzern‘, d.h. sie produzieren *und* nutzen öffentlich verbreitete Medieninhalte gleichermaßen. Das Verschmelzen von Medien hat zu neuen oder wenigstens veränderten Berufsbildern geführt und damit die Nachfrage nach Ausbildung verstärkt, außerdem ist damit auch das Feld der Forschungsfragen und Untersuchungsgegenstände enorm gewachsen.

2.4 Kommunikationswissenschaft heute

Von Anfang an war also die scheinbar einfachste aller Fragen strittig: ‚Wie heißt unser Fach?‘ Doch warum diese andauernde Beschäftigung mit der Fachbezeichnung? Der Name ist eben nicht nur Schall und Rauch, sondern drückt bereits das Erkenntnisinteresse aus: Nach Pürer (2006: 447) legt die *Publizistikwissenschaft* besonderes Augenmerk auf aktuelle Massenmedien, während die *Kommunikationswissenschaft* auch nicht-aktuelle Medien wie Film, Buch oder Audiomedien mit einbezieht. Beide betrachten öffentliche, massenmedial vermittelte Kommunikation. Dabei stehen gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie politische, ökonomische, rechtliche und soziale Prozesse als wichtige Faktoren der Theoriebildung und der empirischen Forschung im Vordergrund. Im Bereich der Medienrezeptions- und Wirkungsforschung gehören auch (sozial-)psychologische Faktoren unabdingbar dazu. *Medienwissenschaft* gründet auf den Text- und Kulturwissenschaften. Die Medieninhalte stehen im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses, Rezeptionsprozesse werden vorwiegend als Interpretationsprozesse behandelt. Wirkungsforschung oder die Messung von Zuschauer- oder Leserzahlen zählen nicht zum Kern ihres Interesses. Die *Journalistik(wissenschaft)*

sieht ihren Gegenstand in der wissenschaftlich-reflektierenden Auseinandersetzung mit dem Berufs- und Arbeitsfeld Journalismus. Dadurch

unterscheidet sie sich von einem praktizistisch-normativen Journalistik-Verständnis, das sich (nur) als Anleitung für journalistisches Handeln versteht (ebd.: 449).

Im Selbstverständnispapier der Fachgesellschaft DGPK heißt es im ersten Satz der Präambel: „Die Kommunikations- und Medienwissenschaft beschäftigt sich mit den sozialen Bedingungen, Folgen und Bedeutungen von medialer, öffentlicher und interpersonaler Kommunikation“ (DGPK: 2008: 1). Dieser erste Satz legt das Formalobjekt der Wissenschaft fest. Die Definition ist bewusst recht weit gefasst, damit die unterschiedlichsten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich unter diesem gemeinsamen Dach versammeln können.¹⁴ Die in der Aufzählung suggerierte Gleichwertigkeit von öffentlicher und interpersonaler Kommunikation wird einige Sätze später relativiert und es wird deutlich, dass die Frage, ob medial vermittelte interpersonale Kommunikationsprozesse gleichrangig neben den medial vermittelten öffentlichen Kommunikationsprozessen stehen, durchaus noch strittig ist (vgl. ebd.: 3).

Ein weiterer prägender Aspekt des Fachverständnisses ist die Interdisziplinarität. Die Kommunikationswissenschaft versteht sich „als theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft mit interdisziplinären Bezügen“ (ebd.: 1). Um Kommunikation zu beschreiben, zu analysieren und zu erklären, ist es unerlässlich, die Erkenntnisse anderer Disziplinen für die eigenen Forschungsfragen und für die eigene Theoriekonzeption fruchtbar zu machen.¹⁵ Die Theorien anderer Disziplinen werden auf ihren Erklärungswert für die medial vermittelte Kommunikation hin befragt, die Ergebnisse der empirischen Forschung anderer Fächer mit den eigenen verbunden. Daher sprechen Kunczik und Zipfel (2005: 20) von einer „Integrationswissenschaft“. Der Pluralismus von

¹⁴ Nicht zuletzt geht es auch darum, der Fachgesellschaft die Chance zum Wachstum zu geben. Als Interessensverband mit vielen Mitgliedern kann sie öffentlich und wissenschaftspolitisch viel stärker auftreten.

¹⁵ Je nach Phase und Mode, die das Fach durchlebt hat, lag der Schwerpunkt auf anderen Disziplinen. Beachtete man in der ersten Phase die Staatswissenschaften (Politik- und Volkswirtschaft) und die Geschichtswissenschaft stärker, rückte ab den 1950er Jahren mehr die Soziologie an die Stelle des Fixsterns der theoretischen und methodischen Orientierung der Fachmitglieder. Ab den 1970er und 1980er Jahren wurden zunehmend die Sozialpsychologie und die Psychologie als einträgliche Importeure von Wissen genutzt.

Theorien und Methoden, der nach Pürer (2003: 26) kennzeichnend für das Fach ist, ist nicht zuletzt das Ergebnis dieser Interdisziplinarität.

Dass die Kommunikationswissenschaft ihren Entwicklungs- und Reifungsprozess noch nicht abgeschlossen hat, zeigt die Fußnote des Selbstverständnispapiers. Darin betonen die Autorinnen und Autoren, dass sie die „zentralen Fragen [...] zum gegenwärtigen Zeitpunkt“ (DGpuK 2008: 1) festhalten. Sie lassen bewusst offen, dass sich der gemeinsame Konsens, was eine zentrale Frage des Faches ist, zu späteren Zeitpunkten ändern kann – und vermutlich auch ändern wird.

Die Kommunikationswissenschaft definiert sich nicht nur über ihr Erkenntnisobjekt, sondern auch über ihre Leistungen: So betreibt sie im Sinne der gesellschaftlichen Aufklärung Grundlagenforschung. Ihr Ziel ist, Wissen zu produzieren, das der Gesellschaft als Ganzer zur Verfügung steht, das helfen soll, gesellschaftliche Prozesse zu verstehen, das Funktionieren des Gemeinwesens zu verbessern und jedem Einzelnen dazu verhilft, seine sozialen, ökonomischen und persönlichen Interessen zu verstehen und besser verwirklichen zu können. Im Bereich der sog. „angewandten Forschung“¹⁶ trägt die Kommunikationswissenschaft dazu bei, konkrete Lösungen zu finden, sei es für wirtschaftliche Probleme z. B. der Medienunternehmen, sei es für pädagogische Probleme, z. B. in der schulischen Medienerziehung. Und nicht zuletzt versteht sich die Kommunikationswissenschaft als Dienstleister im Bereich der Ausbildung für die Medien- und Kommunikationsbranche (vgl. ebd.: 1).

2.5 Überblick über die Systematik des Faches:

Forschungsgegenstand, -felder und Erklärungsebenen

Zur Beantwortung der Frage, womit sich unser Fach befasst, wird häufig die sog. Lasswell-Formel herangezogen: „Who says what in which channel to whom with what effect?“ (Lasswell 1964: 37) Anhand der fünf Fragewörter werden dann fünf Forschungsfelder beschrieben:

(1) Who – *Kommunikatorforschung*: Wer sind die Akteure, die medial verbreitete Aussagen herstellen, was kennzeichnet sie und ihre Handlungsweisen? Das können Medienschaffende sein wie die Journalistin

¹⁶ Grundlagenforschung ist nicht weniger angewandt und das durch sie produzierte Wissen nicht weniger anwendbar, aber die diese Bezeichnungen haben sich nun mal eingebürgert.

oder der Blogger, aber auch Organisationen und Institutionen wie ein Presseverlag oder eine Rundfunkanstalt bzw. deren Teile (Redaktionen, Anzeigenabteilungen, Vertrieb etc.). Die Kommunikatorforschung stellt Fragen wie: Aus welchen sozialen Milieus stammen Journalistinnen und Journalisten? Welche Bildung und welche politische Einstellung haben sie? Kommen im Unterschied dazu Bloggerinnen und Blogger aus ganz anderen gesellschaftlichen Bereichen? Wie unterscheidet sich die Arbeit in der Nachrichtenredaktion eines öffentlich-rechtlichen Rundfunksenders von der eines privaten?

(2) What – *Aussagenforschung*: Die medial verbreiteten Inhalte sind ein zentraler Bereich kommunikationswissenschaftlichen Interesses. Nicht umsonst ist die quantitative Inhaltsanalyse eines der wichtigsten Forschungsinstrumente des Faches, zu dessen Entwicklung es maßgeblich beigetragen hat. Untersucht werden Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Fernsehnachrichten und Krimiserien, Radiofeatures und Hörspiele, Websites, Werbeplakate u. v. m. Wie sind sie gestaltet? Welche Themen werden behandelt? Wer wird wie dargestellt und bewertet?

(3) Which Channel – *Medienforschung*: Die Aussagen sind an technische, materielle Medien gebunden, die jeweils sehr spezifische Anforderungen an die Form der Inhalte stellen. Ob eine Nachricht in der Zeitung zu lesen, im Radio zu hören, im Fernsehen zu sehen ist oder im Internet multimedial vermittelt wird, macht sowohl für die Auswahl und Aufbereitung als auch für die Rezeption einen großen Unterschied. Zudem hat jedes Medium nicht nur technische, sondern auch ökonomische, rechtliche und organisatorische Eigengesetzlichkeiten, die beschrieben und analysiert werden müssen.

(4) Whom – *Publikumsforschung*: Hier geht es um Fragen, die das Auswahl- und Nutzungsverhalten betreffen. Wer nutzt welche Inhalte in welchem Medium? Wie oft? Wie lange? Von Interesse sind zudem alle Fragen, bezüglich der Merkmale und der Zusammensetzung des Medienpublikums: Gibt es Gemeinsamkeiten und Gruppen? Welche Zuschauerinnen und Zuschauer nutzen z. B. die gleichen Sendungen im Fernsehen? Erreicht eine Website die Zielgruppe, für die sie gedacht ist? Sind es mehr Männer oder Frauen, Arme oder Reiche usw., die ein Radioprogramm verfolgen? Kommen die Leserinnen und Leser einer

Zeitung eher aus einem bildungsbürgerlichen oder bildungsfernen Milieu?

(5) What Effect – *Rezeptions- und Wirkungsforschung*: Besondere politische, ökonomische und gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfährt das Fach, wenn es sich mit Fragen der Wirkung und Verarbeitung von Medieninhalten befasst. Werden Politiker gewählt, die oft im Fernsehen zu sehen sind? Ändert sich die öffentliche Meinung über ein Unternehmen, wenn es in sozialen Netzwerken aktiv ist? Kaufen Menschen mehr von einem Produkt, wenn die Werbung lustig ist? Werden Kinder aggressiv, wenn sie bestimmte Computerspiele spielen? Kann eine soziale Kampagne die Menschen zu umweltbewussterem Verhalten bewegen?

All diese Fragen können sich auf die Zeit beziehen, in der wir leben, aber auch auf Veränderungen der Kommunikation im Vergleich zu früher abzielen: Wie hat sich der Produktionsprozess der Zeitung durch die Digitalisierung verändert? Welche Verschiebungen der Zuschauerzahlen haben sich mit der Einführung des privaten Rundfunks ergeben? Sind wir heute weniger empfänglich für Werbung als frühere Generationen? Welche Tendenzen in der öffentlichen Meinung über die Rolle der Bundeswehr seit ihrer Einführung 1955 bis heute kann man feststellen? Diese zeitlich vergleichende Perspektive wird diachron genannt, während bei der synchronen Perspektive die Jetztzeit im Zentrum steht. Selbstverständlich wird auch auf der Ebene der Kulturen und Nationen vergleichend gearbeitet: Was unterscheidet das Rundfunksystem der USA von dem der BRD? Wie unterscheidet sich die Rezeption einer Fernsehserie in Europa von der in Lateinamerika?

Die fünf Felder der Lasswell-Formel können danach differenziert werden, wie eng oder weit der Fokus der wissenschaftlichen Betrachtungsweise eingestellt ist. Liegt er mehr auf der Mikro-, der Meso- oder Makro-Ebene? In der Kommunikatorforschung ist die Frage nach den Kriterien der Nachrichtenauswahl von Redakteurinnen und Redakteuren auf der Mikroebene angesiedelt. Auf der Meso-Ebene würde beispielsweise untersucht, wie Redaktionen von Abonnementzeitungen im Vergleich zu Kaufzeitungen Nachrichten selektieren. Auf der Makro-Ebene würde danach gefragt, wie Nachrichten je nach Medium (Radio, Fernsehen, Zeitung oder Internet) unterschiedlich zusammengesetzt sind. Im Bereich der Wirkungsforschung würde eine Perspektive auf

der Mikro-Ebene untersuchen, wie individuelle Prozesse des Verstehens verlaufen. Auf der Meso-Ebene würde z. B. analysiert, wie die sozialen Beziehungen zu Freunden unsere Medienpräferenzen beeinflussen. Auf der Makro-Ebene bewegt sich Wirkungsforschung, wenn gesellschaftliche Gruppen miteinander verglichen werden: Lernen Personen mit hoher Bildung mehr und schneller aus den Medien als jene mit niedriger Bildung?

Eine weitere Möglichkeit, diese fünf Forschungsfelder weiter aufzugliedern, besteht darin, *interdisziplinäre Verknüpfung* herzustellen: Medienpolitik, Medienökonomie, Mediensoziologie, Mediengeschichte, Medienrecht, Medienpädagogik, Medienpsychologie, um nur einige zu nennen. Eine medienpolitische Fragestellung auf dem Feld der Medienforschung würde z. B. die Folgen der politischen Förderung einzelner Technologien problematisieren.¹⁷ Die Kommunikatorforschung untersucht, welche politischen Entscheidungen das journalistische Handeln beeinflussen. Politische Einflüsse und Wechselwirkungen gibt es auch im Feld der Aussagen: Presseämter und Presskonferenzen versorgen die Medien mit Informationen; umgekehrt beobachten politischen Akteure die Berichterstattung, um sich ein Bild über die öffentliche Meinung zu machen.

Die Fragestellungen der Kommunikationswissenschaft erstrecken sich also auf den gesamten medialen Kommunikationsprozess und seine Elemente. Dabei kann die Fragestellung in zeitlicher, kultureller und räumlicher Hinsicht komparativ (vergleichend) sein. Meist ist die Fragestellung entweder auf die Mikro-, oder die Meso- oder Makro-Ebene bezogen. Und nicht zuletzt kann das Interesse der Forschenden auf soziale oder politische, psychologische oder pädagogische, rechtliche oder ökonomische Aspekte gerichtet sein.

2.6 Quo Vadis Kommunikationswissenschaft?

Im Jahr 1998 diagnostizierte Gerhard Maletzke, das Fach bestehe hinsichtlich der Theoriebildung „aus einer großen Zahl von Einzelsätzen, Hypothesen, Konzepten, die unverbunden und oft untereinander unstimmig auf sehr verschiedenen Abstraktionsebenen im Raum stehen“

¹⁷ Die Einführung des privaten Rundfunks profitierte z. B. von der Förderung der Kabeltechnik durch das damalige Bundespostministerium.

(Maletzke 1998: 102). Es fehle also eine kohärente, eine zusammenfügende und zusammenhängende, Theorie, der es gelingt, die vielfach noch recht disparaten Theorieteile zusammenzuführen.

Sechs Jahre später kommt Manfred Rühl¹⁸ zu einem ähnlichen Ergebnis, zieht daraus aber andere Schlüsse:

Die Kommunikationswissenschaft kann kein fixes Kommunikationswissen besitzen, auch keine fixen empirischen Kontrollstandards, nicht einmal fixe Kommunikationserwartungen, auf die sie eindeutig reagieren kann. Stattdessen wird in und über Kommunikationssysteme selektierend, variierend und retendierend entschieden (Rühl 2004: 186).

Die Kommunikationswissenschaft hat mit einem Gegenstand zu tun, über den sich kaum Wissen kanonisieren (also als verbindlich festlegen) lässt. Die Gründe dafür sind vielfältig: Die technischen Vermittlungsmedien sind wandelbar und dynamisch. Sie differenzieren sich intern aus und zugleich verschwimmen die Grenzen zwischen ihnen, indem die verschiedenen technischen Medien immer mehr Verknüpfungen eingehen (Stichwort: Multi-Medialisierung). Das hat auch Auswirkungen auf das Formalobjekt: Was z.B. Noelle-Neumann 1975 noch als Fachgegenstand ausschloss – die private, interpersonale Kommunikation –, ist heute sehr wohl Erkenntnisgegenstand des Fachs, denn interpersonale Kommunikation bleibt nicht privat, sie wird zunehmend öffentlich. Wandel in Form von Weiterentwicklung kennzeichnet ebenso das methodische Spektrum von verfeinerten Messmethoden bis zu neuen Techniken und Erfindungen. Alle diese grundlegenden Aspekte der Wissenschaft – Gegenstand, Methode und Theorie – dynamisieren sich wechselseitig, weil sie miteinander zusammenhängen und Veränderungen in einem Bereich immer Veränderungen im anderen Bereich nach sich ziehen. Man könnte also etwas defätistisch sagen, Kommunikationswissenschaft ist das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt unter diesem Label geforscht und gedacht wird: „Insofern kann wissenschaftliches Kommunikationswissen als Summe jener Erklärungsversuche bezeichnet werden, die als Theorien bewahrt und erneuert werden“ (Rühl 2004: 186; Herv. getilgt G. M.).

¹⁸ Manfred Rühl (*31.12.1933) war der erste Lehrstuhlinhaber für Kommunikationswissenschaft am 1983 neu eingerichteten Studienschwerpunkt Journalistik der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Das Fach muss immer wieder von neuem seinen Gegenstand definieren. Je nach Definition wandeln sich theoretische Erklärungen und/oder die empirische Verfahren. Ein Beispiel soll das verdeutlichen: Fernsehen war lange Zeit eine bestimmte Art und Weise, audiovisuelle Kommunikationsangebote zu nutzen. Das Publikum saß zu Hause (meist im Wohnzimmer, meist auf der Couch) vor einem Fernsehgerät und sah sich eine Sendung an, die gerade ausgestrahlt wurde. Heute ist dieses Programm über Internet auch am Computer oder auf dem Smartphone abrufbar. Das Publikum ist zudem nicht mehr an einen Ausstrahlungszeitpunkt gebunden, sondern kann die Sendung auch zeitversetzt aus einer Mediathek abrufen. Ja, der Fernseher selbst ist heute internetfähig, kann wie ein Computer zum Abruf von Internetinhalten genutzt werden. Das Angebot an elektronischen Bewegtbildern wird nicht mehr ausschließlich von Fernsehproduktionsfirmen und Fernsehsendern geschaffen. Die lange gültige Definition des Fernsehens als Handlung, die an ein bestimmtes Gerät gebunden war, trifft damit auf immer weniger Situationen zu. Dieser technische Fortschritt und die sich damit wandelnden Praktiken des Medienumgangs müssen in den Begriffen des Fachs abgebildet werden:

Die Publizistik und Kommunikationswissenschaft muss sich dieser aktuellen informations- und technologischen Entwicklung stellen, weil sie ansonsten an gesellschaftlicher Erklärungskraft verliert (Bonfadelli; Jarrén; Siegert 2010: 12).

Dieser eher mahnenden Position schließen sich Löffelholz und Quandt nicht an. Sie sehen vielmehr in der vielfältigen Ausdifferenzierung und Ausbildung von Spezialdisziplinen eine sinnvolle „strukturelle Antwort [...] auf die Dynamik und Komplexität der Medienentwicklung“ (Löffelholz; Quandt 2003: 14). Dabei haben sie v.a. den Arbeitsmarkt der Kommunikationsbranche im Blick. Hinsichtlich der theoretischen Erklärungskraft, der Relevanz der empirischen Forschung und der sozialen und zeitlichen Reichweite der Aussagen der Kommunikationswissenschaft kann man den Differenzierungs- durchaus als Zersplitterungsprozess begreifen und nach dem Zusammenhang der verschiedenen Erkenntnisse innerhalb der Teilbereiche fragen.

Gesellschaft und Kommunikation sind komplexe Phänomene, die sich permanent verändern. Wissenschaften, die sich mit ihnen befassen,

sind von diesem Wandel ebenfalls betroffen, müssen auf ihn reagieren und sind vielleicht auch Teil und Faktor des Wandels. Das Fach ist also noch nicht ‚fertig‘. Überall liegen noch Herausforderungen bereit: in der Theoriebildung, in der Entwicklung der methodischen Standards, in der Grundlagenforschung genauso wie in speziellen Detailfragen. Lehre und Lernen dienen der Weiterentwicklung des Fachs. Die Kommunikationswissenschaft ist kein Museumsstück und keine Ansammlung von unumstößlichen Wahrheiten oder unangreifbaren Klassikern. Unser Wissen muss sich in immer neuen Kontexten bewähren und fortgeschrieben werden. Gerade das macht das Fach so spannend und lädt zur Entdeckung ein.

2.7 Ethik und verantwortliches Handeln in der Kommunikationswissenschaft

Gute wissenschaftliche Praxis und ethisches Verhalten betreffen drei Bereiche: (1) die untersuchten Personen, an und mit denen Daten erhoben werden, (2) die scientific community und (3) die Gesellschaft.

(1) Wie bereits erwähnt (siehe Kapitel 1.3.7), sind die Fragen, was ethisch richtige Praxis ist, durchaus von Fach zu Fach verschieden, weil wir es jeweils mit unterschiedlichen Materialobjekten zu tun haben oder unterschiedlich mit ihnen umgehen. Auch wenn sich die Kommunikationswissenschaft mit ‚den Menschen‘ befasst wie die Medizin oder die Pharmazie, so schneiden wir sie weder auf noch verabreichen wir ihnen chemische Substanzen. Dennoch muss sich das Fach damit auseinandersetzen, wie es mit seinen Untersuchungsobjekten umgeht.

Wenn wir Personen befragen oder beobachten, ist der Begriff ‚Untersuchungsobjekt‘ schon falsch gewählt. Sie sind als Subjekte zu achten und nicht wie Objekte zu behandeln, an denen wir bestimmte Eigenschaften feststellen (auch wenn das die analytische und forschungslogische Haltung ist, die eine unvoreingenommene, unabhängige Untersuchung sichert). Die Menschen, die an unseren Forschungsprojekten teilnehmen sind eben nicht (ganz) Andere, sondern mit jedem steht uns ein anderes Ich, ein Alter Ego (vgl. Schütz 1974: 31) gegenüber, ein Du, mit dem wir in einer Beziehung stehen: „Wer Du spricht, hat kein Etwas, [...] er steht in der Beziehung.“ (Buber 1995 [1923]: 5)

In der Ethik-Erklärung der DGPK aus dem Jahr 1999 liest sich das profan und knapp unter Punkt 5: „Bei empirischen Untersuchungen sind die Persönlichkeitsrechte von Probanden zu achten und die relevanten Datenschutzbestimmungen zu berücksichtigen“ (DGPK 1999). Es geht um Respekt gegenüber der Würde und dem Willen der anderen Person. In wissenschaftlichen Befragungen beispielsweise kommunizieren die Leute mit uns, d. h., sie versuchen zu verstehen, was wir sie fragen, bemühen sich, sinnvolle Antworten zu geben, stellen uns ihre Zeit zur Verfügung, entwickeln Ideen über unsere Forschungsziele und bringen dem ganzen Projekt Gefühle (z. B. Interesse, Neugier) entgegen. Respekt beinhaltet weiter, das Gegenüber nicht zu täuschen. Daher müssen die Untersuchungspersonen über den Zweck der Untersuchung aufgeklärt werden, worin deren Chancen und Risiken bestehen, wem die Ergebnisse dienen bzw. wer die Untersuchung in Auftrag gibt und bezahlt. Manchmal aber kann das Wissen um das Erkenntnisinteresse das Verhalten der Probanden verändern und die Ergebnisse verfälschen (z. B. wenn die Untersuchungsfrage lautet: ‚Beeinflusst ein Werbespot die Kaufabsicht?‘). Deshalb werden ihnen diese Informationen zunächst vorenthalten, nach der Untersuchung muss es dann ein sog. De-Briefing geben, also eine Aufklärung über den wahren Zweck. Zum Respekt vor den Probanden gehört auch das Verbot von Zwang. Jedermann soll selbst entscheiden, ob er oder sie an der Forschung teilnehmen möchte – und selbstverständlich sind die Probanden frei, jederzeit ihre Teilnahme zurückzunehmen. Nicht zuletzt darf Forschung den Menschen nicht schaden. Bei der Untersuchung möglicher negativer Auswirkungen des Mediengebrauchs entsteht beispielsweise folgendes Dilemma: Ist eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler der Meinung, dass gewalthaltige Computerspiele Kindern schaden, dürfen sie sie dann in ihren Experiment solchen Inhalten aussetzen?

Zu den Persönlichkeitsrechten gehören die Privatsphäre und die informationelle Selbstbestimmung. Für die Forschenden ist damit der Datenschutz handlungsrelevant. Wenn die Untersuchungspersonen uns Informationen geben, so müssen wir das damit eingegangene Vertrauensverhältnis schützen. Das bedeutet je nach Datenerhebungsmethode etwas anderes. Bei schriftlichen Interviews versichern wir den Befragten, dass ihre Angaben nur zum Zweck der Forschung verwendet

werden, nicht an Dritte weitergegeben werden und dass keine der Angaben auf sie als Person zurückgeführt werden kann. Bei Ton- oder Filmaufnahmen stellen sich andere Probleme. Derry et al. (vgl. 2010: 37) stellen fest, dass es sich bei Videoaufnahmen von Probanden einerseits um empirische Daten handelt wie sie auch mittels anderer Methoden (Befragung oder Inhaltsanalyse) gewonnen werden. Andererseits sind die Probanden darauf als Personen erkennbar. Kann man solche Beobachtungsdaten weitergeben wie andere Datensätze auch?¹⁹ Wie sieht es mit der Aufbewahrung und Wiederverwendung aus? Können Aufzeichnungen für andere Zwecke, z. B. in Lehrveranstaltungen eingesetzt werden? Wie sollen solche Daten auf wissenschaftlichen Tagungen präsentiert, in welcher Form können sie veröffentlicht werden? (vgl. ebd. 37f.)

(2) In die Regeln des richtigen Verhaltens innerhalb und gegenüber der scientific community sind auch die Studierenden mit einbezogen. In der Ethik-Erklärung der DG PuK heißt es, dass „dem wissenschaftlichen Nachwuchs und den Studierenden eine gute Ausbildung angedeihen“ (DG PuK 1999) soll, was auch die Vermittlung von ethischen Standards beinhaltet. Wird Nachwuchs in die Forschungsprojekte eingebunden (ein guter Weg, wissenschaftliches Handeln praktisch zu lehren und zu lernen) und trägt maßgeblich zu Forschung und Publikation bei, dann sollte die Namen aller Beteiligten auch genannt werden (vgl. ebd. Punkt 4).

Ethisches Verhalten hinsichtlich der Veröffentlichungspraxis bedeutet auch, dass man es Kolleginnen und Kollegen nicht erschwert oder gar unmöglich macht, die Aussagen und Forschungsergebnisse kritisch zu prüfen. In Punkt 2 legt die Ethik-Erklärung der DG PuK (1999) fest:

¹⁹ Möglicherweise erkennen Sie als Leserin oder Leser hier einen Widerspruch zu der weiter oben gemachten Aussage, dass wir bei Befragungen den Interviewten versichern, ihre Daten würden nicht an Dritte weitergeben. Innerhalb der akademischen Forschung ist es durchaus üblich, ganze Datensätze weiterzugeben, um sie der kritischen Prüfung der Ergebnisse zugänglich zu machen, Sekundäranalysen zu ermöglichen oder zur Beantwortung weiterer Forschungsfragen zur Verfügung zu stellen. Institutionen wie das Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (GESIS) haben u. a. die Funktion, Daten für die Forschung zugänglich zu machen, auch um unnötige Mehrfachuntersuchungen zu vermeiden. Das Weitergabeverbot betrifft also vornehmlich Interessierte außerhalb der akademischen Forschung (Wirtschaft, Politik etc.) und v. a. die Identifizierbarkeit einzelner Individuen, aus deren Angaben der Datensatz besteht.

Bei der Präsentation oder Publikation kommunikationswissenschaftlicher Erkenntnisse werden Einzelheiten der Theorien, Methoden und Forschungsdesigns, die für die Einschätzung der Forschungsergebnisse und der Grenzen ihrer Gültigkeit wichtig sind, mitgeteilt.

Den transparenten Umgang mit den Werken anderer und die Achtung der geistigen Urheberschaft betont Punkt 6: „Gedanken, Daten und Materialien, die wörtlich oder sinngemäß von einer veröffentlichten oder unveröffentlichten Arbeit anderer übernommen wurden, werden kenntlich gemacht.“ Auch im kollegialen Umgang ist Respekt unverzichtbar und daher wird in Punkt 7 hervorgehoben, dass die Beurteilung der Arbeiten anderer (z. B. in Gutachten oder Rezensionen), „ausschließlich sachorientiert, in angemessener Frist und gegebenenfalls vertraulich vorzunehmen“ ist (ebd.).

(3) Gegenüber der Gesellschaft ist die Wissenschaft insgesamt in besonderer Weise verpflichtet. Dem auf wissenschaftliche Weise generierten Wissen wird besondere Glaubwürdigkeit und Verlässlichkeit zugeschrieben. Häufig dient es der Entscheidungsbegründung gesellschaftlichen aber auch individuellen Handelns. Daher müssen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler „in Forschung und Lehre nach Integrität und Objektivität [streben]. Sie verpflichten sich dabei – in sozialer Verantwortung – den bestmöglichen Standards“ (ebd.).

Da ein großer Teil der wissenschaftlichen Forschung den speziellen Erkenntnisinteressen gesellschaftlicher Akteure dient (Staat, Wirtschaftsunternehmen, Verbände und Vereine) ist es eine wichtige Information, in wessen Auftrag eine Studie erstellt wurde. Aus diesem Grund fordert die DGPK von ihren Mitgliedern in Punkt 3 ihrer Ethik-Erklärung in ihren Publikationen „allfällige Finanzierungsquellen ihrer Forschungen“ zu nennen (ebd.).

Die besondere Verantwortung der Kommunikationswissenschaft in der Gesellschaft drückt sich darin aus, dass von den Wissenschaft Betreibenden gefordert wird, „in ihrer Tätigkeit Benachteiligungen und Diskriminierungen“ auszuschließen (ebd.).

Die Anforderungen an richtiges, gutes wissenschaftliches Handeln gelten für die gesamte scientific community, von der Professorenschaft über den akademischen Mittelbau bis hin zu den Studierenden. Dies betonen nicht nur Erklärungen der Fachgesellschaften, sondern auch die der Universitäten. Das darin formulierte Selbstverständnis drückt

sowohl Verantwortungsbereitschaft als auch Selbstbewusstsein aus – daran muss sich die wissenschaftliche Praxis alltäglich messen lassen.

2.8 Literatur

- Averbeck, Stefanie (2001): Die Emigration der Zeitungswissenschaft nach 1933 und der Verlust der sozialwissenschaftlichen Perspektiven in Deutschland. In: Publizistik. 46. Jg., H. 1, S. 1–19.
- Averbeck, Stefanie; Kutsch, Arnulf (2004): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900–1960. In: Duchkowitsch, Wolfgang; Hausjell, Fritz; Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft. Münster: Lit, S. 55–66.
- Beck, Klaus (2006): Computervermittelte Kommunikation im Internet. München: Oldenbourg.
- Blaum, Verena (1979): Journalistikwissenschaft in der DDR. Erlangen: Institut für Gesellschaft und Wissenschaft (IGW) an der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Bohrmann, Hans (1997): Zur Geschichte des Faches Kommunikationswissenschaft seit 1945. In: Fünfgeld, Hermann; Mast, Claudia (Hrsg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51–67.
- Bohrmann, Hans (2004): Als der Krieg zu Ende war. Von der Zeitungswissenschaft zur Publizistik. In: Duchkowitsch, Wolfgang; Hausjell, Fritz; Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft. Münster: Lit, S. 97–122.
- Bonfadelli, Heinz; Jarren, Otfried; Siegert, Gabriele (2010): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft – ein transdisziplinäres Fach. In: Dies. (Hrsg.): Einführung in die Publizistikwissenschaft. 3., vollst. überarb. Aufl. Bern et al.: Haupt, S. 3–17.
- Buber, Martin (1995 [1923]): Ich und Du. Stuttgart: Reclam.
- Burkart, Roland (1998): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 3., überarb. u. aktual. Aufl. Köln; Weimar; Wien: Böhlau.

- Czogalla, Michael (2004): Behind the Laughter. *Die Simpsons* im Kontext amerikanischer Populärkultur. Marburg: Tectum.
- Derry, Sharon J. et al. (2010): Conducting Video Research in the Learning Sciences: Guidance on Selection, Analysis, Technology, and Ethics. In: *The Journal of Learning Sciences*. 19. Jg., H. 1, S. 3–53.
- DGPuK (1999): Erklärung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Verabschiedet auf der 44. Mitgliederversammlung der Gesellschaft am 13. Mai 1999 in Utrecht. Online verfügbar unter: <http://www.dgpuk.de/uber-die-dgpuk/ethikerklarung/<30.06.2015>>.
- DGPuK (2008): Selbstverständnispapier: Kommunikation und Medien in der Gesellschaft. Mai 2008. Online verfügbar unter: <http://www.dgpuk.de/uber-die-dgpuk/selbstverstandnis/<30.06.2015>>.
- DGPuK (2014): Chronik der DGPuK 1963-2015. Online verfügbar unter: <http://www.dgpuk.de/uber-die-dgpuk/geschichte/chronik/<30.06.2015>>.
- Gray, Jonathan (2006): Watching with the *The Simpsons*. Television, parody, and intertextuality. New York; London: Routledge.
- Gruteser, Michael; Klein, Thomas; Rauscher, Andreas (2014): Das Simpsons-Netzwerk. Eine Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Subversion zur Prime-Time. *Die Simpsons und die Mythen der Gesellschaft*. 3., erw. u. überarb. Aufl. Marburg: Schüren, S. 10–14.
- Habermas, Jürgen (1995 [1981]): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd.1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Koszyk, Kurt (1997): Zeitungskunde in der Weimarer Republik. In: Fünfgeld, Hermann; Mast, Claudia (Hrsg.): *Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven*. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 29–49.
- Kunczik, Michael; Zipfel, Astrid (2005): Publizistik. Ein Studienhandbuch. 2., durchges. u. aktual. Aufl. Köln; Weimar; Wien: Böhlau.
- Kutsch, Arnulf; Pöttker, Horst (1997): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7–20.

- Lasswell, Harold D. (1964): *The Structure and Function of Communication in Society*. In: Bryson, Lyman (Hrsg.): *The Communication of Ideas. A Series of Addresses*. New York: Cooper Square, S. 37–51.
- Luhmann, Niklas (1981): *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–34.
- Löblich, Maria (2010): *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln: Halem.
- Löffelholz, Martin; Quandt, Thorsten (2003): *Kommunikationswissenschaft im Wandel. Orientierung in einer dynamischen, integrativen und unüberschaubaren Disziplin*. In: Dies. (Hrsg.): *Die neue Kommunikationswissenschaft. Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter. Eine Einführung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 13–42.
- Maletzke, Gerhard (1998): *Kommunikationswissenschaft im Überblick. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Pöttker, Horst (2004): *Konformität – Opportunismus – Opposition. Zur Typologie von Verhaltensweisen im NS-Regime und danach*. In: Duchkowitsch, Wolfgang; Hausjell, Fritz; Semrad, Bernd (Hrsg.): *Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft*. Münster: Lit., S. 41–53.
- Pürer, Heinz (2003): *Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK.
- Pürer, Heinz (2006): *Zum Gegenstand der Kommunikationswissenschaft*. In: Ders.; Eichhorn, Wolfgang; Pauler, Karl (Hrsg.): *Medien. Politik. Kommunikation. Festschrift für Heinz-Werner Stuiber*. München: Fischer, S. 445–454.
- Rühl, Manfred (2004): *Ist eine Allgemeine Kommunikationswissenschaft möglich?* In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*. 52. Jg., H. 2, S. 173–192.
- Schütz, Alfred (1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Shannon, Claude E.; Weaver, Warren (1964 [1949]): *The Mathematical Theory of Communication*. 10. Aufl. Urbana: University of Illinois Press.
- Wagner, Hans (1997): *Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren. Einführung in das Fach und das Studium*. München: Fischer.

- Westerbarkey, Joachim (1980): Daten zur Lage des Faches: eine bestürzende Bilanz. In: Publizistik. 25. Jg., H. 4, S. 484–491.
- Wilke, Jürgen (2006): Von der ‚entstehenden‘ zur ‚etablierten‘ Wissenschaft. Die institutionelle Entwicklung der Kommunikationswissenschaft als universitäre Disziplin. In: Holtz-Bacha, Christina et al. (Hrsg.): 50 Jahre Publizistik. Wiesbaden: VS, S. 317–338.

3. Wozu wissenschaftliches Arbeiten?

Gabriele Mehling

In den folgenden Kapiteln werden Sie in die einzelnen Schritte des wissenschaftlichen Arbeitens eingewiesen: vom Lesen und Recherchieren übers Schreiben und Zitieren bis hin zur schriftlichen und mündlichen Präsentation Ihrer Arbeiten. Als Studierende sind Sie Mitglied der universitären scientific community und Ihre Hausarbeiten und Referate sind Teil des Wissenschaftsbetriebs. Mit dem Beginn Ihres Studiums setzt sozusagen Ihre wissenschaftliche Sozialisation ein. Aber die Einübung des wissenschaftlichen Arbeitens ist nicht nur etwas fürs Studium: Sie erwerben damit Kompetenzen, die Sie auch dann benötigen, wenn Sie nicht promovieren und weiter in der Wissenschaft tätig sein wollen. Gerade für Studierende der Kommunikationswissenschaft, die häufig in den Journalismus oder die Öffentlichkeitsarbeit streben, sind diese Fähigkeiten nicht nur nützlich, sondern geradezu ein Bestandteil der täglichen Arbeit.

3.1 Bedeutung für die Wissenschaft

Mit dem Wissenschaftssystem hat die Gesellschaft eigens ein Subsystem herausgebildet, dessen Aufgabe es ist, Erkenntnisse nach speziellen Regeln und Verfahrensweisen herzustellen, zu erweitern, zu prüfen und zu verbessern. Die Angehörigen dieses Subsystems sind den Regeln der wissenschaftlichen Wissenserzeugung verpflichtet. Deren Einhaltung garantiert erst den wissenschaftlichen Charakter ihrer Arbeit. Die Regeln sind das Ergebnis des Diskurses in der wissenschaftlichen Gemeinschaft, sie haben sich aus Gründen der Praktikabilität und der Vernunft bewährt – und sie haben verschiedene Funktionen:

(1) Regeln sichern die wissenschaftlichen Gütekriterien (siehe Kapitel 1.3.1). Die Einhaltung der Regeln wissenschaftlichen Arbeitens gewährleistet sowohl die Transparenz des Forschungsprozesses als auch

die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Forschungsschritte und -ergebnisse. So erst werden Erkenntnisse kritisierbar.

(2) Regeln gewährleisten Handlungs- und Erwartungssicherheit, da sie festlegen, was wie und in welcher Reihenfolge getan werden muss. Sie sind *ein* Teil der Antwort auf die Frage: ‚Was soll ich tun?‘, indem sie zunächst Form und Struktur des Handelns festlegen. Zugleich dienen sie der Erwartungslenkung: Wer weiß, nach welchen Regeln und Verfahren wissenschaftliches Wissen erzeugt wird, kann beurteilen, was von diesem erwartet werden kann und was nicht.

(3) Regeln schaffen Vertrauen: Die Gesellschaft muss sich darauf verlassen können, dass der Wahrheitsanspruch und der besondere Status, den sie dem wissenschaftlichen Wissen einräumt, gerechtfertigt ist. Da die ‚Qualitätskontrolle‘, also die der Gewährleistung von Wissenschaftlichkeit, weitgehend bei der scientific community selbst liegt, muss die Gesellschaft auf deren wirksame Selbstverpflichtung vertrauen können. Dass diese Erwartung immer wieder verletzt wird und Arbeiten als wissenschaftlich bezeichnet werden, obwohl sie nicht ‚nach den Regeln der Kunst‘ und ‚nach bestem Wissen und Gewissen‘ erstellt wurden, erschüttert nicht nur die Glaubwürdigkeit *dieser* Arbeiten, sondern der Wissenschaft *als solcher*. Nicht nur diese eine Studie ist dann diskreditiert, auch die Reputation derjenigen Untersuchungen, die regelgerecht und transparent erstellt wurden, ist beschädigt. Redensarten wie: ‚Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast‘, sind Ausdruck eines verallgemeinerten Misstrauens. Daher betont der Deutsche Hochschulverband: Unredliches wissenschaftliches Arbeiten „beschädigt die Kollegialität und zerstört das Vertrauen, das die Öffentlichkeit in die Lauterkeit von Wissenschaft setzt“ (DHV 2010).

(4) Regeln ermöglichen den sparsamen Umgang mit wissenschaftlichen Ressourcen: Skepsis ist eine gute Eigenschaft, das ungeprüfte und unterhinterfragte Übernehmen von Aussagen und Informationen gehört dagegen nicht zum Ideal des aufgeklärten Handelns. Kritisches Prüfen von Informationen, Argumenten und Daten sollte allerdings nicht von Misstrauen gegenüber der Quelle motiviert sein, sondern von sachlich begründetem, inhaltlichem Zweifel. Der Ratschlag ‚Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser‘, bedeutet immer – nicht nur in der Wissenschaft – den doppelten Einsatz von Ressourcen. Ein Beispiel: Wir

verlassen uns darauf, dass ein Zitat in einem wissenschaftlichen Aufsatz korrekt wiedergegeben wird und dass die bibliografischen Angaben das Auffinden der Textstelle ermöglichen. Ohne dieses Vertrauen müssten wir alle Zitate prüfen: Zur Lektüre des Aufsatzes kämen noch alle Quellen, die dort verwendet wurden sowie alle Quellen der Quellen usw. usf. Auf von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verwendete Informationen muss ich vertrauen können, als hätte ich sie selbst recherchiert. Nur so kann ich mit den Angaben weiterarbeiten – natürlich unter der Voraussetzung, ich mache deutlich, von wem ich sie habe.¹

Anhand von Karl Bühlers Definition des ‚Aha-Erlebnisses‘ soll veranschaulicht werden, welche Folgen unsauberes wissenschaftliches Arbeiten für andere Mitglieder der scientific community nach sich zieht: In Kapitel 1.2 benutzte ich den Begriff ‚Aha-Erlebnis‘, um eine bestimmte Form des Erkenntnisvorgangs zu beschreiben: „Ein eigenartiges im Denkverlauf auftretendes lustbetontes Erlebnis, das sich bei plötzlicher Einsicht in einen zuerst undurchsichtigen Zusammenhang einstellt“. Um für den vielbenutzten Ausdruck eine korrekte bibliografische Angabe zu finden, konsultierte ich einschlägige Lexika, Enzyklopädien und Sekundärliteratur und förderte recht unterschiedliche Angaben über die Herkunft der Definition zutage. Am häufigsten stieß ich auf folgende Angabe: ‚Bühler, Karl (1907): Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. Teil I: Über Gedanken. In: Archiv für die gesamte Psychologie. Bd.9. Leipzig: Wilhelm Engelmann, S. 297–365.‘ Da sich die Definition jedoch nicht über 68 Seiten erstrecken kann, bedeutet das, dass sie sich irgendwo in diesem Text ‚versteckt‘. Ohne konkrete Seitenangabe stand ich vor einer ähnlichen Situation wie der Anwalt Jed Ward im Film *Das Gesetz der Macht* (1991): Ward verlangt Akteneinsicht von einer mächtigen Automobilfirma, um zu beweisen, dass sie Konstruktionsfehler nicht behoben und so in Kauf genommen hat, dass Menschen zu Schaden kamen. Da man seine berechnete Forderung nicht zurückweisen kann, schickt die Firma ihm die betreffende Akte – mit dem gesamten Archiv. Die Strategie der ‚Bösen‘: Wir machen die Suche unmöglich, nicht indem wir die Information verweigern, sondern indem wir sie in einem riesigen Informationshaufen verbergen. In der

¹ Tue ich so, als hätte ich die Informationen selbst gewonnen, eigne ich mir unzulässig die geistige Leistung eines anderen an. Das ist bereits eine Form des Plagiats.

Wissenschaft wie im Film hilft da nur Hartnäckigkeit: Der Aufsatz wurde besorgt und vergeblich nach dem Zitat durchkämmt. Da der Aufsatz der erste einer dreiteiligen Serie ist, wurden Teil zwei und drei (Bühler 1908a; 1908b), ebenso sorgfältig überprüft.² Doch das gesuchte Zitat findet sich auch dort nicht. Zwar wird an mehreren Stellen das ‚Aha-Erlebnis‘ beschrieben (vgl. z. B. Bühler 1907: 305; 1908a: 17, 18), jedoch nicht in der zitierten Form. Offenbar wurden Zitat und bibliografische Angabe von Sekundärliteratur zu Sekundärliteratur weitergegeben, ohne dass jemand je die Herkunft geprüft hätte. Da sich die Literaturangabe als nicht korrekt erweist, kann man bestenfalls schreiben, dass das fragliche Zitat Bühler zugeschrieben wird oder es mit dem Zusatz ‚zit. nach: ...‘ versehen. Aufgrund der schlampigen Arbeitsweise in der Vergangenheit ist die Definition des ‚Aha-Erlebnisses‘ in einer wissenschaftlichen Arbeit so nicht zu gebrauchen. Diese ergebnislose Suche kostete mich eine Woche Recherche-, Ausleih- und Lesearbeit.

Häufig werden Primärtexte für die eigene wissenschaftliche Arbeit benötigt. Eher selten, um ein Zitat zu überprüfen, viel häufiger dagegen, um mehr Informationen zu erhalten. Falsche Literaturangaben sind dabei ein großes Ärgernis und führen zur Verschwendung von Zeit, die man besser anders verwenden könnte. Hinzu kommt: Hat man einmal einen falschen Beleg entdeckt, ist es schwierig, nicht den Verdacht zu hegen, auch die weiteren Zitate im Text könnten falsch sein.

3.2 Bedeutung für den Journalismus

Der Leiter des Ressorts Investigative Recherche der *Süddeutschen Zeitung*, Hans Leyendecker, betont die Verpflichtung der Journalistinnen und Journalisten zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit (vgl. Leyendecker 2012: 12). Während Wahrhaftigkeit – also das aufrichtige Darstellen der eigenen Interessen, Kommunikation, die ihre Absichten offenlegt – eine Haltung des Individuums ist, ein Geltungsanspruch, der nur als Person einzulösen ist, wird der Anspruch auf Wahrheit durch bestimmte professionelle Prozeduren abgesichert.

² Die Prüfung weiterer Hinweise aus der Sekundärliteratur (z. B. Bühler 1918 und 1927) endete mit dem gleichen, negativen Ergebnis.

Wissenschaft und Journalismus haben viele Gemeinsamkeiten. Bei beiden geht es um die Suche nach „Wahrheit, nach belastbaren Fakten und nach einem Verständnis der Zusammenhänge und Hintergründe“ (Rahmsdorf 2012: 16). Dabei steht jeweils am Anfang die Erarbeitung des aktuellen Wissenstandes, die Suche nach relevanten Daten, die helfen, spezielle Fragen zu beantworten (vgl. ebd.: 17). Nicht umsonst ähneln sich die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis und die Gebote des deutschen Pressekodex: Fakten müssen stimmen, fehlerhafte Angaben müssen korrigiert werden (vgl. ebd: 31).

Wie findet man heraus, welche Fakten stimmen? Die Tipps die Stefan Rahmsdorf, Klimatologe und Professor für Physik der Ozeane, auf einer Fachtagung zum Thema Recherche den Journalistinnen und Journalisten mitgibt, sind die gleichen, die auch für die Wissenschaft gelten: Um zu beurteilen, wie gesichert eine Erkenntnis ist, rät er dazu, „unabhängige Bestätigungen mit unterschiedlichen Methoden“ zu suchen (ebd.: 19). Auch Leyendecker (2012: 9) betont die „Minimalforderung“, sich „nie mit einer Quelle zufrieden“ zu geben. Das ist zum einen dem journalistischen Ausgewogenheitsanspruch geschuldet, zum anderen ein probates Mittel, um zu prüfen, ob Informationen auch von anderen Quellen bestätigt werden oder ob zum selben Sachverhalt widersprüchliche Aussagen vorliegen.

Die Prüfung der Seriosität der Quelle muss routinemäßig erfolgen. Während die Wissenschaft selbst die Vertrauenswürdigkeit von Quellen absichert, indem Informationen in begutachteten Fachzeitschriften erscheinen, wo „Ergebnisse nach den wissenschaftsüblichen Standards so nachvollziehbar dokumentiert“ sind, „dass man die Qualität beurteilen kann“ (Rahmsdorf 2012: 17), müssen Journalisten eigentlich noch genauer prüfen: „Lieber einmal zuviel als zuwenig bei Sourcewatch³ nachsehen!“ (ebd.: 32). Da im Journalismus Informationen aktuell und sehr schnell beschafft werden müssen, hat routinierte Quellenkritik

³ Sourcewatch ist ein Wiki, das vom *Center for Media and Democracy* (CMD) betrieben wird. Es hat sich zum Ziel gesetzt, die Aktivitäten von Unternehmen und Lobbygruppen zu beobachten und zu dokumentieren, die versuchen auf die öffentliche Meinungsbildung und auf politische Entscheider Einfluss zu nehmen, indem sie z. B. industriefreundliche Experten und Studien finanzieren und promoten oder eigene ‚Think Tanks‘ und Forschungseinrichtungen gründen. Das CMD betreibt auch PRWatch (vgl. Sourcewatch 2015).

besondere Bedeutung. Fragen wie: ‚Von wem erhalte ich Informationen? Welche Legitimation und welche Kompetenz hat meine Quelle? Welche eigenen Interessen verfolgt sie? Für wen wird die Information erzeugt? Warum wird sie weitergegeben?‘ sind Standardverfahren guter journalistischer Praxis. Journalistische Recherche beschafft Aussagen, prüft und beurteilt sie, bevor sie veröffentlicht und Teil der gesellschaftlichen Kommunikation werden. Daher ist das Bewerten von Fakten sowie das kritische Prüfen der Glaubwürdigkeit von Quellen eine zentrale Aufgabe der Recherchierenden (vgl. Leyendecker 2012: 8).

Nachlässigkeit oder sogar das bewusste Verletzen von Sorgfaltspflichten wirken sich auch im Journalismus negativ aus – weit über die Glaubwürdigkeit Einzelner hinaus. 2014 wurde über die Berichterstattung zur Ukraine-Krise intensiv debattiert. Journalistische Fehler⁴ führten zu Vorwürfen der Einseitigkeit und Parteilichkeit der Medien. In der Folge erlitt die gesamte Branche einen Vertrauens- und Glaubwürdigkeitsverlust:

Nachweisbare Fehler in der Berichterstattung bei den öffentlich-rechtlichen Sendern und auch in andere Medien haben offensichtlich den (falschen) Eindruck verstärkt, die seien irgendwie zentral gesteuert. (Leyendecker 2014)

Mit dieser Diagnose steht Leyendecker nicht allein: In seiner November-Ausgabe 2014 machte das Branchenblatt *medium* mit folgendem Titel auf: „Ihr lügt doch alle! Medien in der Glaubwürdigkeitsfalle“.

3.3 Bedeutung für die Organisationskommunikation

Für die externe Kommunikation von Organisationen – ob Wirtschaftsunternehmen, Verein, Verband oder Non-Governmental Organisation (NGO) – ist Vertrauen schaffendes, transparentes und nachvollziehbares

⁴ Ein Beispiel: Der ARD-Korrespondent Udo Lielischkies berichtete, zwei Ukrainer seien durch „Kugeln der neuen Machthaber“ getötet worden. „Tatsächlich hatte ein ukrainisches Bataillon die Schüsse abgefeuert. Wenige Tage zuvor hatten die Tagesthemen das auch noch korrekt wiedergegeben“ (Scheer 2014). Der Chefredakteur von *ARD-Aktuell*, Kai Gniffke, nahm dazu in seinem Blog am 1.10.2014 wie folgt Stellung: „Der Bericht hat die Separatisten an dieser Stelle völlig zu Unrecht beschuldigt. Dies darf einfach nicht passieren. Das ist für uns umso ärgerlicher, als die Tagesthemen bereits neun Tage zuvor über diesen Vorfall berichtet haben und zwar mit der korrekten Benennung der Täterschaft auf Seiten ukrainischer Freiwilligenverbände“ (Gniffke 2014).

Verhalten ebenfalls von Bedeutung. Organisationen geben Informationen an die Öffentlichkeit weiter, direkt oder über die Medien, um ihre Interessen zu kommunizieren und ihre Ziele zu verwirklichen. Diese Informationen werden zum Teil selbst erzeugt, zum Teil aus anderen Quellen beschafft. Manfred Redelfs, Rechercheleiter von *Greenpeace Deutschland*, betont die zentrale Rolle der Informationsprüfung für seine Organisation: Zum einen sind verlässliche Daten die Grundlage eigener Planungsentscheidungen – also für die Aktionsfähigkeit der Organisation. Zum anderen haben sie externe Funktionen, denn Öffentlichkeitsarbeit lässt sich „nur dann erfolgreich betreiben, wenn es der Organisation gelingt, den Medien exklusive Informationen anzubieten.“ Gerade NGOs müssen besonders sorgfältig die Stichhaltigkeit ihrer Informationen prüfen, „denn das Kapital jeder NGO ist ihre Glaubwürdigkeit“ (Redelfs 2012: 118f.). Hier, wie in allen oben geschilderten Kommunikationsberufen gilt, dass einmal verspieltes Vertrauen nur sehr schwer wiederzugewinnen ist.

Wissenschaft, Journalismus und Organisationskommunikation ähneln sich zudem hinsichtlich der Methode des systematischen Zweifels: Was Popper (1995) für Hypothesen vorschreibt, nämlich dass sie strengen Prüfungen unterzogen werden müssen und dass versucht werden muss, sie zu widerlegen, bevor sie akzeptiert werden (siehe Kapitel 1.2 und 1.3.3), das empfiehlt auch Leyendecker (2012: 11): Beim journalistischen Arbeiten solle man „nicht nur die eigene Wirklichkeit sehen [...] wollen“, nicht nur Bestätigung für die persönliche Sichtweise suchen, sondern sich vor Augen halten, es könnte auch ganz anders sein. In dieselbe Richtung zielt Redelfs Ratschlag: Bei der Faktenbeschaffung gelte es zu vermeiden, dass v. a. solche Informationen aufgegriffen werden, die der eigenen Sicht entsprechen. Mit dieser ‚Einäugigkeit‘ wird eine Kampagne angreifbar (vgl. Redelfs 2012: 122).

Organisationen entwickeln aufgrund ihrer thematischen Spezialisierung fachliche Expertise und eine Art institutionalisiertes Gedächtnis. Um dieses Wissen systematisch nutzbar und langfristig verfügbar zu machen, muss es geordnet werden. Damit werden Fragen der Dokumentation der Recherche und der selbst erstellten Daten und Informationen wichtig. Auch das wird in den folgenden Kapiteln angesprochen.

3.4 Bedeutung für die kommerzielle Marktforschung und die Unternehmensberatung

Professionelle Informationsdienstleistung ist ein weiteres Arbeitsfeld für Absolventinnen und Absolventen der Kommunikationswissenschaft: Neben der Datenerhebung ist für die Marktforschung die sog. Desk-Research ein wichtiges Arbeitsfeld: das Sammeln von Daten für Sekundäranalysen, die Recherche von Studien (um einen Überblick über den aktuellen Wissenstand zu erhalten) und die abschließende Beurteilung der Relevanz der zusammengetragenen Erkenntnisse für das vom Auftraggeber gestellte Thema. Unternehmensberatung kann nur dann effektiv sein, wenn sie bei der Auswahl von Quellen sowie der Beurteilung ihrer Relevanz und Güte kompetent ist.

Für die Aufbereitung der Erkenntnisse kommerzieller Forschung, für Schlussfolgerungen und Empfehlungen gelten die gleichen Kriterien der rationalen Nachvollziehbarkeit. Nicht zuletzt müssen Informationen grafisch, bildlich und schriftlich dargestellt, Schlüsse und Ratschläge müssen formuliert und in einem Forschungsbericht zusammengefasst werden. Der fertiggestellte schriftliche Projektbericht wird häufig durch eine Präsentation komplettiert, in der sich freie Rede und Visualisierung wechselseitig ergänzen. Auch die hierzu nötigen Fähigkeiten will Ihnen diese Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten vermitteln. Sie liefert dafür keineswegs nur fachgebundenes Spezialwissen, sondern die viel beschworenen Schlüsselkompetenzen:

Es geht dabei um Kenntnisse, Fähigkeiten und Einstellungen, die domänenübergreifend sowie multifunktional und polyvalent anwendbar sind und Personen befähigen, fachliches Wissen und Können in komplexen und schwierigen beruflichen Alltagssituationen, aber auch in neuen und ungewohnten Situationen zur Anwendung zu bringen. (Schaper 2012: 18)

Alles, was Sie über (selbst-)kritisches, exaktes, transparentes und umfassendes wissenschaftliches Arbeiten lernen, dient Ihnen dazu, sich den Zugang zu weiteren Berufs- und Sachfeldern zu erschließen.

3.5 Literatur

- Bühler, Karl (1907): Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. Teil I: Über Gedanken. In: Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. 9. Leipzig: Wilhelm Engelmann, S. 297–365.
- Bühler, Karl (1908a): Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. Teil II: Über Gedankenzusammenhänge. In: Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. 12. Leipzig: Wilhelm Engelmann, S. 1–23.
- Bühler, Karl (1908b): Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. Teil III: Über Gedankenerinnerungen. In: Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. 12. Leipzig: Wilhelm Engelmann, S. 24–92.
- Bühler, Karl (1918): Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena: Gustav Fischer.
- Bühler, Karl (1927): Die Krise der Psychologie. Jena: Gustav Fischer.
- Das Gesetz der Macht [Class Action] (1991): Regie: Apted, Michael. 110 min. USA: Interscope Communications, Twentieth Century Fox.
- Gniffke, Kai (2014): Noch einmal: Ukraine-Berichterstattung. Online verfügbar unter: <http://blog.tagesschau.de/2014/10/01/noch-einmal-ukraine-berichterstattung/<30.06.2015>>.
- Leyendecker, Hans (2012): Was zur Hölle ist Recherche? Eröffnungsrede der nr-Fachkonferenz ‚Recherche reloaded‘. In: Netzwerk Recherche (Hrsg.): Recherche reloaded. Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können. nr-Werkstatt 21. Berlin, S. 6–15.
- Leyendecker, Hans (2014): Der böse Blick. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 259 vom 11.11.2014, S. 11.
- Popper, Karl Raimund (1995): Das Problem der Induktion (1953, 1974). In: Miller, David (Hrsg.): Karl Popper Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie. Tübingen: Mohr, S. 84–102.
- Rahmsdorf, Stefan (2012): Klimawandel. Die Ausgewogenheitsfalle und andere Probleme. In: Netzwerk Recherche (Hrsg.) Recherche reloaded. Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können. nr-Werkstatt 21. Berlin, S. 16–33.
- Redelfs, Manfred (2012): Die Umwelt-Ermittler. Wie Greenpeace recherchiert. In: Netzwerk Recherche (Hrsg.) Recherche reloaded. Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können. nr-Werkstatt 21. Berlin, S. 118–132.

Schaper, Niclas (2012): Fachgutachten zur Kompetenzorientierung in Studium und Lehre, ausgearbeitet für die Hochschulrektorenkonferenz. Projekt nexus Konzepte und gute Praxis für Studium und Lehre. August 2012. Online verfügbar unter: www.hrk-nexus.de/fachgutachten_kompetenzorientierung/ <30.06.2015>.

Scheer, Ursula: Fehlschüsse der ARD. Online verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/ukraine-berichterstattung-fehlschuesse-der-ard-13188001.html> <30.06.2015>.

Sourcewatch: Purpose. Online verfügbar unter: <http://www.sourcewatch.org/index.php/SourceWatch:Purpose> <30.06.2015>.

4. Lesen

Ina von der Wense

Abends vor dem Einschlafen zur Entspannung einen Roman, morgens die Tageszeitung, um sich über das aktuelle Geschehen zu informieren: Es gibt verschiedene Ziele, die beim Lesen verfolgt werden können. Im Kontext des Studiums sind die Gründe eher anderer Natur als im Privatleben: Sie lesen, um sich in neue Themenfelder einzuarbeiten, um komplexe Zusammenhänge besser zu verstehen oder um über diese Themen diskutieren zu können. Natürlich bereitet Sie das Lesen von Texten auch auf Seminare und Vorlesungen vor: So fällt es Ihnen sicherlich um einiges leichter zu folgen, wenn Sie vorher bereits Texte zum Thema gelesen haben. Zudem können Sie sich, wenn Sie bereits auf die Thematik vorbereitet sind, mehr am Kurs beteiligen, können gezielt Fragen stellen, die sich beim Lesen ergeben haben und werden insgesamt mehr Freude an der Lehrveranstaltung haben.

Nicht zuletzt ist Lesen aber auch eine Voraussetzung für das Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit: Ohne sich vorher eingehend in das Themenfeld und den Forschungsstand eingelese zu haben, kann weder eine Haus- noch eine Bachelor- oder Masterarbeit verfasst werden. Lesen heißt auch, sich mit der wissenschaftlichen Tradition, d. h. mit dem was in der Vergangenheit untersucht und publiziert wurde, auseinanderzusetzen. Fortgeschrittene Studierende können zudem Forschungslücken aufdecken oder bestehende Theorien überarbeiten (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 111).

4.1 Schwierigkeiten beim Lesen wissenschaftlicher Texte

Vieles erschwert das Lesen. Schon der Einstieg kann Schwierigkeiten bereiten, wenn Sie nicht motiviert sind oder nur wenig Zeit zur Verfügung haben. Es gibt aber auch Probleme, die erst während des Lesens auftreten: Fehlendes Hintergrundwissen und zu wenig Geduld beispielsweise führen dazu, dass Sie den Text möglicherweise nicht richtig

verstehen oder nicht in den Zusammenhang einordnen können. Möglicherweise stecken auch mehr Informationen in einem Text als es auf den ersten Blick scheint. Insbesondere bei Texten, die ein für Sie völlig neues Themenfeld behandeln, können deren Struktur, der Aufbau der Argumentation oder die ungewohnte Sprache – inklusive noch unbekannter Fachbegriffe – ein Hindernis darstellen. Oft reicht es nicht, wenn Sie den Text nur einmal lesen, viele müssen sie doppelt, manche noch häufiger lesen, um sie zu verstehen. Auch die Lesegeschwindigkeit kann ein Problem darstellen: Zu schnelles Lesen führt dazu, dass Sie alles schnell wieder vergessen; zu langsames Lesen hingegen frustriert, macht müde und führt oft dazu, dass Sie sich ablenken lassen.

Auch zu gründliches Zusammenfassen eines Textes kann darauf hinauslaufen, dass die Struktur des Textes unklar bleibt und zu viel Zeit für einen einzelnen Text aufgewendet werden muss. Da Sie mehrere Lehrveranstaltungen besuchen, ist es häufig der Fall, dass Sie pro Woche mehrere und zum Teil sehr unterschiedliche Texte lesen müssen. Jeden einzelnen Text ausführlich zu exzerpieren, d.h. schriftlich zusammenzufassen (siehe Abschnitt 4.5), ist zeitintensiv.

Nicht immer treten diese – und möglicherweise noch eine Reihe weiterer – Probleme gleichzeitig auf. Dennoch behindert selten nur einer der Aspekte das Lesen. Gerade zu Beginn des Studiums müssen Sie sich mit einer Vielzahl neuer Themen auseinandersetzen, zu denen Ihnen das entsprechende Vorwissen fehlt. Gleichzeitig haben Sie anfangs wenig Routine beim Lesen wissenschaftlicher Texte und sehen sich neuen Strukturen, Stilen und Begriffen ausgesetzt. Es ist wichtig, dabei nicht aufzugeben und geduldig zu bleiben. Mit der Zeit wird es Ihnen immer leichter fallen, wissenschaftliche Texte zu lesen und zu verstehen. Wie so oft macht auch hier Übung den Meister.

4.2 Lösungen für Leseschwierigkeiten

Verschiedene Menschen haben i. d. R. sehr unterschiedliche Arbeitsweisen. Der eine kann bei Musik im Hintergrund besser arbeiten, der andere braucht völlige Ruhe. Während manche in Gesellschaft zu Höchstform auflaufen und gerade unter Druck äußerst produktiv sind, sind andere bereits durch die bloße Anwesenheit anderer Studierender in der Bibliothek abgelenkt. Die nachfolgenden Tipps und Hilfestellungen

können daher lediglich als Vorschläge gesehen werden. Wenn Sie noch nicht wissen, welcher Arbeitsstil für Sie der passende ist: Probieren Sie es aus. Mit der Zeit gelingt es immer besser, sich Situationen zu schaffen, in denen produktives Arbeiten möglich ist.

Bevor Sie mit dem Lesen eines Textes beginnen, sollten Sie sich klarmachen, dass es sich dabei um Arbeit handelt. Um neue Informationen aufnehmen zu können, muss das Gehirn leistungsfähig sein. Es bietet sich daher an, die beste Tageszeit für das Lesen zu reservieren. Die ‚beste‘ Tageszeit ist dabei individuell sehr verschieden: Einige Studierende sind nachts produktiver als tagsüber, andere nutzen gerne die frühen Morgenstunden. Auch hier lohnt es sich auszuprobieren, was Ihnen am ehesten liegt.

In einem zweiten vorbereitenden Schritt sollten Sie sich eine passende Lesesituation schaffen. Haben Sie die Möglichkeit Notizen zu machen? Sitzen Sie bequem? Sind eventuelle Störquellen ausgeschaltet? Läuft beispielsweise der Fernseher oder der Computer? Gerade im Internet kommen Sie schnell von einem Link zum nächsten, von sozialen Netzwerken auf Videos usw. Wahrscheinlich arbeiten Sie konzentrierter, wenn Sie den Computer ausschalten oder zumindest den Browser schließen. Ähnliches gilt für Smartphones und Tablet-PCs. Je nach Geschmack und Erfahrung kann möglicherweise auch Musik ablenken – oder aber Ihren Lesefluss fördern. Überprüfen Sie am besten, wie Sie *diesen* Text lesen. Ist alles so wie es sein soll? Gibt es Dinge, die besser sein könnten? Ist Ihr Arbeitsplatz ausreichend beleuchtet? Wie sitzen Sie? Sind Sie konzentriert bei der Sache oder werden sie abgelenkt?

Um die Informationen aus dem Text besser zu behalten, können Sie schon während des Lesens einzelne Abschnitte zusammenfassen oder Schlagworte farbig hervorheben. Auch Randnotizen können eine große Hilfe sein – insbesondere wenn der Text einige Zeit später wieder zur Hand genommen wird, ist dies eine gute Möglichkeit, um eigene Gedanken zum Text festzuhalten. Auch Hilfsmittel wie der Duden oder ein Fremdwörterbuch, für das Fach relevante Handbücher oder andere themenspezifische Sekundärliteratur sollten Sie beim Lesen zur Hand haben. So können Sie etwaige Unklarheiten schnell klären. Um das Gelesene schließlich festzuhalten, können Sie nach dem Lesen ein Exzerpt anfertigen (siehe Abschnitt 4.5).

Um das eigene Lesepensum zu strukturieren, lohnt es sich, einen Leseplan für das gesamte Semester oder einzelne Wochen zu schreiben. Sie können sich dabei fragen: Welche Texte müssen wann gelesen werden? Wie wichtig sind diese jeweils? Gibt es möglicherweise Texte, bei denen ein Überfliegen oder das Lesen des Abstracts¹ und/oder des Fazits genügt? Sind andere Texte so essentiell, dass Sie dem Seminarverlauf ohne deren Lektüre nicht folgen können? Gibt es Texte, die prüfungsrelevant oder so zentral sind, dass der Zeitaufwand für ein Exzerpt lohnenswert ist?

4.3 Vorwissen: Fragen an den Text

Um das Lesen und v. a. das Verständnis des Textes so leicht wie möglich zu gestalten, ist es von Vorteil, einige Vorbereitungen und Vorrecherchen zu treffen. Dazu gibt es einige Fragen, die an praktisch jeden Text gestellt werden können:

(1) *Wer hat den Text geschrieben?* Oft hilft es zu wissen, in welchem Bereich einer Disziplin der Autor oder die Autorin des Textes arbeitet und welche Forschungsschwerpunkte er oder sie hat. Was hat er oder sie noch geschrieben? Hat er oder sie spezielle Thesen vertreten? Wann hat er oder sie gelebt? Welche Texte zitiert er oder sie häufig? Gehört der Autor oder die Autorin einer wissenschaftlichen Schule an? Ist er oder sie möglicherweise Vorreiter oder Vorreiterin auf seinem oder ihrem Gebiet?

(2) *Wann ist der Text erschienen?* Viele Texte werden mehrfach veröffentlicht. Es sollte geklärt werden, wann der Text erstmals erschienen ist, denn eine Einordnung der Erstveröffentlichung in den historischen Kontext kann helfen, den Text zu verstehen und richtig zu interpretieren. Schließlich sind die meisten Texte nicht losgelöst von ihrem Entstehungskontext zu betrachten. Auch sollten Sie danach fragen, in welcher Auflage ein Text erscheint. Liegen viele Auflagen vor, ist dies ein Hinweis dafür, dass der Text populär und relevant ist. Beachten Sie: Auch das Datum der Erstveröffentlichung ist nicht zwangsläufig

¹ Ein Abstract ist eine knappe und dennoch vollständige, präzise Inhaltsangabe, die meistens zu Beginn eines wissenschaftlichen Aufsatzes abgedruckt wird. Das Lesen einer solchen Kurzzusammenfassung hilft Ihnen bei der Entscheidung, ob ein Text für Sie überhaupt relevant ist.

gleichbedeutend mit dem Entstehungsdatum. Einige Werke werden erst nach dem Tod des Autors veröffentlicht. Versuchen Sie also immer auch das Entstehungsdatum des Textes zu ermitteln, um ihn besser einordnen zu können.

(3) *In welchem Medium ist der Text erschienen?* Insbesondere die Erstveröffentlichung ist hier von Bedeutung: Wo ein Text erschienen ist, kann Aufschluss über den Wahrheitsgehalt eines Textes geben. Beispielsweise ist ein Artikel in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift i. d. R. vertrauenswürdiger als ein Artikel in einer Zeitung oder in einer Werbebroschüre. Auch das Erscheinen in einem renommierten wissenschaftlichen Verlag ist ein zuverlässiger Indikator: Im Gegensatz zu Zeitungen oder zum Eigenverlag arbeiten diese mit eigenen Prüfkriterien, anhand derer die zu veröffentlichenden Texte ausgewählt werden und die deren Wissenschaftlichkeit garantieren.

(4) *Welche unbekanntten Begriffe und Fremdwörter enthält der Text?* Diese während des Lesens nachzuschlagen hilft, den Text zu verstehen. Lexika, Handbücher, ein Duden oder das Internet können hier gute Dienste leisten.

(5) *Wer wird zitiert?* Werden bestimmte Autorinnen oder Autoren häufiger zitiert als andere? Welche Meinungen vertreten diese? Und stimmt die Autorin oder der Autor des Textes, der oder die gerade gelesen wird, diesen zu? Zu wissen, wer zitiert wird, ist nützlich, um die Argumentation und ihren Platz im wissenschaftlichen Feld nachzuvollziehen. In den meisten Fällen lohnt es sich, die zitierten Texte (= Primärtexte; siehe Kapitel 5) heranzuziehen, um deren Kernthesen zu kennen und die Bezüge besser zu verstehen. Viele Argumente werden Ihnen erst verständlich, wenn sie deren Vorgeschichte und Entwicklung nachvollzogen haben.

(6) *Was sind die zentralen Aussagen des Textes?* Wenn das zentrale Anliegen des Verfassenden klar ist, fällt es leichter, die Details nachzuvollziehen – und umgekehrt.

(7) *Wie wird argumentiert?* Die Argumente im Text farbig hervorzuheben hilft, die Struktur des Textes zu entschlüsseln und den Text zu verstehen. Oft reicht das aber nicht. Das Herausschreiben einzelner Aspekte oder das Anbringen von Randnotizen können Ihnen weiterhelfen. Eine detailliertere Anleitung wie Sie sich die Strukturen eines

Textes systematisch erarbeiten und einprägen können, finden Sie im nachfolgenden Abschnitt.

4.4 Strukturen entdecken: die SQ3R-Lesetechnik

Um das Lesen zu vereinfachen, lassen sich nach Robinson (1970: 32 ff.) fünf Schritte voneinander unterscheiden: Survey, Question, Read, Recite, Review.

(1) *Survey*. Zu Beginn des Lesens werden die zentralen informations-tragenden Elemente des Textes untersucht: Titel, Abstract, Gliederung, Überschriften, Einleitungen, Kapitelzusammenfassungen oder hervorgehobene Schlagworte. Diese Bestandteile bieten einen ersten Einstieg in den Text und geben häufig Aufschluss darüber, ob der Text überhaupt relevant ist.

(2) *Question*. Der zweite Schritt ist es, Fragen an den Text zu stellen. Worum geht es in dem Text überhaupt? Welche Methode wird angewendet? Welche Schlussfolgerungen werden gezogen? Was weiß ich über das Thema schon? Was fand ich bisher kritikwürdig, unklar oder interessant? Was erwarte ich mir vom vorliegenden Text? Je nach Text können auch weitere Fragen relevant sein. Hilfreich ist es, sich die Fragen und Antworten zu notieren. So können Sie nach dem Lesen überprüfen, ob Sie alles verstanden haben.

(3) *Read*. Anschließend wird der Text abschnittsweise gelesen. Fassen Sie hier schon Wichtiges zusammen und markieren bzw. klären Sie zentrale Begriffe. Auf diese Weise können Sie den nächsten Schritt, das Zusammenfassen, vereinfachen.

(4) *Recite*. Beim Zusammenfassen, werden die einzelnen Abschnitte nacheinander zusammengefasst, möglichst in eigenen Worten. Das Ergebnis kann ein Exzerpt sein (siehe Abschnitt 4.5).

(5) *Review*. Der letzte Schritt beim Lesen ist das knappe Zusammenfassen des ganzen Textes anhand der im zweiten Schritt gestellten Fragen: Was sind die Kernaussagen, wie ist die Argumentation, welche Methode wird angewendet und welche Schlussfolgerungen werden gezogen? Sie können auf diese Weise überprüfen, ob Sie den Text verstanden und die eigenen Leseziele erreicht haben. Oft ist es ein wirksamer Trick, sich vorzustellen, den Text jemandem erklären zu müssen,

der ihn weder gelesen hat noch sich im Thema auskennt. Wenn das gut gelingt, haben Sie den Text i. d. R. auch gut gelesen und verstanden.

4.5 Das Gelesene festhalten: Exzerpte schreiben

Ein Exzerpt ist die schriftliche Zusammenfassung eines gelesenen Textes. Dabei fassen Sie die zentralen Aussagen in eigenen Worten zusammen und ergänzen diese durch Informationen zu weiterer hilfreicher Literatur, eigene Ideen und Querverweise.

Das Exzerpt erfüllt mehrere Funktionen. Zum einen verstehen und verarbeiten Sie den Text auf diese Weise besser, weil Sie sich intensiver mit ihm befassen. Sachverhalte, die Sie selbst ausformulieren, können Sie auch besser nachvollziehen und sich besser merken. Damit geht auch die Konzentration auf die wesentlichen Aspekte des Textes einher. Indem Sie den Text in eigene Worte umformulieren, können Sie kontrollieren, ob Sie den Text gänzlich verstanden oder bei welchen Punkten Sie noch Verständnislücken haben. Zum anderen ermöglicht Ihnen das Exzerpt auch Zeitersparnis, falls der Text zu einem späteren Zeitpunkt (z. B. zur Klausurvorbereitung und zum Verfassen einer Hausarbeit) erneut herangezogen werden soll, denn Sie müssen ihn nicht noch einmal lesen. Die selbstgeschriebenen Textpassagen können später für eigene wissenschaftliche Ausarbeitungen direkt übernommen werden. Wichtig ist dabei v. a., dass alle wörtlichen und sinngemäßen Zitate entsprechend gekennzeichnet werden (siehe Kapitel 8) und, dass Sie eigene Gedanken und Anmerkungen gesondert kennzeichnen.

Die Entscheidung für ein Exzerpt fällt im Leseprozess i. d. R. erst relativ spät, nämlich bei dem zweiten ‚R‘ der SQ3R-Technik, Recite. Ein Exzerpt zu schreiben ist zeitintensiv, insbesondere wenn Sie einen langen Text oder gar ein ganzes Buch zusammenfassen wollen. Es ist wichtig, sich darüber bereits im Voraus im Klaren zu sein. Es ist aber auch möglich, den Text in Hinblick auf eine spezielle Fragestellung oder ein bestimmtes Thema hin zu exzerpieren, das beispielsweise für ein Referat oder eine schriftliche Ausarbeitung relevant ist. In diesem Fall halten Sie nur für die jeweilige Thematik relevante Passagen fest und sparen sich viel Zeit. Beachten Sie aber: Wenn Sie nur Teile des Textes exzerpieren, geht immer auch Wissen verloren. Sie sollten daher unbedingt

einen Vermerk machen, im Hinblick auf welche Fragestellung Sie den Text gelesen haben.

Jedes Exzerpt sollte einige bestimmte Informationen unbedingt enthalten. Darunter fallen die genauen bibliografischen Angaben des zu exzerpierenden Textes (siehe dazu Kapitel 9). Diese sind wichtig, um das Exzerpt auch noch einige Zeit später dem jeweiligen Text zuordnen zu können. Des Weiteren sollte ein Exzerpt die Zusammenfassungen von im Text vorkommenden Kernaussagen, Theorien, Definitionen und Angaben zum methodischen Vorgehen in ganzen Sätzen enthalten. Um diese später einmal im Text wiederfinden zu können, notieren Sie dabei immer die jeweilige Seitenangabe. Wichtige Fachausdrücke und Fremdwörter und deren Bedeutung sollten ebenfalls notiert werden.

Unterstützen Sie Ihr Exzerpt unbedingt durch Zitate. Insbesondere zentrale Aussagen, Thesen und Definitionen zitieren Sie am besten direkt, d. h. im Wortlaut, längere Argumentationen paraphrasieren Sie besser (siehe Kapitel 8). Auch eigene Assoziationen und aktuelle Anwendungsbeispiele, die Ihnen einfallen, können notiert werden, genau wie Querverweise zu anderen gelesenen Texten. Außerdem dürfen Sie der Autorin oder dem Autor durchaus widersprechen oder sie kommentieren. Dabei ist es wichtig, dass Sie alles, was von Ihnen selbst stammt, vom übrigen Text abheben (beispielsweise durch Kursivsetzung oder Fettdruck). Schlussendlich kann auch die im Text zitierte Literatur im Exzerpt festgehalten und auf weitere Literatur oder Schaubilder verwiesen werden. Wenn ein Text aus einem anderen Blickwinkel zu einem späteren Zeitpunkt erneut betrachtet wird, kann dies durchaus relevant sein (vgl. Kruse 2010: 47).

4.7 Checkliste

- Zeit einteilen: Lesen ist Arbeit, die Konzentration erfordert.
- ‚Werkzeuge‘ schon vor dem Lesen bereitlegen (z. B. Stift, Textmarker, Duden, Lexika).
- Zuerst einen Überblick über Thema und Struktur des Textes verschaffen, danach sorgfältig lesen, wichtige Zitate und markante Passagen markieren.
- Unbekannte Fremdwörter nachschlagen.

- Exzerpieren: Sowohl direkte Zitate als auch Paraphrasen verwenden.
- Wörtliche Zitate im Exzerpt mit Anführungszeichen und Seitenzahl markieren; Seitenzahlen auch bei Paraphrasen vermerken.
- Im Exzerpt die eigene Position von der des Autors/der Autorin trennen und markieren.
- Texte eventuell mehrfach lesen.

4.8 Literatur

Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuroni, Alessia C. (2006): Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft. Bern et al.: Haupt.

Kruse, Otto (2010): Lesen und Schreiben. Der richtige Umgang mit Texten im Studium. Konstanz: UVK.

Peirick, Christian (2008): Rationelle Lesetechniken. Schneller lesen, mehr behalten. Bad Honnef: Bock.

Robinson, Francis P. (1970 [1941]): Effective Study. 4. Aufl. New York: Harper & Row.

5. Textarten

Jonas Meurer

Während des Studiums haben Sie tagtäglich mit wissenschaftlichen Texten zu tun, die sie recherchieren (siehe Kapitel 6 und 7), lesen und kritisch durcharbeiten (siehe Kapitel 4) oder für eine schriftliche Arbeit zitieren (siehe Kapitel 8) und bibliografieren (siehe Kapitel 9) wollen. Weil die Art und Weise, wie Sie das tun, jeweils davon abhängt, welche Art von Text Sie vor sich haben, ist es sinnvoll und notwendig, dass Sie die wichtigsten wissenschaftlichen Text- und Publikationsformen kennen und sie unterscheiden können. Das mag abstrakt klingen, ist aber kein ‚Hexenwerk‘, sondern im Grunde vielmehr ein ‚Kinderspiel‘, denn die Klassifikation von wissenschaftlichen Texten kann mit einigen wenigen Leitunterscheidungen vollzogen werden, anhand derer Sie sich gut orientieren können.

5.1 Selbstständige und unselbstständige Publikationen

Die erste wichtige Unterscheidung ist die zwischen selbstständigen und unselbstständigen Publikationen (vgl. Sesink 2012: 166). Entscheidend hierfür ist der Grad an Autonomie, der einem Text zukommt.

Selbstständige Publikationen werden von einem einzelnen Autor, einer einzelnen Autorin oder einem Autorenkollektiv verfasst und bilden ein in sich geschlossenes, autonomes und meist einsträngiges Ganzes, das für sich selbst steht und auch so publiziert wird. Unselbstständige Publikationen sind hingegen lediglich Teil eines übergeordneten Gesamtwerks – und damit weit weniger autonom. Diese Unterscheidung ist u. a. deshalb wichtig, weil Sie selbstständige Publikationen, die eine eigene Bibliothekssignatur tragen, per Suche im Bamberger Katalog (OPAC) der Universitätsbibliothek finden, während Sie unselbstständige Publikationen, die über keine eigene Signatur verfügen, nur über spezifische Rechercheplattformen ausfindig machen können (siehe Kapitel 6). Darüber hinaus hängt die Art und Weise, wie Sie Literatur

bibliografieren, grundlegend davon ab, mit welcher Textform Sie es zu tun haben: Die bibliografische Angabe eines Aufsatzes benötigt andere Bausteine als die einer Monografie (siehe Kapitel 9.)

5.1.1 Selbstständige Publikationen I: Monografien

Monografien sind das ‚Paradebeispiel‘ für selbstständige Publikationen. Sie werden von einem oder mehreren Autoren oder Autorinnen verfasst und haben ein zentrales, für die Wissenschaft relevantes Thema, das den kompletten Text durchzieht. Das ist auch etymologisch¹ begründbar, denn griechisch *monos* bedeutet ‚eins‘ oder ‚alleine‘, der zweite Wortbestandteil leitet sich von *gráphein* ab, dem griechischen Wort für ‚Schreiben‘. Monografie bedeutet demnach so viel wie: ‚Einzelschrift‘. Der Begriff meint mithin das, was wir in der Alltagssprache als ‚Buch‘ bezeichnen. Beispiele für Monografien sind Rudolf Stöbers *Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung* (2008) oder Carsten Wünschs *Unterhaltungserleben. Ein hierarchisches Zwei-Ebenen-Modell affektiv-kognitiver Informationsverarbeitung* (2006). Stöbers und Wünschs Texte sind je ein in sich geschlossenes Ganzes, das einen klar abgrenzbaren thematischen Kern besitzt und somit für sich selbst steht.

Die Zahl der Autoren oder Autorinnen entscheidet im Übrigen nicht darüber, ob ein Text eine Monografie ist oder nicht: Bei zwei oder mehr Verfassenden treten diese gewissermaßen als ein Kollektivautor auf, schließlich haben sie den Text gemeinsam verfasst. Auch die Textlänge ist kein eindeutiger Indikator, denn Monografien können sich dahingehend stark voneinander unterscheiden. Am Buchmarkt finden Sie Monografien mit nur wenigen Dutzend Seiten, aber auch solche mit weit über tausend Seiten. Nach oben gibt es hier im Grunde nur technische Grenzen bezüglich des Drucks und der Bindung von Büchern. Ebenso wenig festzulegen sind Monografien grundsätzlich inhaltlich. Für Monografien – und dasselbe gilt im Grunde für alle andere Textarten –, die in einem bestimmten wissenschaftlichen Feld publiziert werden, sind jedoch selbstredend die „diskursive Praxis“ (Foucault 1997: 260) der

¹ Die Etymologie ist die Wissenschaft der Wortherkunft: Sie geht der Frage nach, wie Wörter bzw. deren Bestandteile geschichtlich entstanden sind.

jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin und deren inhaltliche Kerngegenstände prägend.

Eine wichtige Binnendifferenzierung (d.h. zwischen Monografien) ist möglich anhand der unterschiedlichen intendierten Zielgruppen. Während sich beispielsweise *Dissertationen*, die als Monografie veröffentlicht werden, eher an Wissenschaftskollegen und -kolleginnen aus der scientific community richten, die schon einen profunden Überblick über das Thema haben, richten sich *Einführungen*, *Lehrbücher* oder *Studienbücher* zumeist auch explizit an akademische Neulinge, d.h. an Studierende. Um sich darüber Klarheit zu verschaffen, an wen sich Autorinnen und Autoren richten, ist ein Blick in das Vorwort oder die Einleitung der Monografie nützlich. Hier wird zumeist aufgezeigt, wer die anvisierte Zielgruppe ist und mit welcher Intention der Text verfasst wurde. Dabei sollte jedoch erwähnt werden: Scheuen Sie vor Dissertationen oder Texten, die ihre Wissenschaftlichkeit massiv hervorkehren, nicht zurück. Nur weil ein Text nicht explizit an Studierende gerichtet ist, heißt das nicht, dass Sie mit ihm nichts anfangen können – im Gegenteil. Sie als Studentin oder Student können prinzipiell *alles* lesen, nur Ihr Zugang sollte dem jeweiligen Text angemessen sein.

5.1.2 Selbstständige Publikationen II: Sammelbände

Von Monografien sind Sammelbände zu unterscheiden. Schon wenn Sie sich den Begriff Sammelband genau ansehen, wird der Unterschied zu Monografien schnell deutlich, denn hier sind in einem *Band* mehrere Textbeiträge von verschiedenen Autorinnen und Autoren zu einem Thema *versammelt*. Dabei geht es oft darum, dieses Oberthema aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und unterschiedliche Aspekte an ihm genauer zu analysieren.

Für das Thema des Bandes und die Auswahl der versammelten Texte ist eine Herausgeberin oder ein Herausgeber bzw. oft sind mehrere Herausgeberinnen oder Herausgeber verantwortlich², die zumeist in einer Einleitung die Konzeption und die Ziele des Bandes vorstellen, einen kurzen Überblick über Forschungsstand und Thema geben und die Texte des Bandes kurz zusammenfassen. Die einzelnen Beiträge in

² Daher werden Sammelbände auch oft als Herausgeberschriften bezeichnet.

Sammelbänden sind zumeist wissenschaftliche Aufsätze, die Sie weiter unter kennenlernen werden und die jeweils von einer ‚eigenen‘ Autorin oder einem ‚eigenen‘ Autor geschrieben werden. Für uns ist an dieser Stelle v. a. von Bedeutung, dass der Sammelband als solcher eine selbstständige Publikation darstellt, während die einzelnen in ihm versammelten Aufsätze unselbstständige Publikationen sind. Veranschaulichen wir uns diese Logik eines Sammelbandes anhand eines konkreten Beispiels. Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius und Otfried Jarren publizieren im Jahr 2003 den Sammelband *Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Die drei Herausgeber zielen mit ihrem Handbuch darauf ab, alle für die Disziplin Kommunikations- und Medienwissenschaft wesentlichen Themen abzudecken. Dementsprechend sind in dem Band Aufsätze von verschiedenen Fachvertretern zu finden, die ganz unterschiedliche Facetten des Fachs in den Blick nehmen. Anna M. Theis-Berglmair beispielsweise liefert in ihrem Aufsatz *Organisationskommunikation* (2003) einen Überblick über diesen seit den 1970er Jahren immer wichtiger werdenden Forschungssektor (siehe auch Kapitel 3.3). Während der Sammelband *Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft* als Ganzes gesehen eine selbstständige Publikation darstellt, ist der Beitrag von Theis-Berglmair eine unselbstständige, denn er ist ein untergeordneter Teil des Bandes.

Sammelbände können weiter differenziert werden, wobei die folgende Übersicht keinen Anspruch auf Vollständigkeit beansprucht, sondern lediglich die häufigsten und für den Kontext des Studiums relevantesten Ausprägungen auflistet:

(1) Sie haben mit einem *Handbuch* schon eine spezielle Form eines Sammelbandes kennengelernt, die den Charakter eines Nachschlagewerks hat, auf das immer wieder zurückgegriffen werden kann, zielt ein Handbuch doch auf einen möglichst breiten Überblick, der auf dem je aktuellen Stand der Forschung basiert.

(2) *Fachlexika* haben eine ähnliche Ausrichtung. Hier sind jedoch die einzelnen Beiträge viel kürzer, denn Lexika wollen möglichst alle Begriffe, die für eine wissenschaftliche Disziplin relevant sind, erörtern. Das kann natürlich nur dann sinnvoll gelingen, wenn alle Beiträge äußerst knapp gestaltet sind, sonst entstünden ja Bücher mit vielen tausend

Seiten. Das von Bentele, Brosius und Jarren (2014) herausgegebene *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft* mag als Beispiel für ein Fachlexikon dienen. Für eine schnelle und dennoch sehr präzise Begriffsklärung (und oftmals einige gute Literaturtipps) ist ein solches Lexikon eine exzellente Wahl.

(3) Ein Beispiel für einen *Sammelband* in einem ganz allgemeinen Sinne ist der von Markus Behmer, Birgit Bernard und Bettina Hasselbring herausgegebene Band *Das Gedächtnis des Rundfunks. Die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung* (2014). Hier steht ein viel spezifischeres Thema im Mittelpunkt als im Handbuch oder gar im Lexikon, das dennoch in seiner ganzen thematischen Breite facettenreich dargestellt werden soll. Es geht den Herausgebenden nicht um die Etablierung eines Nachschlagewerks ‚für alle Lebenslagen‘, sondern vielmehr darum, eine für einen Spezialdiskurs innerhalb des Fachs wichtige Fragestellung möglichst intensiv und detailreich zu erörtern. Wissenschaftlicher Fortschritt entsteht auf längere Sicht v. a. auch durch ein solches ‚Beackern‘ eher ‚kleiner Wissensfelder‘ (siehe auch Kapitel 1.3.2).

(4) *Tagungsbände* sind das Resultat wissenschaftlicher Tagungen, deren Beiträge sie (nicht immer jedoch komplett) bündeln. Meistens haben die Vortragenden im Anschluss an die Tagung einige Wochen oder Monate Zeit, um ihre Vorträge publikationsreif zu machen und dabei die eventuell von anderen Tagungsteilnehmern geäußerte Kritik einzuarbeiten. Die *Deutsche Gesellschaft für Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft* (DGPK; siehe auch Kapitel 2.3.3) beispielsweise veröffentlicht die Beiträge ihrer Jahrestagungen jeweils im darauffolgenden Jahr im Verlag UVK, der hierfür eine eigene Schriftenreihe eingerichtet hat. Die 59. Jahrestagung der DGPK fand 2014 in Passau statt und hatte *Digitale Öffentlichkeit(en)* zum Thema. Der gleichnamige Sammelband wurde von Oliver Hahn, Ralf Hohlfeld und Thomas Knieper, die die Tagung organisierten, im Jahr 2015 herausgegeben.

(5) *Festschriften* werden aus, wie der Name sagt, festlichem Anlass veröffentlicht, um z. B. den Geburtstag eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin zu feiern. Thematisch ist eine solche Festschrift an den Forschungsschwerpunkten des Jubilars orientiert. Die Beiträge

werden oftmals von Kolleginnen und Kollegen, Wegbegleitern oder Schülerinnen und Schülern verfasst, die durch einen Textbeitrag ihre Wertschätzung zum Ausdruck bringen wollen. Werner Wirth, Hans-Jörg Stiehler und Carsten Wünsch ehren z. B. den Medien- und Kommunikationswissenschaftler Werner Früh mit der 2007 erschienenen Festschrift *Dynamisch-transaktional denken. Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft* (2007). Im Titel der Festschrift ist Frühs Forschungsschwerpunkt erwähnt, der für die Medienwirkungsforschung einflussreiche *Dynamisch-transaktionale Ansatz*, den Früh gemeinsam mit Klaus Schönbach in den 1980er-Jahren theoretisch wie empirisch begründete.

(6) Als letzte Variante eines Sammelbands sei an dieser Stelle das *Jahrbuch* erwähnt.³ Es handelt sich dabei um Sammelbände, die jährlich erscheinen und dadurch kumulativ zu einem spezifischen Thema Wissen anhäufen. Arnulf Kutsch, Holger Böning und Rudolf Stöber geben z. B. seit 1999 das *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* heraus. Es enthält neben wissenschaftlichen Aufsätzen und Berichten von konkreten Forschungsvorhaben auch eine Vielzahl an Rezensionen von aktueller Forschungsliteratur sowie eine umfangreiche Bibliografie, die (möglichst) alle Neuerscheinungen des jeweiligen Jahres zum Thema Kommunikationsgeschichte verzeichnet. Institutionen oder Organisationen nutzen Jahrbücher in aller Regel um Rechenschaft über die Aktivitäten des vergangenen Jahres abzulegen und die von ihnen erarbeiteten Ergebnisse, Daten usw. publik zu machen.

5.1.3 Unselbstständige Publikationen: Aufsätze, Essays und Rezensionen

Unselbstständige Publikationen sind immer als ein Teil neben anderen Teilen in eine übergeordnete Publikationsform eingebunden (beispielsweise in einen Sammelband oder eine Zeitschrift) und werden mithin *nicht* alleine, für sich selbst stehend publiziert. Meistens sind unselbstständige Publikationen deutlich kürzer als selbstständige. Unter unselbstständige Publikationen fallen verschiedene Textformen, deren Merkmale im Folgenden erklärt werden.

³ Diese Klassifizierung kann man problematisieren – verwiesen sei an dieser Stelle auf die zweite der Übungsaufgaben am Kapitelende.

(1) Die wichtigste Form ist der *wissenschaftliche Aufsatz*, der in Sammelbänden und Fachzeitschriften (siehe unten) veröffentlicht wird. Im Vergleich zu Monografien sind Aufsätze thematisch oft enger gefasst und konzentrieren sich meist auf spezifischere Fragestellungen und Aspekte. Auch aus diesem Grund sind Aufsätze kürzer als Monografien: In den allermeisten Fällen wird eine Seitenzahl von zehn nicht unter-, eine von dreißig nicht überschritten. Innerhalb der scientific community erfüllen Aufsätze eine wichtige Rolle: Sie dienen dem regen und stetigen Austausch zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die in ihnen Forschungsprojekte und deren Ergebnisse der Fachöffentlichkeit zugänglich machen und so zum gemeinsam getragenen wissenschaftlichen Diskurs beitragen.⁴ Liest man also einen Aufsatz in einer aktuellen Ausgabe einer Fachzeitschrift, so erhält man ein Schlaglicht darauf, was in einer wissenschaftlichen Disziplin zurzeit verhandelt wird. Ein aktuelles Beispiel für einen Aufsatz ist der von Anna M. Theis-Berglmair im Journal *Medien & Kommunikationswissenschaft* erschienene Aufsatz *Medialisierung, Systeme und Organisationen. Ein Re-Arrangement von Theorie und eine Replik auf Michael Meyens „Medialisierung des deutschen Spitzenfußballs“* (2014). Der Untertitel weist darauf hin, dass sich die Autorin hier unmittelbar auf einen Aufsatz eines Fachkollegen bezieht: wissenschaftliche Diskussion *par excellence*. Einen Aufsatz aus einem Sammelband haben Sie mit Theis-Berglmairs Text *Organisationskommunikation* bereits kennengelernt.

(2) *Essays* unterscheiden sich von Aufsätzen durch ihren gänzlich anderen Argumentationsmodus. Während Aufsätze streng auf wissenschaftliche Objektivität (siehe Kapitel 1.3) hin ausgerichtet sind, spielen in Essays Form, Sprache und Ästhetik eine weitaus größere Rolle. Nicht zuletzt aus diesem Grund haben sich immer wieder herausragende Philosophinnen und Schriftsteller der Form des Essays bedient (vgl. Schärf 1999). Essays vereinen in gewisser Weise Elemente wissenschaftlicher und literarischer Texte. Dabei beruhen sie oft auf der subjektiven Meinung der Essayistin oder des Essayisten, weshalb man sie

⁴ Wenn Sie sich die Publikationsliste einer Professorin oder eines Professors Ihrer Wahl auf deren oder dessen Homepage ansehen, werden Sie feststellen, dass sie oder er weitaus mehr Aufsätze publiziert hat als Monografien. Das kontinuierliche Erscheinen von Aufsätzen bildet in diesem Sinne das Alltagsgespräch einer wissenschaftlichen Disziplin, in dem konstant das aktuell je Relevante ver- und ausgehandelt wird.

zurecht als „Sichtbarmachung einer Denkerfahrung“ (Vollet 2013: 135) bezeichnen kann. Das macht Essays für die Wissenschaft einerseits problematisch, schließlich ist deren Ziel das Streben nach objektiver Wahrheit und nicht nach bloß individueller Meinungsäußerung. Andererseits hat die Form des Essays auch große Stärken: Indem Essays auf ungewohnte Perspektiven hinweisen oder gänzlich neue Fragen aufwerfen, laden sie dazu ein, das scheinbar Normale zu hinterfragen und neue Sichtweisen auf ‚die Welt‘ zu entwickeln, dazu, „Erwartungen der Großdisziplinen auf festgelegte Schemata von Methode, Gestalt und Thematik zu unterlaufen.“ (ebd.) Der *Essay als Form* – so der Titel eines berühmten Aufsatzes Theodor W. Adornos – ist mithin deshalb bedeutsam, weil er „an die Freiheit des Geistes mahnt“ (Adorno (2003 [1958]: 10). Die französischen Soziologen Loïc Wacquant und Pierre Bourdieu stimmen in diesem Kontext darin überein, dass Wissenschaft selbstreflexiv sein solle und daher „eine systematische Exploration der ‚ungedachten Denkkategorien [...], die das Denkbare wie das Gedachte vorab bestimmen und begrenzen“ (Bourdieu; Wacquant 2006: 68), betreiben müsse. Wissenschaft sollte also ihre Grundannahmen und Standpunkte immer wieder selbst hinterfragen (siehe auch Kapitel 1). Essays können in diesem Kontext eine wichtige Rolle spielen, denn gerade auch von subjektiven Standpunkten her entwickelte Gedanken tragen Erkenntnispotentiale in sich, die der wissenschaftliche Diskurs nicht unberücksichtigt lassen sollte. Eine empirische Sozialwissenschaft wie die Medien- und Kommunikationswissenschaft vertritt jedoch zugleich den Anspruch, diese Erkenntnispotentiale, sind sie einmal freigelegt, einer strengen Prüfung durch die Empirie zu unterziehen. Als Beispiel für diese Textform sei an dieser Stelle Stephan Weicherts (2011) Essay *Der neue Journalismus* erwähnt.

(3) Eine *Rezension* ist „die kritische, medial verbreitete Beurteilung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Werkes oder Textes“ (Schneider 2013: 346). Im wissenschaftlichen Kontext sind Rezensionen Besprechungen von v. a. aktueller Forschungsliteratur, die „zuverlässige inhaltliche Information über eine wissenschaftliche Abhandlung“ (ebd.) liefern. In ihnen wird der jeweilige Text kritisch analysiert und bewertet, Inhalte und Fragestellungen kommen dabei ebenso zur Sprache wie Stärken und Schwächen: Ein Text wird gewissermaßen gründlich und

kritisch ‚gemustert‘, schließlich stammt der Begriff von lateinisch *recensio*, was so viel bedeutet wie ‚Musterung‘ (vgl. ebd.). Nicht von ungefähr etablierte sich das literarische wie wissenschaftliche Rezensionswesen im Zeitalter der europäischen Aufklärung, die sich durch Praktiken kritischen Rasonnements und ein generelles Aufbegehren gegenüber dem „Prinzip absoluter Autorität“ durch das „Prinzip Kritik“ (Reed 2009: 12) auszeichnete (siehe auch Kapitel 1.3.7). Die meisten heutigen wissenschaftlichen Fachzeitschriften (siehe die Übersicht im Anhang) enthalten einen Rezensionsteil, in dem wichtige Neuerscheinungen rezensiert werden. Die Zeitschrift *MEDIENwissenschaft: Rezensionen / Reviews* hat sich sogar, wie der Name nahelegt, auf Rezensionen für medien- und kommunikationswissenschaftliche Texte spezialisiert, genau wie das Onlineportal *rezensionen:kommunikation:medien* (r:k:m).⁵ Viele für unser Fach wie für Nachbardisziplinen relevante Rezensionen finden Sie auch in den Online-Rezensionsplattformen von *H-Soz-Kult* und *socialnet*.⁶ Durch die Lektüre von Rezensionen – wie die von aktuellen Aufsätzen – können Sie herauszufinden, was eine wissenschaftliche Disziplin im Moment beschäftigt und welche Trends in ihr vorherrschen. Der größte Vorteil einer Rezension besteht jedoch freilich darin, dass Sie nach deren Lektüre im Idealfall wissen, ob ein Text für Sie interessant ist und ob Sie ihn für die Vorbereitung auf ein Referat oder für das Verfassen einer schriftlichen Arbeit heranziehen wollen.

5.2 Periodische Publikationen: Zeitungen und Zeitschriften

Die zweite zentrale Leitunterscheidung ist die zwischen periodisch und einmalig erscheinenden Publikationen. Mit Monografien und Sammelbänden haben Sie bisher nicht-periodische Publikationsformen kennengelernt, die also nicht ‚auf Dauer‘ angelegt sind, sondern einmalig veröffentlicht werden. Mit Jahrbüchern hingegen kennen Sie bereits eine periodische, d. h. in regelmäßigem Turnus erscheinende Variante von Sammelbänden. Nun ist Periodizität keineswegs auf ein Jahr festgelegt. Die allermeisten periodischen Publikationen erscheinen weitaus häufiger pro Jahr: Tageszeitungen erscheinen Tag für Tag,

⁵ Sie können alle Rezensionen unter <http://www.rkm-journal.de/archives/category/rezensionen> einsehen.

⁶ Siehe <http://www.socialnet.de/rezensionen/> sowie <http://www.hsozkult.de/review/page>.

Wochenzeitungen allwöchentlich, viele populäre Zeitschriften wöchentlich oder monatlich und die allermeisten wissenschaftlichen Zeitschriften zumindest mehrmals im Jahr.

(1) *Zeitungen*, so kann man im entsprechenden Eintrag von Johannes Raabe im *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*, von dem oben bereits die Rede war, nachlesen, sind

mehrmals wöchentlich erscheinende Presseorgane, die in ihrer Berichterstattung jüngstes Gegenwartsgeschehen aus einem prinzipiell unbeschränkten Spektrum möglicher Themen auswählen, redaktionell bearbeiten und an ein nicht begrenztes Publikum verbreiten. Die Z[ei]tung; J.M.] vereinigt damit Merkmale der Periodizität (regelmäßiges Erscheinen), der Aktualität (größtmöglicher Gegenwartsbezug), der Universalität (unbegrenzte thematische Vielfalt) und der Publizität (öffentliche Zugänglichkeit für jedermann). (Raabe 2014b: 383)

Zeitungen – von der großen, international rezipierten Tageszeitung bis zum kleinen Lokalblatt – spielen, das wird aus der Definition Raabes ersichtlich, für eine Gesellschaft und speziell für deren Mediensystem eine wichtige Rolle. Sowohl Zeitungen als Institution als auch die einzelnen Artikel sind auch für die Kommunikations- und Medienwissenschaft von großer Bedeutung, beispielsweise als zu untersuchender Akteur in Mediensystemanalysen oder als Quellenlieferant für die Medieninhaltsforschung.

(2) Der Begriff *Zeitschrift*, so kann man in einem weiteren von Raabe verfassten Eintrag aus demselben Lexikon entnehmen, ist hingegen eine

Sammelbezeichnung für Druckschriften der periodischen Presse mit maximal wöchentlicher und mindestens halbjährlicher Erscheinungsweise, die sich an die breite Öffentlichkeit, ein (fachlich) begrenztes Publikum oder spezielle Zielgruppen wenden. (Raabe 2014a: 381)

Eine Zeitschrift erscheint tendenziell seltener als eine Zeitung, ist darüber hinaus jedoch eine Form periodischer Presse, die durch die enorme „Heterogenität ihrer Erscheinungsformen“ (ebd.) geprägt ist. Raabe differenziert dahingehend zwischen Publikumszeitschriften, Fachzeitschriften, Mitgliederzeitschriften, Werk- und Kundenzeitschriften, Amtsblättern und Anzeigenblättern (vgl. ebd.: 381f.). Hier soll v.a. die Unterscheidung zwischen Publikums- und Fachzeitschriften in aller Kürze beleuchtet werden, weil der wissenschaftliche Umgang mit dem jeweils darin erschienenen Text ein unterschiedlicher ist.

Fachzeitschriften – Sie haben diese schon oben im Abschnitt über wissenschaftliche Aufsätze ein wenig kennengelernt – veröffentlichen Beiträge, die sich in einer speziellen wissenschaftlichen Disziplin verorten lassen und die für diese Disziplin einen aktuellen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs beisteuern. Durch die Lektüre von Fachzeitschriften bekommt man demnach ein durchaus differenziertes Bild davon, an welchen Fragen, Themen und Problemen sich eine Disziplin zurzeit abarbeitet und auf welche Weise sie das tut – davon, wie es um den *status quo* eines Faches steht. Für die Kommunikations- und Medienwissenschaft in Deutschland sind insbesondere zwei Fachzeitschriften von großer Bedeutung: zum einen die bereits erwähnte *Medien & Kommunikationswissenschaft (M&K)*, zum anderen die *Publizistik*, die beide viermal jährlich erscheinen.⁷ Beide Zeitschriften können Sie übrigens, eine funktionierende VPN-Verbindung vorausgesetzt (siehe Kapitel 6.2, 7.1), als Studentin oder Student der Otto-Friedrich-Universität Bamberg kostenlos im Internet lesen und sogar Texte im Originallayout als PDF herunterladen.⁸ Bei beiden großen deutschen Fachzeitschriften durchlaufen alle Beiträge vor Veröffentlichung ein sog. *Peer-review*-Verfahren: Jede einzelne Einsendung wird von einem Gutachterkreis, der sich aus Vertreterinnen und Vertretern des Fachs zusammensetzt, anonym auf seine Qualität hin geprüft. So wird die Qualität der Beiträge insgesamt sichergestellt.⁹ Für Studierende bedeutet das, dass man sich

⁷ Matthias Potthoff und Siegfried Weischenberg haben kürzlich *Publizistik* und *M&K* einer Zitationsanalyse unterzogen (vgl. Potthoff; Weischenberg 2014). Sie konnten, indem sie alle Zitationen in beiden Zeitschriften zwischen den 1970er- und den 2000er-Jahren analysierten, die theoretischen Moden und ‚Dauerbrenner‘ in der deutschen Kommunikations- und Medienwissenschaft nachzeichnen.

⁸ Hierzu rufen Sie das Online-Portal des jeweiligen Verlages, der die Zeitschrift verlegt, auf. Für die *Publizistik* lautet der Link <http://link.springer.com/journal/11616>, für die *M&K* <http://www.nomos-elibrary.de/>. Es sind jeweils alle Ausgaben ab dem Jahr 2000 verfügbar, einschließlich der aktuellsten.

⁹ Der Soziologe Richard Münch kritisiert in diesem Zusammenhang, dass Peer-review zwar die Qualität von Texten sicherstellen könne, dass das Verfahren jedoch zugleich eine massive „Normalisierung“ und „Disziplinierung“ bewirke, denn kreative, ungewöhnliche Texte hätten es dadurch weitaus schwerer, publiziert zu werden. Peer-Review, so Münch, „befördert solide, brave und langweilige Texte und exkludiert alles, was nur das geringste Wagnis eingeht.“ (Münch 2011: 140f.) Das Verfahren impliziert auf diese Weise „Vergleiche des Unvergleichbaren nach fixierten Maßeinheiten, das Ummünzen festgestellter Differenzen in Statushierarchien, die Homogenisierung des Wissens und die

darauf verlassen kann, dass Aufsätze in *peer-reviewed-journals* alle Standards wissenschaftlichen Arbeitens erfüllen und Sie ohne Sorgen daraus zitieren können, um eigene Argumentationsketten zu stützen (siehe Kapitel 8). Davon bleibt natürlich unberührt, dass Sie jedem Text inhaltlich kritisch gegenüberstehen und sich möglichst eine eigene, fundierte Meinung von ihm bilden. Alle wichtigen internationalen (englischsprachigen) Fachzeitschriften (siehe Anhang) sind ebenfalls peer-reviewed.

Publikumszeitschriften sind im Gegensatz zu Fachzeitschriften gänzlich anders ausgerichtet. In ihnen werden keine wissenschaftlichen, sondern journalistische Beiträge veröffentlicht. Im Fokus stehen dementsprechend nicht das objektive Streben nach Erkenntnis, sondern Information und Unterhaltung. Folglich interessieren sie aus wissenschaftlicher Sicht oft eher als Quelle denn als Forschungsliteratur (siehe unten), d.h. wir zitieren sie nicht, um *mit* ihnen eigene Argumente abzustützen, sondern analysieren sie als Quelle, um *an* Ihnen etwas aufzuzeigen (z. B. inwiefern sich die Berichterstattung über ein ausgewähltes Thema in verschiedenen Zeitschriften unterscheidet). Unter den Begriff Publikumspresse fallen unterschiedlichste Presseprodukte: Nachrichtenzeitschriften (*Focus*, *Der Spiegel*), auf ein spezielles Interesse (*auto motor und sport*, *Schöner Wohnen*) oder ein spezifisches Geschlecht (*Brigitte*, *Mens Health*) ausgerichtete Zeitschriften, Boulevard- (*Bunte*, *Gala*), Jugend- (*Bravo*, *Popcorn*) oder Programmzeitschriften (*tv14*, *TV Movie*).

5.3 Quellen und Literatur, Primär- und Sekundärliteratur

Die dritte und letzte große Leitunterscheidung, die zwischen Quellen und Literatur, ist weniger an den Texten selbst festzumachen als vielmehr an der Fragestellung und dem Erkenntnisinteresse, mit dem Sie an einen Text herantreten. Stellen Sie sich vor, Sie schreiben eine Seminararbeit über Medienwirkungsforschung. Elisabeth Noelle-Neumanns einflussreicher Klassiker *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale* (Noelle-Neumann 1996) dient Ihnen in diesem Fall als Literatur. Ginge es in Ihrer Seminararbeit hingegen darum, die Entwicklung der Theorie der Schweigespirale nachzuzeichnen, so wäre etwa

Exklusion des Widerspenstigen“ (ebd.). All dies könnte für das wissenschaftliche Feld langfristig gravierende Folgen haben.

Noelle-Neumanns Monografie für Sie eine Quelle, denn er stünde gewissermaßen im Fokus ihres thematischen Interesses.¹⁰

Im Umgang mit Quellen sollten Sie unbedingt die Faktoren „Überlieferungsabsicht“ und „Überlieferungschance“ (Stöber 2008: 204; Herv. i. O.) beachten, insbesondere wenn Sie medien- und kommunikationshistorisch arbeiten. In diesem Zusammenhang ist die Einteilung von Quellen in ‚Traditionsquellen‘ und ‚Überreste‘ von großer Bedeutung, wie sie in der Geschichtswissenschaft seit Ende des 19. Jahrhunderts üblich ist (vgl. ebd.; Lersch; Stöber 2008: 291–294):

Alles, was *unmittelbar* von den Gegebenheiten übrig geblieben und vorhanden ist, nennen wir *Überreste*; alles, was *mittelbar* von den Begebenheiten überliefert ist, hindurchgegangen durch menschliche Auffassung, nennen wir *Tradition*. (Bernheim 1908: 255f.; Herv. i. O.)

Während Traditionsquellen mit einer bestimmten (Wirkungs-)Absicht für die Nachwelt überliefert wurden, sind Überreste ohne absichtliches Zutun von Akteuren der Nachwelt erhalten geblieben. Eine Geschäftsrechnung, die rein zufällig in eine Schublade gefallen ist, in der man sie Jahrhunderte später wiederfindet, ist also ein eindeutiger Fall eines Überrests. Eine Autobiografie eines Politikers hingegen ist ebenso eindeutig eine Traditionsquelle, da hier ein bestimmtes Bild von der eigenen Person vermittelt werden soll. Fragt man nach der Überlieferungsabsicht einer Quelle, will man also wissen, inwieweit Akteure darin interessiert sind, eine Quelle für die Nachwelt zu erhalten und welche Ziele dabei im Mittelpunkt stehen. Hier ist ein besonders kritischer und reflexiver Umgang mit den Quellen gefragt.

Die Frage nach der Überlieferungschance von Quellen zielt demgegenüber darauf ab, dafür zu sensibilisieren, dass zu unterschiedlichen Themen die Quellenlage sehr unterschiedlich (bezüglich Quantität und Qualität) ist, dass viele Quellen schlicht verloren gegangen sind und dass die aktuelle Quellenlage immer auch das Produkt bewusster Entscheidungen in der Vergangenheit ist. Die Überlieferungschance einer Quelle wird massiv beeinträchtigt durch natürlichen Zerfall sowie beabsichtigte wie auch unbeabsichtigte Zerstörung (vgl. Stöber 2008: 206). Hinzu kommen strukturelle Einflussfaktoren: „Sozial Höhergestellte

¹⁰ Dieses konkrete Beispiel habe ich leicht abgewandelt übernommen von Lersch; Stöber (2008): 289f.

produzieren mehr Überlieferungen als Niedriggestellte. Staatliche und kirchliche Institutionen überliefern mehr als private Unternehmen.“ (ebd.)

Zu differenzieren ist im Bereich Quellen und Literatur schließlich auch zwischen *Primär- und Sekundärliteratur*. Primärliteratur sind Texte, die „aus eigenen Forschungsbemühungen des jeweiligen Autors hervorgehen“ (Stickel-Wolf; Wolf 2011: 138), z. B. die Publikation von empirischen Forschungsergebnissen. Ein Text hingegen, der die empirischen Ergebnisse anderer lediglich interpretiert, fällt unter Sekundärliteratur, die im Allgemeinen all jene Texte umfasst, die sich explizit und v. a. mit Primärliteratur auseinandersetzen. Zu Jürgen Habermas' Primärtext *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1999) sind die Beiträge im Sammelband *Habermas and the Public Sphere* (Calhoun 1992) Sekundärliteratur, denn sie haben Habermas' Text zum Thema. Läge jedoch eine Rezension zu *Habermas and the Public Sphere* vor, so wäre der Sammelband selbst Primär- und die Rezension Sekundärliteratur.

5.4 Graue Literatur

Unter ‚Graue Literatur‘ fallen z. B. Broschüren, Prospekte oder Mitarbeiterzeitschriften von Organisationen, Unternehmen, Verbänden, Vereinen, Parteien, Behörden, Forschungseinrichtungen usw. Der Begriff meint also Texte, die nicht ‚offiziell‘ veröffentlicht wurde und die wir daher weder über den Buchhandel kaufen noch in wissenschaftlichen Publikationsorganen finden, sondern nur über die jeweilige Stelle selbst beziehen können. Laut einer Definition, die von Experten auf wichtigen internationalen Konferenzen zu Grauer Literatur 1998 und 2005 verfasst wurde, umfasst der Terminus all jene Texte, die

auf allen Ebenen von Regierungsbehörden, akademischer Forschung, Wirtschaft und Industrie in gedruckter und elektronischer Form entstehen, jedoch nicht von kommerziellen Herausgebern kontrolliert werden

und bei denen zudem „die Veröffentlichung für die produzierende Instanz nicht im Vordergrund steht“ (zit. nach Farace; Schöpfel 2010: 1; Übersetzung J. M.). Diese Definition ist relativ vage, doch eine präzisere Bestimmung ist angesichts der Unübersichtlichkeit des Gegenstandsreichs kaum möglich. Graue Literatur lässt sich schwerer anhand der in

diesem Kapitel skizzierten Leitunterscheidungen einordnen und ist oft nur mit großem Aufwand zu beziehen – und dennoch kann sie je nach thematischem Interesse sehr relevante Inhalte bereitstellen, wenn Sie etwa die interne Kommunikation eines Unternehmens analysieren und daher z. B. auf dessen Mitarbeiterzeitschriften angewiesen sind.

5.5 Checkliste

- Ich bin mir des Unterschieds zwischen selbstständigen und un-selbstständigen Publikationen bewusst und kann alle Texte, die mir begegnen, dahingehend klar zuordnen.
- Ich kann erklären, was ein Herausgeber oder eine Herausgeberin ist und warum ein Sammelband eine selbstständige Publikation ist, ein darin enthaltener Aufsatz jedoch nicht.
- Ich verstehe, dass sowohl die Literaturrecherche als auch das Bibliografieren unterschiedlich funktioniert, je nachdem ob eine selbstständige oder unselbstständige Publikation vorliegt.
- Ich weiß um die Bedeutung fachspezifischer Zeitschriften und bin in der Lage, einige deutsch- und englischsprachige Fachzeitschriften aufzuzählen.
- Ich begreife den Unterschied zwischen Quellen und Literatur und weiß auch, warum ich Quellen gegenüber immer eine quellenkritische Haltung einnehmen sollte.

5.6 Übungen

Übung 1

Wenn Sie das in diesem Kapitel Gelesene Revue passieren lassen: Auf welche Art und Weise werden Dissertationsschriften („Doktorarbeiten“ also) Ihrer Meinung nach in den meisten Fällen veröffentlicht?

Übung 2

Warum könnte man behaupten, Jahrbücher seien ein Hybrid zwischen Zeitschrift und Sammelband? Welche Argumente sprechen für und gegen die eindeutige Zuordnung zu einer der beiden Kategorien?

Übung 3

Sie schreiben eine Arbeit über den sog. ‚Zwei-Stufen-Fluss der Kommunikation‘. Auf welche Quelle(n) stützen sie sich? Welche Literatur ziehen Sie zudem zu Rate? (Diese Übungsaufgabe setzt Grundkenntnisse der Literaturrecherche voraus, siehe hierzu Kapitel 6 und 7.)

5.7 Literatur

- Adorno, Theodor W. (2003 [1958]): Der Essay als Form. In: Gesammelte Schriften. Bd. 11: Noten zur Literatur. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 9–33.
- Behmer, Markus (2014): Biografische Medienforschung. In: Ders.; Bernard, Birgit; Hasselbring, Bettina (Hrsg.): Das Gedächtnis des Rundfunks. Die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung. Wiesbaden: VS, S. 323–331.
- Behmer, Markus; Bernard, Birgit; Hasselbring, Bettina (Hrsg.) (2014): Das Gedächtnis des Rundfunks. Die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung. Wiesbaden: VS.
- Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd; Jarren, Otfried (Hrsg.) (2003): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd; Jarren, Otfried (Hrsg.) (2014): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: VS.
- Bernheim, Ernst (1908): Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. 6. Aufl. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc (2006): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Calhoun, Craig (Hrsg.) (1992): Habermas and the Public Sphere. Cambridge: MIT Press.
- Farace, Dominic J.; Schöpfel, Joachim (2010): Introduction Grey Literature. In: Dies. (Hrsg.): Grey Literature in Library and Information Studies. Berlin; New York: De Gruyter, S. 1–7.
- Foucault, Michel (1997): Die Archäologie des Wissens. 8. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1999): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 6. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Hahn, Oliver; Hohlfeld, Ralf; Knieper, Thomas (Hrsg.) (2015): *Digitale Öffentlichkeit(en)*. Konstanz; München: UVK.
- Kutsch, Arnulf; Böning, Holger; Stöber, Rudolf (Hrsg.): *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Lersch, Edgar; Stöber, Rudolf (2008): *Quellenüberlieferung und Quellenrecherche*. In: Arnold, Klaus; Behmer, Markus; Semrad, Bernd (Hrsg.): *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Münster: Lit, S. 289–322.
- Münch, Richard (2011): *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1996): *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale*. 4. Aufl. Berlin; Frankfurt/M.: Ullstein.
- Pothhoff, Matthias; Weischenberg, Siegfried (2014): *Fachliche Wandlungsprozesse in der deutschen Kommunikationswissenschaft. Ergebnisse einer zitationsanalytischen Spurensuche in den 1970er und 2000er Jahren*. In: Stark, Birgit et al. (Hrsg.): *Von der Gutenberg-Galaxis zur Google-Galaxis. Alte und neue Grenzvermessungen nach 50 Jahren DGPK*. Konstanz; München: UVK, S. 95–114.
- Raabe, Johannes (2014a): *Zeitschrift*. In: Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd; Jarren, Otfried (Hrsg.) *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 381–382.
- Raabe, Johannes (2014b): *Zeitung*. In: Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd; Jarren, Otfried (Hrsg.) *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 383–385.
- Reed, Terence James (2009): *Mehr Licht in Deutschland. Eine kleine Geschichte der Aufklärung*. München: C. H. Beck.
- Schärf, Christian (1999): *Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schneider, Ute (2013): *Rezension*. In: Frietsch, Ute; Rögge, Jörg (Hrsg.): *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*. Bielefeld: transcript, S. 346–351.
- Sesink, Werner (2012): *Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten inklusive E-Learning, Web-Recherche, digitale Präsentation u. a.* 9. Aufl. München: Oldenbourg.

- Stickel-Wolf, Christine; Wolf, Joachim (2011): *Wissenschaftliches Arbeiten und Lerntechniken. Erfolgreich studieren – gewusst wie!* 6. Aufl. Wiesbaden: Gabler.
- Stöber, Rudolf (2008): *Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung.* München: C. H. Beck.
- Theis-Berglmair, Anna M. (2003): *Organisationskommunikation.* In: Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd; Jarren, Otfried (Hrsg.): *Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 565–575.
- Theis-Berglmair, Anna M. (2014): *Medialisierung, Systeme und Organisationen. Ein Re-Arrangement von Theorie und eine Replik auf Michael Meyens „Medialisierung des deutschen Spitzenfußballs“.* In: *Medien & Kommunikationswissenschaft.* 62. Jg., H. 4, S. 635–644.
- Vollet, Matthias (2013): *Essay.* In: Frietsch, Ute; Rögge, Jörg (Hrsg.): *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch.* Bielefeld: transcript, S. 135–139.
- Weichert, Stephan (2011): *Der neue Journalismus.* In: *Publizistik.* 56. Jg., H. 4, S. 363–371.
- Wirth, Werner; Stiehler, Hans-Jörg; Wünsch, Carsten (Hrsg.) (2007): *Dynamisch-transaktional denken. Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft.* Köln: Halem.
- Wünsch, Carsten (2006): *Unterhaltungserleben. Ein hierarchisches Zwei-Ebenen-Modell affektiv-kognitiver Informationsverarbeitung.* Köln: Halem.

6. Literaturrecherche

Theresa Briselat, Sarah Malewski

Die systematische Suche nach Literatur und Informationen zu einem Thema steht am Anfang des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses (vgl. Niederhauser 2011: 21). Um Ihre Suche effizient zu gestalten, sollten Sie sich vor Beginn der Recherche immer fragen: Wonach suche ich eigentlich? (vgl. Sesink 2012: 110).

Durch die systematische Auseinandersetzung mit Literatur zu einem Thema erarbeiten Sie sich eine Grundlage, auf deren Basis Sie später eine Forschungsfrage ableiten können. Sie generieren einen Überblick über die verschiedenen Themenaspekte und erfahren zugleich, was welche Autoren und Autorinnen zu diesem Thema bereits geschrieben haben. Darauf aufbauend können Sie eigene Argumente mit denen von anderen Verfassenden abgleichen, ggf. absichern und zu eigenen Thesen gelangen. Eine wissenschaftliche Arbeit erfordert im Hinblick auf die theoretische Grundlage, Fragestellung oder Methodik also stets die Bezugnahme auf Aussagen von anderen Autorinnen und Autoren.

Grundsätzlich lässt sich die Literaturrecherche als ein zyklischer Prozess beschreiben, der folgende Arbeitsschritte enthält: Suchen, Auswählen und Beschaffen.

6.1 Die Literatursuche

Die lokale Universitätsbibliothek sollte immer die erste Anlaufstelle bei der Recherche sein. Sie ist gut erreichbar und Sie benötigen keine besondere oder mit Kosten verbundene Mitgliedschaft. Zudem orientiert sich der Bestand an den Anforderungen des Instituts. Der OPAC (*Online Public Access Catalogue*) der Universitätsbibliothek Bamberg bietet zudem den Service, dass Sie bequem von zu Hause aus nach Literatur suchen können.

6.1.1 Das Schneeballprinzip

Zu Beginn Ihrer Recherche wissen Sie noch nichts oder wenig zu einem Thema. Zunächst sollten Sie daher nach Literatur suchen, die weniger in die Tiefe geht, sondern Ihnen mehr einen Überblick über das Themengebiet verschafft (vgl. Niederhauser 2011: 23f.). I.d.R. bieten sich hier Handbücher, Einführungsliteratur, Zeitschriften und Fachwörterbücher an (siehe auch Kapitel 5). Oftmals werden auch in den Semesterapparaten Grundlagentexte zur Verfügung gestellt. In diesen finden sich häufig Hinweise auf weitere einschlägige Literatur für den jeweiligen Themenbereich (vgl. ebd.: 24).

Haben Sie diese weitere einschlägige Literatur ausfindig gemacht, können Sie Literaturverzeichnisse der Autorinnen und Autoren nutzen, um weitere Literatur zu finden. Dieses Vorgehen, welches auch als ‚Schneeballrecherche‘ bezeichnet wird, hilft Ihnen, Ihr Thema einzugrenzen. Ebenfalls hilfreich sind diesbezüglich Personen- und Sachregister. Ziel dieser Recherche ist es, folgende Fragen zu beantworten:

- Welche Aspekte weist mein Thema auf?
- Welchen Umfang hat mein Thema?
- Was gibt es bereits an Literatur?
- Was ist der neueste Stand der Diskussion?
- Welche Autoren und Autorinnen werden häufig zitiert und sollten daher zur Kenntnis genommen werden?

Durch diese erste Anschubrecherche generieren Sie Schlagwörter und Suchbegriffe, welche den weiteren, systematischeren Rechercheprozess effizienter und ergiebiger gestalten. Sie erfassen die Breite der Thematik, die Dimension des Forschungsfeldes und gewinnen einen Überblick über Autorinnen und Autoren, die bereits zum Thema gearbeitet haben:

Wer von verschiedenen Ansatzpunkten ausgehend Literaturangaben zusammenträgt, wird schnell einmal Standardliteratur oder wichtige Texte zu einem Thema ausmachen können: Das sind die Titel, die immer zitiert werden, auf die von überall her verwiesen wird (ebd.: 24).

Mit dem Schneeballprinzip werden Sie also bestimmte Werke von Autorinnen und Autoren immer wieder finden. Allerdings müssen Sie aufpassen, nicht in ein sog. Zitierkartell zu geraten. Unter einem Zitierkartell versteht man, dass sich Verfassende in der ausgewählten Literatur

wechselseitig zitieren, weil sie z. B. den gleichen Standpunkt vertreten. Für Sie bedeutet ein solches Zitierkartell zumeist, dass Sie nur *eine* Sichtweise, *einen* bestimmten Aspekt oder *eine* theoretische Schule eruiert haben. Zitierkartelle sind für Lesende häufig schwer zu erkennen – Sie sollten daher möglichst viele verschiedene Quellen aufsuchen, um ein möglichst umfangreiches und vielfältiges Bild Ihres Untersuchungsgegenstandes zu erhalten. Mit einer Schneeballrecherche werden Sie jedoch generell nur ältere Titel als die Ausgangsliteratur finden, was ein klarer Nachteil dieser Recherchestrategie ist.

6.1.2 Die systematische Recherche

Aus der Vorrecherche haben Sie einen Überblick über Ihr Thema gewonnen. Sie haben nun Vorwissen, auf dessen Grundlage Sie Ihre Suche systematisieren können. Sie wissen welche Autoren und Autorinnen wichtige Beiträge zu einem Thema verfasst haben, haben einen Überblick über die Dimensionen des Themas gewonnen und wissen, mit welchen Schlagwörtern Sie ihre Recherche effizient gestalten. Die Vorrecherche ist daher unabdingbar.

Ziel der *systematischen Recherche* ist nun eine umfassende, vollständige und zielgerichtete Literatursuche relevanter Literatur zur konkreten Fragestellung. Zunächst ist es für die systematische Recherche wichtig, zwischen selbständigen und unselbständigen Publikationen zu unterscheiden, da abhängig von der Textart unterschiedliche Recherchemethoden verlangt werden (vgl. Sesink 2012: 166; siehe auch Kapitel 5). Je nachdem was Sie suchen – eine Monografie, einen Sammelband, einen Zeitschriftenaufsatz oder graue Literatur – müssen Sie unterschiedliche Orte aufsuchen und verschiedene Rechercheinstrumente benutzen.

6.2 Rechercheinstrumente

Um die in den vorherigen Abschnitten beschriebene Schneeball- bzw. systematische Recherche durchzuführen, benötigen Sie zunächst eine Anlaufstelle, bei der Sie Handbücher, Lexika und weitere Literatur beziehen können. Für gewöhnlich ist dies die Bibliothek bzw. der Bibliothekskatalog im Internet. Jedoch finden sich hier lediglich Monografien, Sammelbände, Zeitschriften oder E-Books. Aufsätze werden i. d. R nicht

gefunden, auch wenn Ihnen Titel, sowie Autorinnen und Autoren des Aufsatzes bekannt sind. Um diese zu finden, müssen Ihnen der Titel der Zeitschriften oder Titel und Herausgeber des Sammelbands bekannt sein, in dem der Aufsatz erschienen ist (vgl. Pospiech 2012: 86). Es gibt verschiedene Kataloge, die zur Literaturrecherche genutzt werden können. Diese werden im Folgenden vorgestellt.

6.2.1 Lokaler Bibliothekskatalog

Der lokale Bibliothekskatalog, genannt *Online Public Access Catalogue* (OPAC), ist die erste Anlaufstelle für die Recherche von selbständiger Literatur (siehe auch Kapitel 5). Da es sich – wie der Name bereits verrät – beim OPAC um einen Online-Katalog handelt, müssen Sie nicht extra in die Bibliothek gehen, um dort nach Literatur zu suchen. Viel mehr können Sie bequem von zu Hause aus recherchieren und gefundene Literatur bei Bedarf direkt in die Bibliothek bestellen, wo Sie diese meist innerhalb weniger Tage abholen können.

Um den OPAC an der Universität Bamberg nutzen zu können, müssen Sie zunächst Ihr Benutzerkonto freischalten lassen. Nehmen Sie hierfür Ihren Studierendenausweis, der Ihnen gleichzeitig auch als Bibliotheksausweis dient, und besuchen Sie eine der Teilbibliotheken. Dort wird Ihr Konto von den Mitarbeitenden der Bibliothek aktiviert. Anschließend können Sie sich online mit Hilfe Ihrer Benutzernummer und einem Passwort im OPAC einloggen und nach Literatur stöbern. Die Benutzernummer befindet sich auf der Rückseite Ihres Studierendenausweises; als Passwort sind nach der Freischaltung zunächst standardmäßig die ersten vier Ziffern Ihres Geburtsdatums eingerichtet. Aus Sicherheitsgründen sollten Sie dieses Passwort allerdings bei der ersten Nutzung des OPAC dringend ändern.

Um den OPAC und die Universitätsbibliothek besser kennenzulernen, werden für die Kommunikationswissenschaft spezielle Bibliothekseinführungen angeboten, deren Termine der Website der Universitätsbibliothek zu entnehmen.

Bei der Nutzung des OPAC ist besonders von Vorteil, dass zunächst nur diejenige Literatur gefunden wird, die in der Universitätsbibliothek vorhanden ist und die somit auch an die Anforderungen und Forschungsinteresses des Instituts angepasst sind. Sollte ein von Ihnen

benötigter Text nicht in der Universitätsbibliothek vorhanden sein, so besteht die Möglichkeit, die erforderliche Literatur über die Fernleihe zu bestellen (siehe unten). Berücksichtigen Sie dabei, dass es durchaus drei bis vier Wochen dauern kann, bis Sie die über die Fernleihe bestellte Literatur abholen können. Entsprechend rechtzeitig müssen Sie die Recherche für Hausarbeiten oder Referate anpacken.

Zu Beginn Ihrer Recherche können Sie über das Suchfeld ‚Einfache Suche‘ im OPAC nach Literatur recherchieren. Damit wird der gesamte Bestand der Universitätsbibliothek nach Literatur durchsucht. Unter der Option ‚Erweiterte Suche‘ finden Sie eine Reihe von Feldern, die in Form eines Dropdown-Menüs jeweils eine Auswahl sog. Suchattribute enthalten. Hier können Sie beispielsweise auswählen, ob Sie nach dem Autor oder der Autorin bzw. den Herausgebenden suchen wollen, den Titel eingeben möchten, sofern Sie gezielt nach einem Buch suchen oder aber mit Hilfe allgemeiner Schlagwörter recherchieren wollen. Sie können die Suchattribute zudem miteinander kombinieren und Ihre Suche auf diese Weise spezifizieren. Bei der *Schlagwortsuche* ist zu berücksichtigen, dass Schlagwörter Beschreibung des Inhalts sind und bei einer ersten Suche häufig viele ‚Treffer‘ liefern. Bücher werden von Bibliotheken verschlagwortet, d.h., dass einer Publikation mehrere Begriffe zugeordnet werden, die einem thematischen Kontext (grob) entsprechen. Bei der *Titelwortsuche* wird hingegen explizit nach Literatur gesucht, bei welcher der gesuchte Begriff im Titel oder Untertitel auftaucht.

Um Ihre Recherche effizient zu gestalten, ist es sinnvoll, dass Sie sich vorab Begriffe notieren, die mit Ihrem Recherchethema verknüpft sind, denn „[e]infach mal das erstbeste Stichwort [...] einzugeben, ist keine kluge Suchstrategie“ (Niederhauser 2011: 33).

Eine nützliche Funktion des OPAC ist auch der ‚Bib-Tipp‘: Wenn Sie einen Titel gefunden und aufgerufen haben, werden im Bib-Tipp unterhalb der Beschreibung der aufgerufenen Literatur weitere verwandte Werke aufgeführt, die andere Nutzer mit ähnlichen Suchanfragen ebenfalls interessant fanden.

6.2.2 Primo

Mit der Suchmaschine *Primo* haben Sie Zugriff auf über 200 Millionen E-Ressourcen aus dem Gesamtbestand des lokalen Universitätskatalogs sowie aus externen Quellen (vgl. Universität Bamberg 2015). Im Gegensatz zum Bamberger Katalog können Sie mit *Primo* gleichzeitig nach Monografien sowie Aufsätzen und Zeitungsartikeln suchen. Eine einzige Suchanfrage führt also im Ergebnis unterschiedliche Textformen auf.

Auf die meisten E-Books, Zeitschriften, Zeitungsartikel sowie Aufsätze kann über einen sog. Megaindex direkt zugegriffen werden, sofern diese von der Universitätsbibliothek Bamberg lizenziert sind. Sollten Sie keinen Zugriff auf einen Volltext haben, können Sie sich an das Personal der Universitätsbibliothek Bamberg wenden, das dann andere Zugangsmöglichkeiten überprüft.

Mit *Primo* können Sie sich einen ersten Überblick über den Literaturbestand verschaffen. Über Verlinkungen und Weiterleitungen erhalten Sie nützliche Hinweise auf relevante Literatur. Suchen Sie etwa für ein Referat oder eine wissenschaftliche Arbeit Literatur zum Thema ‚Parasoziale Interaktion/Beziehung‘, so finden Sie sowohl Monografien wie *Parasoziale Interaktion und Beziehung* von Tilo Hartmann (2010) als auch – und dies leistet der OPAC nicht – Aufsätze wie *Parasoziale Meinungsführerschaft* von Leißner et al. (2014).

Ein weiterer Vorteil von *Primo* ist ein spezielles ‚Relevance Ranking‘. Neben dem „Übereinstimmungsgrad zwischen Suchkriterium und Medium“ (Gerike 2015) spielt auch die Verfügbarkeit im lokalen Bestand oder das Erscheinungsdatum der Quelle eine Rolle. Denn *Primo* zeigt Ihnen an, ob, ab wann und auf welchem Portal ein Medium verfügbar ist.

Primo liefert Ihnen eine Vielzahl an Literaturvorschlägen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Es ersetzt aber nicht die systematische Recherche nach spezifisch relevanter Literatur, auch wenn die vielen Treffer schnell den Eindruck erzeugen, die Recherche sei binnen weniger Minuten vollständig abgeschlossen. Eine fortgesetzte Suche nach Literatur zum speziellen Untersuchungsgegenstand ist daher unentbehrlich. Das Tool bietet lediglich die Funktion, einen ersten Überblick über relevante und verknüpfte Themen zu erhalten. Daher wird *Primo* als *Discovery Service* bezeichnet.

6.2.3 Elektronische Zeitschriftenbibliothek

Bei der Suche nach Zeitschriftenaufsätzen (eine Auswahl der für die Kommunikationswissenschaft besonders relevanten Zeitschriften finden Sie im Anhang) bietet sich die Plattform der *Elektronischen Zeitschriftenbibliothek* (EZB) der Universität Bamberg an. Hier sind Fachzeitschriften nach Fachgebiet sortiert, für welche die Universitätsbibliothek Bamberg eine Nutzungslizenz besitzt.

Die Elektronische Zeitschriftenbibliothek wurde 1997 im Rahmen eines Projekts von der Universitätsbibliothek Regensburg, in Kooperation mit der Bibliothek der Technischen Universität München, gegründet. Das Ziel war es, allen Bibliotheksnutzern elektronische Zeitschriften übersichtlich zu präsentieren und den teilnehmenden Bibliotheken ein schnelles und effektives Verwalten ihrer wissenschaftlichen E-Journale zu ermöglichen (Universitätsbibliothek Bamberg 2014).

Zunächst wählen Sie also das für Sie relevante Fachgebiet aus, beispielsweise *Medien- und Kommunikationswissenschaft*, *Publizistik*. Anschließend öffnet sich eine alphabetisch geordnete Liste zahlreicher für die Disziplin bedeutsamer Fachzeitschriften, innerhalb derer Sie nach Aufsätzen suchen können. Einige der Fachzeitschriften sind online frei verfügbar wie etwa die Zeitschrift *Media Perspektiven*. Die Fachzeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft* ist hingegen nur für Benutzende der Universitätsbibliothek verfügbar.

Arbeiten Sie zu Hause, benötigen Sie für den Zugang zu vielen Zeitschriften eine VPN-Verbindung.¹ Damit haben Sie Zugriff auf das Universitäts-Netzwerk und somit auf die dort zugänglichen Zeitschriften. Welche der Zeitschriften eine aktive VPN-Verbindung erfordern, können Sie der Legende der EZB entnehmen.

6.2.4 Bibliotheksverbünde

Innerhalb eines oder mehrerer Bundesländer haben sich verschiedene Bibliotheken zu sog. Bibliotheksverbänden, wie z. B. dem *Bibliotheksverbund Bayern* (BVB), dem *Hessischen Bibliotheks-Informationssystem*

¹ „Ein Virtuelles Privates Netzwerk (VPN) ermöglicht es, einen PC, der über einen beliebigen Internetprovider Zugang zum Internet hat, so mit dem Universitätsdatennetz zu verbinden, dass er Mitglied des internen Datennetzes der Universität wird“ (Rechenzentrum Universität Bamberg 2014).

(HeBIS) oder dem *Südwestdeutschen Bibliotheksverbund* (SWB) zusammengeschlossen. Die einzelnen Verbünde unterhalten jeweils einen gemeinsamen Katalog, der sich zur erweiterten Suche von Literatur anbietet.

Da die Universitätsbibliothek Bamberg Teil des *Bibliotheksverbunds Bayern* (BVB) ist, ist dieser besonders relevant für Sie. Den Katalog des BVB können Sie unter www.gateway-bayern.de aufrufen, womit Sie Zugriff auf ein Verzeichnis von über 17 Millionen Büchern, CDs und DVDs haben. Der Vorteil des BVB liegt im erweiterten Literatur-Angebot: Benötigen Sie beispielsweise für eine Hausarbeit oder ein Referat ein spezielles Buch eines bestimmten Autors oder einer Autorin, welches in Bamberg nicht verfügbar ist, so können Sie eine Suchanfrage mit dem Titel des Werkes im BVB stellen. Der BVB durchsucht anschließend die Kataloge von 150 weiteren Bibliotheken, die ebenfalls Mitglied im BVB sind, nach dem eingegebenen Titel und präsentiert Ihnen die gefundenen Werke. Die Werke können anschließend über die Fernleihe in die Universitätsbibliothek Bamberg bestellt werden, wo sie nach etwa drei bis vier Wochen abzuholen sind.

6.2.5 Meta-Kataloge

Bei Meta-Katalogen handelt es sich um Suchmaschinen, die eine Vielzahl von Bibliotheks- und Buchhandlungskatalogen mit Hilfe einer einzigen Anfrage gleichzeitig durchsuchen (vgl. Niederhauser 2011: 27). Da die Meta-Kataloge ausschließlich der Literatursuche dienen, können Sie die gefundenen Werke nicht direkt über die Suchmaschine ausleihen, sondern müssen zunächst überprüfen, in welchen Bibliotheken diese vorhanden und ausleihbar sind. Wichtige Meta-Kataloge sind beispielsweise der *Karlsruher Virtuelle Katalog* (KVK), sowie die *Virtuelle Fachbibliothek* (ViFa) *Medien-Bühne-Film*. In letzterem sind überwiegend Texte katalogisiert, die i. A. den Medien-, Kommunikations-, Theater- und Filmwissenschaften zuzuschreiben sind.

6.3 Operatoren zur Verknüpfung von Suchbegriffen

Um Ihre Suche innerhalb der einzelnen Rechercheinstrumente zu präzisieren und um mit Ihrer Suchanfrage entsprechend relevante und

brauchbare Treffer zu erzielen, ermöglichen es die elektronischen Suchinstrumente, Begriffe mithilfe gängiger Operatoren miteinander zu kombinieren. In der folgenden Auflistung werden die einzelnen Operatoren genannt und ihre Auswirkungen auf die Suchergebnisse mit Hilfe von Beispielen kurz beschrieben:

- UND/AND: Beide Suchbegriffe müssen vorkommen; entsprechend verringert sich die Treffermenge und die Ergebnisse werden spezifischer. Beispiel: /Massenkommunikation UND Matzke/.
- ODER/OR: Die gefundene Literatur muss entweder das Thema ‚x‘ oder aber das Thema ‚y‘ behandeln; die Trefferanzahl vergrößert sich und die Suchergebnisse werden unspezifischer. Beispiel: /Mediennutzung ODER Empathie/.
- NICHT/NOT: Mit diesem Operator können Begriffe ausgeschlossen werden, d.h. die Trefferanzahl verringert sich und die Ergebnisse werden auch hier spezifischer. Beispiel: /Mediennutzung NICHT Kinder/.
- (): Die Klammern beeinflussen die Reihenfolge der Verarbeitung der Suchbegriffe, da die Begriffe in Klammern mit Vorrang behandelt werden. Beispiel: /Fernsehen UND (Mediennutzung NICHT Kinder)/.
- „ “: Zwei oder mehr Begriffe werden behandelt wie ein Wort. Zum Beispiel: /„Französische Revolution“/. Die Treffermenge wird spezifischer, da so ausschließlich Werke zur Französischen Revolution gefunden werden und nicht zu allem Französischen und jeder beliebigen Revolution.
- Trunkieren mit ‚*‘: Der sog. Asterisk am Ende oder am Anfang eines Wortstamms ersetzt Fall beliebig viele andere Zeichen und liefert somit eine sehr große Treffermenge. Zum Beispiel: /Kommunikat*/. Hier würden beispielsweise Texte zu den Schlagworten Kommunikationswissenschaft, Kommunikation, Kommunikator etc. aufgeführt werden.
- Maskieren mit ‚?‘: Das Fragezeichen an einer Stelle im Suchbegriff ersetzt einen Buchstaben; geeignet ist dieser Operator insbesondere, wenn Sie sich über die Schreibweise eines Begriffs

unklar sind (Beispiel: /M?ier/) oder wenn es alternative Schreibweisen eines Begriffs gibt (Beispiel: /Tos?ana/).

6.4 Die Literaturoauswahl

Bereits während Ihrer Recherche gilt es zu entscheiden, welche Literatur für die Beantwortung der konkreten Fragestellung relevant und nützlich ist. Die Relevanz kann überprüft werden, indem Sie das Inhaltsverzeichnis, das Literaturverzeichnis oder die Einleitung und das Fazit des jeweiligen Werks querlesen (vgl. Sesink 2012: 128). Auch Abstracts oder Klappentexte können Ihnen dabei helfen, Literatur hinsichtlich ihrer Relevanz bei der Beantwortung Ihrer Fragestellung zu bewerten.

6.5 Checkliste

Für Ihre eigene Literaturrecherche sollten Sie sich die folgenden Fragen stellen:

- Kennen Sie bereits themenspezifische Literatur (z. B. durch die Literaturliste eines belegten Seminars)?
- Welche Hinweise auf Autorinnen und Autoren, weitere Studien oder Theorien finden Sie in bereits gelesenen Texten, die für die Schneeballrecherche weiter verwendet werden können?
- Haben Sie verschiedene Rechercheinstrumente eingesetzt?
- Verwenden Sie bei Ihrer Recherche mehrere Schlagworte?
- Ist die Literatur im Bestand der Universitätsbibliothek Bamberg vorhanden oder muss ggf. mehr Zeit eingeplant werden, um die Literatur per Fernleihe zu beschaffen?

6.6 Übungen

Übung 1

Sie sind auf der Suche nach den folgenden Büchern:

- (1) Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl. Wiesbaden: VS.
- (2) Ekström, Karin M.; Tufte, Birgitte (Hrsg.) (2007): Yearbook 2007. Children, Media and Consumption. On the Front Edge. Göteborg: Nordicom.

Lösen Sie hinsichtlich beider Texte folgende Aufgaben: Suchen Sie die Texte über den OPAC der Universitätsbibliothek Bamberg! Sind sie im Präsenzbestand vorhanden? Falls ja: in welchen Erscheinungsformen? Falls nein: Welche Möglichkeiten bestehen, um an die Literatur zu kommen?

Übung 2

Erstellen Sie eine Literaturliste mit mindestens fünf Werken zum Thema ‚Die Spiegel-Affäre‘!

Übung 3

Welche Schlagworte erscheinen Ihnen im Zusammenhang mit der Spiegel-Affäre als sinnvoll?

6.7 Literatur

- Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuroni, Alessia C. (2006): Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft. Bern et al.: Haupt.
- Gerike, Inga (2015): Literatursuche leicht gemacht. Online verfügbar unter: <http://www.uni-bamberg.de/kommunikation/news/artikel/primos/30.06.2015>.
- Hartmann, Tilo (2010): Parasoziale Interaktion und Beziehungen. Baden-Baden: Nomos.

- Kalina, Ondřej et al. (2003): Grundkurs Politikwissenschaft: Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Leißner, Laura et al. (2014): Parasoziale Meinungsführerschaft als methodische Herausforderung. Entwicklung eines Fragebogeninstruments zur Messung des Einflusses von Medienpersonen auf die politische Meinungs- und Einstellungsbildung. In: Publizistik. 59. Jg., H. 3, S. 247–267.
- Niederhauser, Jürgen (2011): Die schriftliche Arbeit. Mannheim: Dudenverlag.
- Pospiech, Ulrike (2012): Wie schreibt man wissenschaftliche Arbeiten? Mannheim: Dudenverlag.
- Rechenzentrum Universität Bamberg (2014): Informationen zu VPN. Online verfügbar unter: <https://www.uni-bamberg.de/rz/dienstleistungen/netz/vpn/informationen-zu-vpn/> <30.06.2015>.
- Sesink, Werner (2012): Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten inklusive E-Learning, Web-Recherche, digitale Präsentation u. a. 9. Aufl. München: Oldenbourg.
- Universitätsbibliothek Bamberg (2014): Wir über uns. Online verfügbar unter: <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/us.phtml?bibid=UBB&colors=7&lang=de> <30.06.2015>.
- Universitätsbibliothek Bamberg (2015): Literatursuche leicht gemacht. Online verfügbar unter: <http://www.uni-bamberg.de/kommunikation/news/artikel/primo/> <30.06.2015>.

7. Internetrecherche

Gabriele Mehling

Der in den 1990er Jahren geprägte Begriff ‚Information Super-Highway‘ ist zwar schon ziemlich aus der Mode¹, doch die Metapher von der Daten-Autobahn verdeutlicht ganz gut, dass wir mit dem Internet über eine Infrastruktur verfügen, die uns schnell zu den Informationen und die Informationen schnell zu uns bringt.

Zum einen gelangen wir schnell an Informationen, indem wir Internetverbindungen nutzen, um in Online-Katalogen und -Verzeichnissen zu recherchieren, in welchen Archiven, Datenbanken oder Bibliotheken sich diejenigen Akten und Dokumente, Daten oder Bücher befinden, die wir für unsere wissenschaftliche Arbeit benötigen. Wir erhalten also sog. Meta-Informationen (Informationen über Informationen): Es sind Wegbeschreibungen, die uns mit Informationen über Standorte versorgen. Anschließend müssen wir die ganz realen Wege nutzen, um diese Orte aufzusuchen, um die Schriften einzusehen, auszuleihen oder zu bearbeiten. Zum anderen lassen wir die Dokumente oder Schriften via Datenverbindung zu uns kommen. Wir laden Bücher, Aufsätze und andere Schriftstücke, Filme und Bilder ‚herunter‘. Über die Verbindungen zu Bibliotheken oder Verlagen elektronischer Zeitschriften können wir auf E-Books oder Aufsätze zugreifen und diese als Dateien speichern.

Das Internet ist also ein umfassendes Wegenetz; es stellt Verbindungen her. Jedes Netzwerk wäre jedoch unzureichend erfasst, wenn es allein als Summe aller Verbindungen beschrieben werden würde. Den zweiten konstitutiven Teil jedes Netzwerks bilden die Elemente, die verbunden sind. Im Internet sind diese die einzelnen Computer und

¹ Der Begriff ist so sehr aus der Mode, dass er heute eher dazu dient, sich über die ‚Dinosaurier‘ lustig zu machen, die ihn immer noch verwenden: „What the Internet used to be called in the Pre-YouTubeozoic era, around the early 90's. It is now generally frowned upon to use this term when talking about the Internet, unless you are looking for a quick way to clear a room“ (urban dictionary 2015).

Server. Damit ist das Internet auch ein gigantischer Speicher.² Über die Verbindung mit großen Servern, den externen Speichern, verfügen wir über eine Art Erweiterung der Festplatte unserer eigenen Computer.

Für die Recherche ist es wichtig, sich klar zu machen, dass eine Reihe Hilfsmittel ‚nur‘ die Meta-Informationen zur Verfügung stellen, also bibliografische Angaben und Informationen über Standorte und Signaturen in Bibliotheken und Archiven. Andere Suchinstrumente führen uns dagegen direkt zu den Speicherorten relevanter Dateien, auf die wir dann unmittelbar zugreifen können.

7.1 Online-Bibliothekskataloge, -verbünde und Meta-Kataloge

Der Unterschied zwischen Meta-Informationen und Direktzugriff wird bereits an den Recherchemitteln deutlich, die Sie im Kapitel 6 zur Literaturrecherche kennengelernt haben. Wenn Sie den digitalen Bibliothekskatalog OPAC (*Online Public Access Catalogue*) von zu Hause aus nutzen, dann erfolgt diese Verbindung zwischen Ihrem privaten Rechner und dem Bibliotheksserver via Internet: Sie erhalten Informationen, welche Bücher und Zeitschriften in der Bibliothek verfügbar sind, unter welcher Signaturen sie an welchen Standorten zu finden sind, ob sie gerade ausgeliehen sind und wenn ja, bis wann. Über den Bestand in Bamberg hinausgehende Auskünfte liefern Ihnen Verbundkataloge (z. B. der *Bibliotheksverbund Bayern*, BVB) sowie Meta-Kataloge (z. B. der *Karlsruher Virtuelle Katalog*, KVK oder die virtuelle Fachbibliothek *ViFa medien bühne film*). Solche Suchmaschinen nehmen Ihre Anfragen (Stichwörter, Autorennamen, Titel, Jahresangaben usw.) auf, verknüpfen diese mit den Datenbeständen verschiedener Institutionen und geben Ihnen eine ‚Trefferliste‘ aus. Diese Meta-Informationen sind öffentlich, für jede und jeden einsehbar.

Stellen Sie darüber hinaus eine VPN-Verbindung (= Virtual Personal Network) her, können Sie außerdem die Bibliothek in ihrer Funktion als Speicher nutzen und auf gesuchte Schriften direkt zugreifen: Sie können E-Books oder Aufsätze aus den online zugänglichen Zeitschriften

² Und es kann ein riesiger Prozessor sein, ein enorm leistungsfähiger Rechner, der aus den freien Kapazitäten der vernetzten Einzelelemente besteht. Im Zusammenhang mit unserem Thema Internetrecherche ist das jedoch weniger relevant. Zum Prinzip des Public-Resource-Computing erfährt man mehr z. B. bei Ries (2012).

(bzw. den Jahrgängen, die jeweils verfügbar sind) herunterladen.³ Zu diesen Services gehört auch die *Elektronische Zeitschriftenbibliothek* (EZB), die Sie als Instrument der Literaturrecherche ebenfalls bereits im Kapitel 6.2.3 kennengelernt haben. Im Folgenden werden weitere nützliche Möglichkeiten der Internetrecherche vorgestellt, auf die Sie als Studierende der Universität Bamberg zugreifen können.

7.2 Datenbank-Informationssystem (DBIS)

Über die Website der Bamberger Bibliothek haben Sie Verbindung zum *Datenbank-Informationssystem* (DBIS). Dieser Service ermöglicht den Nutzerinnen und Nutzern von derzeit 294 Bibliotheken den Zugang zu wissenschaftlichen Datenbanken. Etwa 4.500 der über 11.000 Datenbanken sind frei zugänglich (Stand Januar 2015, vgl. DBIS 2015), die restlichen 60 Prozent sind nur von einer VPN-Verbindung aus durchsuchbar. Die Datenbanken sind nach Fächern sortiert und können mit Hilfe verschiedener Funktionen durchforstet werden: Neben der einfachen Eingabe von Suchbegriffen und ihrer Kombination mittels Operatoren (siehe Kapitel 6.3) stehen weitere Spezifikationen und Eingrenzungen zur Verfügung:

(1) Der *Datenbanktyp* kann ausgewählt werden. Die folgende (verkürzte) Übersicht zeigt die Vielfalt der Möglichkeiten:

- Allgemeine Auskunftsmittel (z. B. Adress-, Telefon oder Firmenverzeichnisse, Wörterbücher und Enzyklopädien)
- Aufsatzdatenbanken
- Bestandsverzeichnisse (z. B. Kataloge von Bibliotheken, Museen und anderen öffentlichen Einrichtungen, *Netzwerk Mediatheken*)
- Bibliografien (z. B. nationale und regionale Bibliografien, Zeitungs- und Zeitschriftenbibliografien)
- Bilddatenbanken
- Biografische Datenbanken (z. B. *Who's Who*, *Munzinger*)
- Buchhandelsverzeichnisse
- Dissertationsverzeichnisse

³ Als Studierenden sind Sie Mitglied der Universität und erhalten via VPN-Verbindung Zugang zu externen Diensten und Services (z. B. von Fachverlagen), für deren Nutzung die Universität Lizenzgebühren zahlt.

- Fachbibliografien (z. B. die Sondersammelgebiete *SSG Medien- und Kommunikationswissenschaften* oder *SSG Film und Theater* oder die *Bonner Bibliografie zur Comicforschung*)
- Faktendatenbanken (z. B. *Mediendaten Südwest*)
- Portale (z. B. *Filmportal*, *Informationssystem Medienpädagogik*, *Mediaculture Online*)
- Volltextdatenbanken (z. B. *Directory of Open Access Books*, *Directory of Open Access Repositories* oder die Datenbank des Deutschen Presserates, in der die Spruchpraxis des Rates dokumentiert ist)

(2) Darüber hinaus können Sie entscheiden, welche Art der *Nutzungsmöglichkeit* Sie wünschen: Soll die Datenbank frei im Internet zugänglich sein? Wollen/können Sie aus dem universitätsinternen Netz zugreifen? Soll sie einer Teilbibliothek bzw. einer Fakultät zugeordnet sein?

(3) Der letztgenannte Aspekt ist z. B. dann von Belang, wenn Sie den *formalen Typ* bestimmen, z. B. ob die Datenbank als CD-ROM oder DVD in einer (Teil-)Bibliothek zur Verfügung stehen soll.

(4) Nicht zuletzt können Sie die Auswahl der Datenbanken, die Ihnen zur Verfügung stehen auch nach *Ländern oder Regionen* begrenzen. All diese Spezifikationen können selbstverständlich miteinander kombiniert werden.

Es gibt national und international eine Vielzahl von Institutionen und Anbietern, die zu den verschiedensten Themen Daten und Schriften sammeln, Bibliografien erstellen und fortschreiben oder Bilder und Filme archivieren: Universitäten und andere wissenschaftliche Einrichtungen legen Sammlungen an und richten Archive ein. Stiftungen, Vereine und staatliche Institutionen stellen Materialien verschiedenster Herkunft themenspezifisch zusammen, ordnen und verschlagworten ihren Bestand und bereiten diese Informationen in Form von Datenbanken auf. Angesichts dieser auch für Fachleute oft schwer überschaubaren Vielfalt und Vielzahl hilft Ihnen DBIS, die für Ihre Interessen relevante Datenbank zu finden.

7.3 Digitale, online zugängliche Zeitungsarchive

Für die Kommunikationswissenschaft sind Zeitungen ein wichtiger Forschungsgegenstand: zum einen, weil die Analyse der aktuellen Berichterstattung eine Domäne unseres Faches ist, zum anderen, weil wir

Zeitungsarchive benötigen, um aktuelle Ereignisse und Entwicklungen nachzuzeichnen, die noch nicht von der deutlich langsamer arbeitenden Wissenschaft aufgearbeitet wurden. Zeitungsarchive sind daher zentrale Quellen unserer Daten.

Online-Datenbanken wie *Library PressDisplay*, *Nexis* oder *WISO* machen sowohl die aktuellen Ausgaben als auch die Archive vieler nationaler und internationaler Zeitungen zugänglich. Sowohl über DBIS als auch über EZB können Sie recherchieren, zu welchen Archiven Sie über die Universität Zugang haben. Beispielfhaft seien hier die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) und die *Süddeutsche Zeitung* (SZ) genannt: Das FAZ-Archiv stellt alle seit 1949 in der FAZ erschienen Artikel zur Verfügung und enthält außerdem die Artikel der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* ab 1995, der *Rhein-Main-Zeitung* ab 1995 und von *FAZ.NET* ab 1999. Die Artikel sind in drei verschiedenen Fassungen erhältlich: im HTML-Format, als Einzel-Faksimile oder als Faksimile⁴ der gesamten Zeitungsseite im PDF-Format. Das SZ-Archiv enthält die Artikel der SZ, des *SZ-Magazins*, sowie aller Landkreisausgaben seit 1992; auch die Beiträge auf *süddeutsche.de* ab 2008 werden bereitgestellt. Faksimile ganzer Seiten als PDF- Dateien sind ab 1998 verfügbar. Nicht nur überregionale Blätter stehen der Recherche offen, auch kleinere Tageszeitungen mit regionaler Verbreitung können über die von der Universität erworbenen Zugänge durchsucht werden, wie beispielsweise der *Fränkische Tag*, die *Nürnberger Nachrichten* oder die *Main-Post*. Die Universitätsbibliothek bietet Ihnen zudem Zugang zu wichtigen ausländischen Tages- und Wochenzeitungen sowie politischen Magazinen – die folgende Tabelle zeigt nur einen kleinen Ausschnitt des Angebots:

⁴ Faksimile (lat. *fac simile*: mach ähnlich) = ‚Nachbildung‘, ‚originalgetreue Wiedergabe‘. Hier heißt das, die Artikel werden nicht nur im Wortlaut wiedergegeben, sondern auch ihr Druckbild bzw. das Druckbild der ganzen Seite, auf der sie in der Originalausgabe erschienen ist.

Tabelle 1: Auswahl online verfügbarer deutschsprachiger Tages- bzw. Wochenzeitungen und Magazine der Universitätsbibliothek Bamberg

Zeitung	Zugriff	Zeitraum	Format
<i>Süddeutsche Zeitung</i> (SZ)	SZ Library- Net	Ab 1992	PDF, HTML; Seiten im Originallayout
<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i> (FAZ)	BiblioNet	1949-1992; ab 1993	PDF, HTML; Seiten im Originallayout
<i>Frankfurter Rundschau</i>	WISO FR-online.de	Ab 1995	HTML e-Paper
<i>Der Spiegel</i>	<i>Spiegel</i> -Archiv	Ab 1947; nicht die jeweils letzten vier Ausgaben	HTML
<i>die tageszeitung (taz)</i>	WISO	Ab 1988	HTML
<i>Die Welt</i>	WISO	Ab 1999	HTML
<i>Die Zeit</i>	WISO	Ab 1995	HTML
<i>Handelsblatt</i>	WISO Library PressDisplay	Ab 1986 Letzte 90 Tage	HTML e-Paper
<i>Focus</i>	WISO	Ab 1993	HTML
<i>Fränkischer Tag</i>	WISO	Ab 2005	HTML
<i>Der Standard</i> (Österreich)	WISO Library PressDisplay	Ab 2000 Letzte 90 Tage	HTML e-Paper
<i>Die Presse</i> (Österreich)	WISO Library PressDisplay	Ab 2002 Letzte 90 Tage	HTML e-Paper
<i>Neue Zürcher Zeitung</i> (Schweiz)	WISO Library PressDisplay	Ab 1993 Letzte 90 Tage	HTML e-Paper

Quelle: Universitätsbibliothek Bamberg (2015a).

7.4 Internetrecherche ≠ ‚Googeln‘

Wenn Sie im OPAC nach Büchern oder im EZB nach Fachzeitschriften suchen, wenn Sie über DBIS auf Bilddatenbanken oder Zeitungsarchive zugreifen oder wenn Sie Ihre Suche über die direkten Zugriffsmöglichkeiten Ihrer Universitätsbibliothek hinaus auf die Bestände des *Bayerischen Bibliotheksverbundes* ausdehnen oder mit Hilfe des KVK den Suchradius noch stärker erweitern, dann betreiben Sie ‚Internetrecherche‘, denn auf alle diese Hilfsmittel greifen Sie online zu.

Bedauerlicherweise verstehen (nicht nur) die meisten Studierenden unter ‚Internetrecherche‘ ausschließlich die Eingabe von Suchbegriffen bei *Google* oder (viel seltener) bei anderen Suchmaschinen wie *bing*, *Yahoo!* oder *DuckDuckGo*. Das ist verständlich, denn schließlich liefern diese Suchmaschinen für die meisten Alltagsfragen zuverlässig und schnell treffende Antworten. Was jedoch als Alltagsstrategie tauglich ist, führt bei wissenschaftlicher Recherche, die systematisch erfolgen soll und deren Ergebnisse transparent, nachvollziehbar und zitierfähig sein müssen, weitaus seltener zu befriedigenden Resultaten.

Das liegt zum einen an der Masse der ‚Treffer‘, zum anderen an der Instabilität und der Intransparenz der Suchverfahren – denn die ihnen zugrundeliegenden Algorithmen werden dauernd weiterentwickelt und liegen für die Nutzerinnen und Nutzer nicht offen. Hinzukommt, dass die Hierarchie der Treffer von Interessen Dritter beeinflusst werden kann, indem sie ihre eigenen Internetauftritte suchmaschinenoptimiert gestalten oder indem sie schlicht dafür bezahlen, auf der Ergebnisliste weit oben zu stehen (vgl. Lammenett 2014: 177–183, 124–132). Außerdem ‚lernt‘ eine Suchmaschine aus Ihrem Verhalten: Die Suchergebnisse, die Sie heute erzielen sind nicht unabhängig von Ihrer Suche gestern. Prima, könnte man da denken, wenn sich die Maschine merkt, was mir wichtig ist, erhalte ich immer mehr immer relevantere Treffer. Tatsächlich wird das Suchumfeld jedoch immer kleiner und bei Themenwechseln in der Recherche kann die Trefferliste dann recht unbefriedigend ausfallen:

Wenn Sie regelmäßig nach Suchanfragen zu politischen Themen auf eher ‚linksgerichtete‘ Seiten klicken, werden diese mit der Zeit höher gerankt [...]: Sie erhalten zunehmend Antworten auf Ihre Suchabfragen, die

Ihr Weltbild bestätigen. Ihnen entgeht die Chance, den Horizont zu erweitern, indem Sie andere Meinungen und Argumente zur Kenntnis nehmen (Müller; Plieninger; Rapp 2013: 26).

Die Informationen, die Ihnen vorgeschlagen werden, ähneln immer mehr denjenigen, die Sie schon haben. Eli Pariser (2011) hat diese Phänomen „Filter-Bubble“ getauft. Diese Form der Komplexitätsreduktion und Informationsselektion ist für die Nutzerinnen und Nutzer nicht kontrollierbar: Sie kennen die dahinter liegenden Prozesse nicht, sie können auf sie keinen Einfluss nehmen und sie können nicht wählen, ob sie wirken sollen oder nicht. Für wissenschaftliche Zwecke muss man daher genau überlegen, ob man sich ausschließlich auf solche allgemeinen Suchmaschinen als Recherchemittel verlässt. Sind Suchergebnisse personalisiert, d. h. jede Person erhält eine Liste, die mit ihren vergangenen Suchen, ihrem Standort und ihren persönlichen Daten und Präferenzen zusammenhängt (z. B. was sie online bestellt, welche Newsfeeds sie abonniert hat etc.), dann hat das Einschränkungen bei der Transparenz und Nachvollziehbarkeit von Recherchen zur Folge.⁵ Ob aus Gründen des Datenschutzes oder zur Sicherung einer wirklich umfassenden Recherche – folgende Tipps können vorbeugend wirken oder Abhilfe schaffen: Cookies ausschalten, mehrere Suchmaschinen nutzen und, sofern vorhanden, beim *Google*-Konto abmelden. Das bedeutet natürlich den Verzicht auf gewisse ‚Bequemlichkeiten‘ – aber wer hat gesagt, dass wissenschaftliche Recherche bequem sein soll?

Dennoch: Die Nutzung von Suchmaschinen *kann* ein nützliches Rechercheinstrument sein. Vielleicht nicht gerade, um wissenschaftliche Literatur zu recherchieren (hierfür haben Sie bereits einige ergiebige Instrumente kennengelernt und weiter unten werden noch einige folgen). Viele Unternehmen, Verbände, Vereine, Behörden, Stiftungen, Bildungseinrichtungen, Fachgesellschaften, aber auch Privatpersonen und natürlich die Medien stellen Informationen im Internet bereit: Unternehmensbilanzen, kommerzielle Studien, Jahrbücher und Tätigkeitsberichte, Selbstdarstellungen, Organigramme und viele weitere Daten und Informationen verschiedenster Art. Je nach wissenschaftlichem Interesse können dies alles Quellen für uns sein (siehe Kapitel 5.3). Also

⁵ Dies ist v. a. dann ein schwerwiegendes Problem, wenn Suchmaschinen zur Quellenrecherche oder Stichprobenziehung in der Forschung verwendet werden.

gilt es, sich über verschiedene Strategien klar zu werden, wie Suchmaschinen effizient und effektiv genutzt werden können.

7.4.1 Allgemeine Suchstrategien

Aus Kapitel 6.3 kennen Sie bereits die Verknüpfung von Suchbegriffen mittels Boolescher Operatoren. Sie werden hier nochmals kurz aufgegriffen und für die Internetsuche spezifiziert (vgl. Lotse 2014):

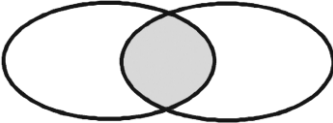
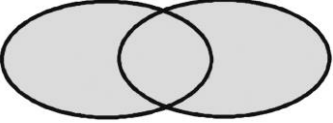
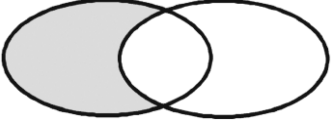
- UND (AND): Wenn Sie zwei oder mehr Begriffe mit diesen Operatoren verbinden, enthalten alle Treffer beide bzw. alle gesuchten Begriffe. Gebräuchlich sind auch das Pluszeichen (+) oder das ‚Kaufmännische Und‘ (&).⁶ Die meisten Suchmaschinen behandeln Suchbegriffe, die nur mit Leerzeichen getrennt sind, als ob eine UND-Verknüpfung vorläge; sehr oft ist bereits die Funktion ‚alle Wörter‘ voreingestellt, was den gleichen Effekt hat.
- ODER (OR): Verwenden Sie diesen Ausdruck zwischen zwei oder mehr Suchbegriffen, zeigt die Ergebnisliste Seiten an, die mindestens einen davon enthalten. Während der UND-Operator die Treffermenge verkleinert, weil zwei Merkmale gleichzeitig zutreffen müssen, vergrößert sich die Menge der Ergebnisse bei der ODER-Verknüpfung, da die Begriffe wie Alternativen zueinander stehen.
- NICHT (NOT): Mit diesem Ausdruck können Sie bestimmte, häufig mit einem Suchbegriff verbundene Begriffe ausschließen. Gebräuchlich ist auch das Minuszeichen (-) Wenn Sie sich für Medienwirkungen interessieren, aber nicht für die auf Kinder, schreiben Sie: /Medienwirkungen NICHT Kinder/.⁷

Die Wirkungsweise der Operatoren auf die Größe der Treffermenge macht folgende Tabelle deutlich:

⁶ Je nach Suchmaschine, Katalog oder Datenbank sind andere Zeichen erforderlich. Bei Google steht +/- für Google+-Seiten oder Blutgruppen. Sehen Sie in der Hilfe-Funktion oder in den Suchoptionen nach oder probieren Sie ein wenig herum.

⁷ Aus Gründen der Eindeutigkeit, werden Eingaben in Online-Rechercheinstrumenten in Schrägstriche gesetzt (z. B. /Suchbegriff OPERATOR Suchbegriff/).

Tabelle 2: Operatoren und ihre Auswirkung auf die Treffermenge

Operator	Beschreibung	Grafische Darstellung
AND (+)	Fokussierte Suche	
OR	Breite Suche	
NOT (-)	Ausschluss eines Suchbegriffs	

Quelle: vgl. Sprint (2015); eigene Darstellung.

- NEAR bzw. ADJ: Mit diesen Ausdrücken geben Sie an, dass die Suchbegriffe in einer Nachbarschaftsbeziehung stehen sollen.⁸ Schreiben Sie /Tageszeitung NEAR regional/, werden nur solche Treffen ausgegeben, bei denen beide Worte in mehr oder weniger unmittelbarer Nachbarschaft stehen. Je nach Suchmaschine variiert die Definition von Nachbarschaft von direkt nebeneinander bis zu einem Abstand von 100 Wörtern – auch hier empfiehlt sich das Herumprobieren. Mit ADJ (engl. *adjacent*: benachbart, angrenzend) legen Sie fest, dass die Suchbegriffe direkt nebeneinander stehen sollen, wobei die Reihenfolge beliebig ist.

Sie können innerhalb einer Suchanfrage selbstverständlich mehrere Operatoren beliebig mit Suchbegriffen verknüpfen. Um Ihre Kombinationen spezifischer und zielgerichteter zu machen, helfen Ihnen weitere Zeichen:

- Anführungszeichen „ “: Angenommen Sie suchen nach Sekundärliteratur zu *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von Jürgen

⁸ Nicht alle Suchmaschinen arbeiten mit diesen Operatoren – und die Erfahrungen mit ihnen sind auch nicht durchwegs positiv. Im Zweifelsfall sollten Sie die jeweilige Hilfe-Funktion aufrufen oder mit der ‚erweiterten Suche‘ arbeiten. Diese Suchmaske ist in jedem Fall empfehlenswert.

Habermas und geben diesen Titel einfach in die Suchmaske ein, dann liefert Ihnen die Suchmaschine alle Webseiten und Dokumente, die die einzelnen Wörter in irgendeiner Weise und Reihenfolge und in einem beliebigen Abstand beinhalten. Damit erzielen Sie eine Menge Treffer, die eigentlich ‚Fehlschüsse‘ sind. Um dies zu vermeiden, könnten Sie zwischen die Wörter des Buchtitels jeweils ein ADJ setzen. Eleganter lösen Sie dies mit der Phrasierung: /„Strukturwandel der Öffentlichkeit“/. Die Suchmaschine behandelt die Phrase dann wie *einen* Suchbegriff.

- Klammern (): Mit der Verwendung von Klammern, können Sie die Suchmaschine anweisen, bestimmte Kombinationen von Suchbegriffen prioritär zu behandeln. Angenommen, Sie interessieren sich für Medienwirkungen auf Kinder, nicht aber Fernsehwirkungen, dann könnten Sie schreiben: /Medienwirkungen UND Kinder NOT Fernsehen/. Nicht alle Suchmaschinen arbeiten jedoch die Begriffe der Suchanfrage der Reihe nach von links nach rechts ab (vgl. Lotse 2014). Mittels der Klammern können Sie das Abarbeiten in einer bestimmten Reihenfolge erzwingen. Die Kombination: /(Medienwirkung UND Kinder) NOT Fernsehen/ bewirkt, dass zunächst alle Webseiten und Dokumente, die die Begriffe /Medienwirkung/ und /Kinder/ zusammen enthalten gesucht werden und in einem zweiten Schritt alle aussortiert werden, in denen der Begriff /Fernsehen/ vorkommt.

Gerade in der ersten Recherchephase kann es sinnvoll oder nötig sein, Suchbegriffe bewusst unspezifisch zu lassen. Zeichen, die das erlauben, nennen Müller, Plieninger und Rapp (2013: 15) „Joker oder Wildcard“. Sie ermöglichen die Suche nach verschiedenen Formen eines Suchbegriffs, ohne dass man selbst die verschiedenen Alternativen ausprobieren muss.

- Maskierung: Sind Sie sich über die genaue Schreibweise eines Suchbegriffs unklar, (schreibt sich z.B. eine Autorin oder ein Autor nun /Maier/, /Meier/, /Meyer/ oder /Mayer/?), dann können Sie mit einem Fragezeichen einzelne Zeichen innerhalb eines Suchbegriffs offen lassen: /Ma?er / findet also sowohl /Maier/ als auch /Mayer/.

- Trunkierung: Manchmal zielt die Suche gar nicht auf einen bestimmten Begriff, sondern auf eine Wortgruppe oder verschiedene Variationen eines Wortes. Setzen Sie einen Stern (*) an das Ende eines Wortstamms, dann ergibt die Suche alle Variationen des Wortstamms mit verschiedenen Endungen: Schreiben Sie /Kommunikat*/, erhalten Sie als Treffer z. B. Kommunikation, Kommunikationswissenschaft, kommunikationswissenschaftlich, Kommunikator usw. Beginnen Sie den Suchbegriff mit einem Stern, erhalten Sie Treffer, die den Wortanfang variieren. Schreiben Sie /*TV/, enthält Ihre Trefferliste also Pay-TV, Free-TV, HDTV usw. Trunkieren löst auch das Problem der grammatikalischen Endungen: Plural-, Genus- oder Kasusformen können Sie durch den Stern ersetzen. /Journalist*/ steht für Journalist, Journalisten, Journalistin, JournalistInnen usw.
- Einige Suchmaschinen, Kataloge und Datenbanken trunkieren automatisch, sodass Sie bei Eingabe von /Mayr, H/ automatisch Hans Mayr, Helga Mayr, Helmut Mayr usw. erhalten. *Google* arbeitet mit dem sog. ‚Stemming‘: „Hier wird das Suchwort auf den Wortstamm zurückgeführt, und in der Ergebnisdarstellung werden Einträge mit allen möglichen Wörtern mit diesem Wortstamm aufgeführt“ (Müller; Plieninger; Rapp 2013: 15).

Die meisten Suchmaschinen erlauben es, weitere Spezifikationen nach Ort und Art der Treffer vorzunehmen. Sie können beispielsweise entscheiden, ob Sie nur Ergebnisse von bestimmten Websites erhalten wollen oder ob Ihnen nur Dokumente im PDF-Format angezeigt werden sollen. An dieser Stelle kann nur eine Auswahl beschrieben werden. Welche Präzisierungen Sie bei welcher Suchmaschine genau vornehmen können, finden Sie über die jeweiligen Hilfe-Funktionen und Suchoptionen heraus.

- /site/: Bei *Google* können Sie sich damit nur Ergebnisse auf einer bestimmten Website oder Domain ausgeben lassen. Mit /ukraine site:sueddeutsche.de/ recherchieren Sie alle Artikel, die auf der Website der *Süddeutschen Zeitung* zum Thema Ukraine

erschienen sind. Schreiben Sie `/ukraine site:de./`⁹ erhalten Sie nur Websites mit dem Domainkürzel `.de`.

- Bei *bing* erzielen Sie mit `/loc:/` bzw. `/location:/` einen ähnlichen Effekt. Geben Sie nach dem Doppelpunkt einen Ländercode ein, enthält Ihre Ergebnisliste nur Websites aus dem gewählten Land. Die Liste der Länder, Regionen oder Sprachen und ihren jeweiligen Codes finden Sie in der Hilfe-Funktion.
- `/related:/:` Wenn Sie eine interessante Website gefunden haben und sich für weitere ähnliche Angebote interessieren, können Sie dies bei *Google* mit diesem Begriff ausdrücken. Recherchieren Sie z. B. zum Thema Online-Petitionen in Deutschland und Sie haben *openpetition.de* gefunden, finden Sie mit `/related:openpetition.de/` zielgenau weitere Websites, etwa die von *petitionen.bundestag.de*, *campact.de*, *mehr-demokratie.de* usw. Sie erhalten eine kurze, relevante Ergebnisliste und nicht 236.000 Treffer für `/online-petitionen deutschland/`.
- `/filetype:[pdf, doc, ppt etc.]/:` Mit dieser Spezifikation weisen Sie die Suchmaschinen an, Ihnen nur Links in einem bestimmten Dateiformat anzuzeigen.
- `/intitle:/`, `/inbody:/:` Wollen Sie nur in bestimmten Bereichen von Webseiten nach dem Begriff `/Reportage/` suchen, dann erreichen Sie das, indem Sie den Suchbegriff mit den jeweiligen Ausdrücken verknüpfen: Mit `/intitle:reportage/` wird nur im Titel, mit `/inbody:reportage/` nur im Textkorpus gesucht.

Alle Suchmaschinen bieten neben der einfachen Suche auch eine erweiterte Suchmaske an. Nutzen Sie diese Möglichkeiten, um Ihre Recherche zu verfeinern. Meistens ergibt die simple Eingabe in den Suchschlitz viel zu viele Treffer, die Sie niemals alle prüfen können. Die Frage der Relevanz eines Treffers, also welcher Link in Ihrer Ergebnisliste weit oben erscheint, beantwortet jede Maschine nach ihrer eigenen Funktionslogik. Je genauer Sie Ihre Suche spezifizieren, desto eher wird es Ihnen gelingen, Ihre *eigenen* Prioritäten bei der Suche umzusetzen. Je besser Sie die Optionen kennen, die Ihnen angeboten werden, desto mehr ‚echte‘, für Sie relevante Treffer werden Sie erreichen. Es gibt eine

⁹ Bei allen Ausdrücken für Suchspezifikationen, die nach der Logik: `/Anweisung:Begriff/` funktionieren, dürfen Sie *nach dem Doppelpunkt kein Leerzeichen* setzen.

Menge Einstellungen – nur ein kleiner ausgewählter Teil konnte hier vorgestellt werden. Es empfiehlt sich daher, mit verschiedenen Suchmaschinen herumzuprobieren. Seien Sie neugierig!

7.4.2 Grenzen von allgemeinen Suchmaschinen

Die Suche mittels *Google & Co.* ergibt zwar einerseits fast immer mehr Treffer, als man tatsächlich prüfen kann und will¹⁰, ist aber andererseits fast immer unvollständig. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen (vgl. Universitätsbibliothek Bielefeld 2014):

(1) Jede Suchmaschine kann nur diejenigen Seiten finden, die sie indexiert hat. Sie ist ein „Computersystem, das verteilte Inhalte aus dem World Wide Web mittels Crawling erfasst“ (Lewandowski 2015: 61) und durchsucht das Netz, indem sie von bekannten Dokumenten ausgeht, den darin enthaltenen Links folgt, ihre Funde klassifiziert und indexiert (vgl. ebd.: 31ff.). Da jeder Anbieter andere Verfahren entwickelt, die zum Teil unterschiedliche Ergebnisse zutage fördern, empfiehlt es sich, eine Suche mit verschiedenen Suchmaschinen durchzuführen.

(2) Suchmaschinen sind bei ihrer Suche auf das sog. ‚visible web‘ beschränkt, also auf frei zugängliche Internetseiten. Diese stellen nur einen Bruchteil des Gesamtbestandes von Websites und Dateien dar, die das Internet umfasst. Der weitaus größte Teil gehört zum sog. ‚invisible web‘: Zugangsbarrieren wie ein Passwortschutz oder Bezahlschranken verhindern, dass eine Suchmaschine solche Inhalte indexieren kann.

(3) Es liegt es oft an den Internetseiten selbst, dass sie nicht (vollständig) indexiert werden. Gründe für eine fehlende oder unvollständige Indexierung können sein: Es führt kein Link zu ihnen; von Seiten der Erstellerin oder des Erstellers wird eine Indexierung unterbunden; die Seite ist zu aktuell; sie hat keinen Text, sondern bietet nur unbeschriebenes visuelles (Grafiken oder Bilder), audiovisuelles (Filme) oder akustisches (Musik) Material an oder eine Website verfügt über eine so tiefe

¹⁰ Nur wenige Nutzerinnen und Nutzer sehen sich mehr als drei Seiten einer Trefferliste an. Und selbst wenn sie vorhätten, Hunderttausende Ergebnisse zur Kenntnis zu nehmen, es würde gar nicht funktionieren, denn die meisten Suchmaschinen „zeigen maximal die ersten 1.000 Treffer an“ und Seiten, die durchaus relevant sein könnten, „gehen in der Trefferflut unter“ (vgl. Universitätsbibliothek Bielefeld 2014).

hierarchische Struktur, dass die Suchmaschine nicht bis in die tiefsten Ebenen vordringt.

7.4.3 Meta- oder Spezial-Suchmaschinen nutzen

Im vorigen Abschnitt wurde empfohlen, Anfragen auf mehreren Suchmaschinen laufen zu lassen, um die Beschränkung zu umgehen, dass jede Suchmaschine nach einer anderen internen Logik arbeitet und keine von ihnen alle Webinhalte indexieren kann. Eine elegante Umsetzung dieser Empfehlung ist der Einsatz von Meta-Suchmaschinen wie z. B. *MetaGer*, *search.io* oder *unbubble.eu* (ein Verzeichnis finden Sie unter www.metasuchmaschine.org). Diese schicken Ihre Suche simultan an mehrere Suchmaschinen, sammeln die Ergebnisse und bereiten sie – mal mehr, mal weniger – übersichtlich auf. Auch hier ist es empfehlenswert, verschiedene Anbieter auszuprobieren, um deren Sammlung und Aufbereitung kennenzulernen.¹¹

Spezialsuchmaschinen bearbeiten nur eine bestimmte, thematisch oder formal umgrenzte Auswahl von Internetseiten und helfen, die Anzahl irrelevanter Treffer zu minimieren. Sie ermöglichen eine zielgenaue Recherche und „können das Ranking speziell auf die von ihnen erschlossenen Dokumente anpassen“. Zudem kann die Ergebnisdarstellung „auf den individuellen Zweck der Spezialsuchmaschine sowie auf das Niveau der Zielgruppe angepasst werden“ (Lewandowski 2009: 56). Mit Hilfe von *GoogleNews* oder *Paperball*, können beispielsweise die Webseiten aktueller Medien durchforstet werden. Auf die Recherche nach oder in Blogs sind z. B. www.blogsearch.google.de oder www.icerocket.com spezialisiert.

7.5 Wissenschaftliche Suchmaschinen

Auch Suchmaschinen wollen gefunden werden. Deren Suche unterstützen Angebote wie www.suchmaschinen-datenbank.de. Dort finden sich auch für wissenschaftliche Recherchebedürfnisse zugeschnittene Spezialsuchmaschinen. Einige davon werden von Universitäten und ihren

¹¹ Nicht jeder ist vom Nutzen der Meta-Suchmaschinen gleichermaßen überzeugt, für Lewandowski ist die Metasuche eine „veraltete Idee“. Seiner Meinung nach haben heutige Suchmaschinen bei weitem nicht mehr die Abdeckungsprobleme wie in den 1990er Jahren, als „die Idee der Metasuchmaschinen entstand“ (Lewandowski 2015: 22).

Einrichtungen entwickelt und betrieben. Aufgrund von Kooperationsvereinbarungen zwischen wissenschaftlichen Institutionen ist es bei manchen dieser Suchmaschinen möglich, direkt in den Dokumentenservern der beteiligten Institutionen zu recherchieren und somit auch einen Teil des sog. ‚invisible web‘ zu erfassen. Eine kleine Auswahl wird im Folgenden kurz vorgestellt:

- *BASE* (Bielefeld Academic Search Engine) (www.base-search.net): Die Suchmaschine ist spezialisiert auf frei als Open Access zugängliche wissenschaftliche Dokumente. Sie wird von der Universitätsbibliothek Bielefeld betrieben. Im März 2015 waren 70.932.006 Dokumente aus 3.416 Quellen in BASE recherchierbar. Mehr zu Open Access erfahren Sie im Abschnitt 7.8.
- *Google Scholar* (<http://scholar.google.de>): Von *Google* wird auch eine speziell für wissenschaftliche Inhalte konzipierte Variante angeboten. Die Suchmaschine wertet folgende Quellen und Bereiche aus: „von Kommilitonen bewertete Seminararbeiten, Magister-, Diplom- sowie Doktorarbeiten, Bücher, Zusammenfassungen und Artikel, die aus Quellen wie akademischen Verlagen, Berufsverbänden, Magazinen für Vorabdrucke, Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen stammen“ (Google Scholar 2014). Teilt man *Google* seine Heimatbibliothek mit, wird auch angezeigt, ob die betreffende Literatur im eigenen Bibliotheksbestand verfügbar ist.
- *MetaGer* (www.metager.de) ist eine ‚klassische‘ Metasuchmaschine. Sie wird vom *Institut für Suchmaschinen-Technologie des SUMA-EV – Verein für freien Wissenszugang (e.V.)* in Kooperation mit der Leibniz Universität Hannover betrieben und weiterentwickelt. Bei der Suche bezieht sie mehrere wissenschaftliche Suchmaschinen ein und bevorzugt bei der Ergebnisanzeige (auch ohne Spezialeinstellungen) wissenschaftliche Fundstellen. Datenschutz und Privatsphäre sind für die Betreiber „absolut schützenswert“ (Metager 2015). Daher werden weder IP-Adressen noch Nutzerdaten gespeichert, keine Cookies gesetzt, die Daten verschlüsselt übertragen und einiges mehr (vgl. ebd.).
- *OAIster* (<http://oaister.worldcat.org>) durchsucht Dokumentenserver nach Open Access-Inhalten und beruht auf dem Prinzip

des *Open Archives Initiative Protocol for Metadata Harvesting* (OAI-PMH). Neben digitalen Text-Dokumenten können auch Audio- und Video-Dateien, Fotografien und Datensätze gesucht werden. *WorldCat.org* (siehe unten) bietet eigens eine Funktion an, auf der ausschließlich die OAIster-Suche durchgeführt wird.

- *WorldCat* (www.worldcat.org) ist ein globales Netzwerk der Bibliotheken und ein Produkt des *Online Computer Library Center* (OCLC). In diesem Netzwerk sind die Kataloge und Dokumentenserver der Mitgliedsbibliotheken aus 113 Ländern (von der Stadtbücherei bis zur Staatsbibliothek) verbunden (vgl. OCLC 2015). Für die Suche nach fremdsprachigen Quellen ist *WorldCat* daher ein nützliches Instrument. Mittels dieser Suchmaschine kann man die internationalen Bibliotheksbestände nach Büchern, Musik oder Filmen durchsuchen. Zum Teil können die digitalen Bestände heruntergeladen werden oder es werden die entsprechenden Links zu den Volltexten angezeigt.

Wie so vieles im Internet, sind auch (wissenschaftliche) Suchmaschinen nicht von Dauer. 2014 verschwanden gleich drei häufig empfohlene Suchmaschinen aus dem Netz: Der wissenschaftliche Fachverlag *Elsevier* stellte *Scirus* ein und ersetzte sie durch die kostenpflichtige Suchmaschine *ScienceDirect*. Ebenfalls eingestellt wurden die von der University of California betreute *Infomine* sowie *ScientificCommons*, eine Suchmaschine, die am Institut für Medien und Kommunikationsmanagement der Universität St. Gallen entwickelt wurde.

7.6 Suchbegriffe optimieren

Gleich, ob Sie mit Hilfe allgemeiner oder spezialisierter Suchmaschinen recherchieren, zentral sind die von Ihnen gewählten Suchbegriffe. Sie müssen allgemein genug sein, um Treffer zu produzieren und spezifisch genug, um eine bearbeitbare und überschaubare Anzahl von relevanten Ergebnissen zu liefern.

Deshalb besteht die Kunst wissenschaftlicher Arbeit mit dem Internet zu einem großen Teil darin, geeignete Suchstrategien zu entwickeln, um die dezentral verteilten Informationen aufzufinden und im Hinblick auf ihren informationellen Gehalt [...] zu beurteilen. (Kos 2001: 351)

Unter informationellem Gehalt versteht Kos u. a. „Relevanz der Auswahl der Gesamtmenge, inhaltliche Relevanz, Aktualität“ (ebd.).

Die wichtigste Strategie, geeignete Suchbegriffe zu finden, ist das Lesen. Unterbrechen Sie daher die Recherche in regelmäßigen Abständen, um die bis dahin gesammelten Texte und Dokumente zu sichten, um ungeeignetes Material und unergiebiges Suchbegriffe auszusortieren. Das Lesen verläuft als Arbeitsprozess parallel zur Recherche; es macht uns mit Synonymen und verwandten Begriffen vertraut, wir lernen weitere Dimensionen unseres Forschungsgegenstands kennen und gewinnen einen Überblick über die mit ihm verbundenen Aspekte. Neben der informierten Nutzung der Suchmaschinenoptionen oder der intelligenten Verknüpfung von Schlagwörtern verfeinern wir unsere Suche vor allem, indem wir ihre Ergebnisse auch zur Kenntnis nehmen und prüfen. Das hat einen weiteren angenehmen Effekt: Das Sammeln geht mit dem Strukturieren und Ordnen von Material und Literatur einher. Wenn man dann mit dem Auswerten der Informationen und dem Abfassen von Hausarbeiten oder Referaten beginnt, ist wirklich nur noch Relevantes übrig geblieben und der Stapel auf dem Schreibtisch bzw. der Dateiordner erscheint nicht mehr unbewältigbar groß.

7.7 Zum Umgang mit Internetquellen

Es gibt eine Reihe von Problemen und Grenzen der Informationsgewinnung im Internet, die man sich bewusst machen sollte, bevor man mit der Recherche beginnt. Kos (2001: 350f.) nennt u. a.:

- Veränderlichkeit/Instabilität der Inhalte: Neue Informationen kommen hinzu, alte werden gelöscht, Seiten werden überarbeitet oder verlegt. Das Versprechen (oder je nach Sichtweise: die Drohung): ‚Das Netz vergisst nichts‘, wird oft nicht eingelöst.¹² Selbst

¹² Groebner bezeichnet das Internet als „Medium des Verschwindens“ (Groebner 2012: 27). Davon sind auch wissenschaftliche Seiten betroffen: „In drei untersuchten prominenten naturwissenschaftlichen Zeitschriften aus dem Netz waren 27 Monate nach ihrem Erscheinen 13 Prozent der dort zur Verfügung gestellten weiterführenden Links bereits wieder ungültig. Bei den historischen Fachzeitschriften *Journal of American History* und im *American Historical Journal* waren nach sieben Jahren jeder fünfte Link nicht mehr unter der ursprünglichen Adresse abrufbar. Dabei geht es hier um offizielle Webseiten von traditionellen Wissensproduzenten, von Universitäten und renommierten

wenn Dokumente oder Dateien noch existieren, kommt es nicht selten vor, dass der gespeicherte Link nicht mehr dorthin, sondern ins Leere führt und auf dem Bildschirm ‚error 404: page not found‘ erscheint. Gerade bei aktuellen Forschungsthemen sollte daher die Sicherung und Archivierung der Rechercheergebnisse von Anfang an erwogen und geplant werden.

- Ungeprüfte Inhalte: Das demokratische Potential des Internet – jeder und jede kann veröffentlichen – macht das Prüfen der Urhebererschaft zu einer wichtigen Routine jeder Internetrecherche.
- Rechtliche Unsicherheiten: Mögliche Urheberrechtsverletzungen und Plagiate müssen in Betracht gezogen werden.
- Unvollständige Dokumentation: Ältere Dokumente sind häufig noch nicht digitalisiert, und daher schlechter auffindbar. Recherche allein über das Internet ist gerade bei historischen Themen nicht zuverlässig und umfassend. Wobei ‚historisch‘ schon ab den 1990er Jahren beginnt. Um das zu illustrieren, reicht schon ein Blick in die Auflistung der online verfügbaren Artikel der Zeitungsarchive (siehe Tabelle 1).
- Ungleiche Wissensverteilung: Nicht zu allen Wissensgebieten finden sich gleich viele, gleich gute Informationen.
- Keine einheitliche Systematik/Struktur/Ordnung: Im Unterschied zum Bibliotheks- und Dokumentationswesen existiert kein übergreifender Erfassungsstandard. Das Internet gleicht zwar einem riesigen Speicher, aber alle legen ihre Sachen nur ab, niemand hält hier Ordnung.

7.7.1 Internetquellen – eine Arbeitsdefinition

Genau genommen sind Internetquellen alles, was über eine Internet-Datenverbindung erreichbar ist. Von Bibliothekskatalogen über elektronische Zeitschriften und Websites der traditionellen Medien bis zu Blogs oder Einträgen auf Social Media-Seiten.¹³

Zeitschriften und Verlagen. In anderen Bereichen ist die Fluktuation noch sehr viel höher“ (ebd.: 27f.).

¹³ Diese weite Definition würde auch private Quellen einschließen, wie das ‚Postfach‘ beim Mail-Provider oder das Konto beim Online-Banking. Hier sind aber nur öffentlich zugänglich Quellen gemeint – auch wenn sie hinter einer Zugangsschranke liegen. Eine

Wenn Sie Aufsatzdatenbanken über Bibliotheksserver ansteuern, mittels elektronischer Zeitschriftenverbünde recherchieren oder in Open Source Repositorien suchen, dann sind das natürlich ebenfalls Internetquellen. Downloads von Aufsätzen oder E-Books fallen jedoch ebenso wenig darunter wie e-Paper oder Mediathek-Beiträge. Diese Materialien haben noch einen anderen, einen Offline-Veröffentlichungsort, der beim Bibliografieren und Zitieren vorrangig verwendet wird, und ob auf die Quelle offline oder online zugegriffen wurde, spielt zunächst keine Rolle. Auf diese Suchergebnisse beziehen sich die nachfolgenden Ausführungen nicht; hier soll der Begriff ‚Internetquelle‘ verwendet werden für (1) Webseiten und (2) Dokumente, die ausschließlich online verfügbar sind. Internetquellen sollen hier also v.a. Websites und Dokumente heißen, die bei der unspezifischen Suche mit Hilfe einer (nicht-wissenschaftlichen) Suchmaschine gewonnen werden. Typische Beispiele für solche Websites sind Blogs von Privatpersonen, Social Media-Auftritte, Chats und Foren, Internetauftritte von kommerziellen Unternehmen oder Interessengruppen. Dokumente, die unter diese Art von Internetquellen fallen, sind z.B. Unternehmensberichte, Seminararbeiten oder wissenschaftliche Auftragsstudien.

Je nachdem, aus welcher Quelle unsere Informationen stammen, müssen wir verschieden damit umgehen. Während Aufsätze in wissenschaftlichen Fachzeitschriften oder Sammelbänden vor der Publikation einem Prüfverfahren unterzogen werden, in dem die Originalität der Fragestellung, die Angemessenheit der Methode und die Qualität des wissenschaftlichen Arbeitens und Argumentierens geprüft werden, müssen Sie solche – und einige weitere – Kriterien selbst kontrollieren, wenn Sie es mit einer Internetquelle im oben definierten Sinn zu tun haben.

7.7.2 Prüfkriterien für Internetquellen

Neben der Klärung der Wissenschaftlichkeit der Quelle müssen auch alle bibliografische Angaben geprüft werden: Wer ist der Verfasser oder die Verfasserin? Wo ist der Inhalt erschienen? In welchem Umfeld? Wann? In der wievielten Überarbeitung? Etc. Damit übernehmen Sie als

Zeitschriftendatenbank oder ein e-Paper sind auch dann öffentlich, wenn ein Passwort erforderlich ist oder wenn dafür bezahlt werden muss.

Suchende genau die Aufgabe, „die normalerweise von Redaktionen, Bibliotheken, Verlagen, Lektoraten oder Herausgebern übernommen wird“ (Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen 2009: 2). Welche Qualitätskriterien im Einzelnen über die Zitierfähigkeit bzw. die wissenschaftliche Verwendbarkeit von Internetquellen entscheiden, zeigt die Zusammenstellung der *Virtuellen Fachbibliothek medien bühne film* (vgl. ViFa medien bühne film 2015):

- Der erste Schritt ist die Prüfung der inhaltlichen Relevanz. Ist für eine (virtuelle) Fachbibliothek die erste zentrale Frage die nach der Zugehörigkeit der Quelle zum Sammelschwerpunkt, müssen Sie sich die Frage stellen: Enthält die Quelle relevante Informationen für meinen Forschungsgegenstand? Um hier zu einem fundierten Urteil zu gelangen, müssen weitere Fragen beantwortet werden:
- Ist die Autorin bzw. der Autor eindeutig zu ermitteln? Über welche wissenschaftliche Reputation verfügt sie bzw. er? Recherchieren Sie, mit wem Sie es zu tun haben. Gehört die Verfasserin bzw. der Verfasser einer wissenschaftlichen Institution an? Gibt es einen Lebenslauf, eine Liste der weiteren Veröffentlichungen? Schauen Sie sich Seiten wie ‚Über mich/uns‘, ‚About‘, ‚Impressum‘ oder ‚Kontakt‘ an.
- Ein Hinweis auf die Qualität einer Seite kann die Web-Adresse sein. Handelt es sich um die offizielle Publikation einer Organisation? Lässt der Server-Name auf den Namen einer Firma, Behörde oder einer öffentlichen Institution schließen (z. B.: ‚.com‘, ‚.org‘, ‚.gov‘ oder ‚.edu‘)?
- Weitere Instrumente der Identitätsprüfung finden Sie in verschiedenen Who-is-Datenbanken wie *Deutsches Network Information Center (DENIC)* www.denic.de, *Internet Assigned Numbers Authority (IANA)* www.iana.org oder www.whois.com.
- Wie sind die Inhalte aufbereitet? Ist die Sprache sachlich, neutral? Versucht die Darstellung eher objektiv und abwägend zu sein oder hat sie eher werbenden, polemischen oder ideologischen Charakter? Ist die Seite sprachlich korrekt? Gibt es interne logische Widersprüche?

- Welche Zielgruppe wird anvisiert? Richtet sich eine Website an ein eher wissenschaftliches Publikum oder dient sie der Kundenansprache eines Unternehmens? Wie werden die Nutzerinnen und Nutzer angesprochen?
- Werden zitierte Quellen korrekt belegt? Gibt es Hinweise auf Literatur, auf die sich die Aussagen stützen? Führen diese Belege auch tatsächlich zu den entsprechenden Literaturstellen?

Weitere wichtige Prüfkriterien für die Verwendbarkeit einer Internetquelle liefern Fragen nach der inhaltlichen und formalen Vernetzung der betreffenden Quelle (vgl. Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen 2009: 5f.):

- Wie ist die Seite verlinkt? Wer setzt Links auf die betreffende Seite? Wie werden die Informationen dort kommentiert? Wenn Sie untersuchen wollen, wer die für Sie interessante Seite verlinkt, also die sog. Backlinks prüfen möchten, dann geben Sie in die Suchzeile Ihres Browsers ein: /link:(URL der betreffende Seite)/.
- In welchem Kontext steht die Information? Was ist außer der gefundenen Seite noch auf der Website zu finden? Welche weiteren Seiten und (Unter-)Verzeichnisse gibt es?
- Sind die Informationen plausibel, lassen sie sich bestätigen? Stimmen sie mit anderen unabhängigen Quellen (z. B. Lehrbüchern, Lexika) überein?
- Finden sich die Informationen auch an anderer Stelle? Handelt es sich eventuell um ein Plagiat? Für die Suche nach Plagiaten reicht es manchmal schon aus, Teile des fraglichen Textes in die Suchleiste Ihres Browsers einzugeben. Es gibt aber auch Spezialsuchmaschinen wie z. B. www.copyscape.com.

Im Falle von Webseiten können zur Einschätzung der Qualität zudem formale Kriterien hilfreich sein:

- Ist die Navigationsstruktur übersichtlich? Gibt es eine Sitemap?
- Fördert die formale Gestaltung die Zugänglichkeit von Informationen? Behindern z. B. Werbebanner die Navigation? Wie viel Werbung wird generell angezeigt?
- Gibt es Informations- und Hilfsfunktionen wie z. B. Tutorials?
- Gibt es Informationen über Inhalt, Zielsetzung und Funktionen des Webangebotes?

- Ist die Urheberschaft transparent? Gibt es ein Impressum? Wird die verantwortliche Person genannt und ist sie kontaktierbar?
- Wird die Website ‚gepflegt‘? Ist eine kontinuierliche Betreuung erkennbar? Funktionieren die Links? Wann wurde die letzte Aktualisierung vorgenommen?
- Müssen PlugIns heruntergeladen werden? Müssen spezifische Voraussetzungen hinsichtlich Software erfüllt werden?
- Bei statischen Webseiten¹⁴ können Sie das Datum der letzten Bearbeitung ermitteln, indem Sie in die Adresszeile des Browsers `/javascript:alert (document.lastModified)/` eingeben und ‚Enter‘ drücken (vgl. Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen 2009: 3). Alternativ dazu informiert die wayback machine www.archive.org darüber, seit wann eine Seite schon existiert, wie oft und wann sie geändert wurde (vgl. Ude 2008).
- Bei heruntergeladenen Dokumenten können Sie die Aktualität prüfen, indem Sie es mit der rechten Maustaste anklicken. Unter der Funktion ‚Dokumenteneigenschaften‘ können sie das Datum der Überführung in das PDF-Format ermitteln, es kann jedoch sein, dass „die inhaltliche Fertigstellung, [...] zeitlich viel weiter zurück“ liegt (Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen 2009: 2).
- Bei manchen Suchmaschinen können Sie mit `/info:(URL der betreffenden Seite)/` Informationen zu einer ganze Reihe formaler Prüfkriterien erhalten. *Google* etwa gibt Ihnen mit diesem Befehl die verschiedenen Cache-Versionen an, sucht Webseiten, die der betreffenden ähnlich sind, die sie verlinken oder sie als Begriff enthalten.

7.7.3 Zum Umgang mit *Wikipedia*

Zum wissenschaftlichen Arbeiten gehört, dass man unbekannte Begriffe nachschlägt. Fremdwörterbücher, etymologische Wörterbücher, verschiedene Lexika und Enzyklopädien sind daher unverzichtbare wissenschaftliche Hilfsmittel. Im Unterschied zu Fachlexika und Handbüchern (siehe Kapitel 5) gelten allgemeine Lexika und Nachschlagwerke

¹⁴ Webseiten sind statisch, wenn die angezeigten Inhalte fest mit der URL verbunden sind und *nicht* aus einer Datenbank generiert werden und daher – je nach Datenabfrage der Nutzerinnen und Nutzer – variieren.

wie *Brockhaus*, *Encyclopedia Britannica* oder *Duden* als Tertiärliteratur und damit als nicht zitierfähig (vgl. Balzert et al. 2008: 94), da die Informationen als ‚Allgemeingut‘ angesehen werden. Ganz einig sind sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dabei aber nicht, denn andererseits werden lange Enzyklopädie-Einträge durchaus als zitierfähig betrachtet – wobei dann meist empfohlen wird, die im Quellenverzeichnis aufgeführten Primärquellen aufzusuchen und zu prüfen (vgl. Böhner 2008). Auch *Wikipedia* ist ein solches Nachschlagwerk, eine Online-Enzyklopädie. Ihre zwei zentralen Grundsätze sind (1) „die Forderung nach einem neutralen Standpunkt“ und (2) „die notwendige enzyklopädische Relevanz“ (Haber 2011: 77). Hinsichtlich ihrer Entstehungsweise und Informationsqualität weisen *Wikipedia*-Einträge spezifische Merkmale auf, durch welche sie sich von denen anderer Enzyklopädien unterscheiden:

(1) Ein Unterschied zu ‚klassischen‘ Enzyklopädiën liegt im zum Teil erheblich größeren Umfang einzelner Einträge. Aber anders „als etwa beim Brockhaus korreliert die Relevanz eines Themas nicht mit der Länge des Eintrages“ (Haber 2011: 79).

(2) Prinzipiell kann jedermann einen Eintrag erstellen oder verändern. Damit wird, so die Leitidee der ‚freien Enzyklopädie‘, die vielfältige Experten- und Kennerschaft der Nutzerinnen und Nutzer gebündelt – über die Zeit entsteht so durch kumulative und selbstregulierende Prozesse ein Dokument der „Weisheit der Vielen“ (Surowiecki 2004).

(3) Häufig wird kritisiert, dass aufgrund des freien Zugangs *Wikipedia* nicht gegen PR und Werbung gefeit ist und dass die Qualität der Einträge stark schwankt, da die fachlichen Qualifikation oder Expertise der Beitragenden nicht geprüft wird. Zur Verteidigung als wissenschaftlicher Quelle wird das Argument angeführt, dass beide Unzulänglichkeiten meist sehr schnell aufgedeckt und korrigiert werden: „Peer-Reviewing in Höchstgeschwindigkeit“ (Becher; Becher 2001: 117).¹⁵

(4) Die Verfassenden können selbst entscheiden, ob sie anonym schreiben oder ihre Identität preisgeben wollen. Für Haber (2011: 77)

¹⁵ Als Peer Review bezeichnet man das in wissenschaftlichen Fachpublikationen übliche Verfahren der Auswahl, inhaltlichen Prüfung und Qualitätskontrolle von Texten durch Gleichgestellte (= Peers) (siehe auch Kapitel 5).

verbietet sich im Fall der anonymen Urheberschaft „die Verwendung von Wikipedia als Referenz in wissenschaftlichen Arbeiten“.

(5) Eine Besonderheit – und ein Vorteil – ist die Transparenz des Entstehungsprozesses jedes einzelnen Eintrags: Die Speicherung sämtlicher Textveränderungen bedeutet, dass „die verschiedenen Versionen sich jederzeit vergleichen lassen“ (Haber 2011: 77). Manchen Einträgen liegen lange Debatten der verschiedenen Bearbeiterinnen und Bearbeiter zugrunde. Während die einen dies als „echten Konsens“ und Wiedergabe aller „Meinungen in der Debatte“ loben (Becher; Becher 2011: 118), stellen andere die Frage, ob das Ergebnis der Debatte nicht vielmehr von der Durchsetzungsfähigkeit und Hartnäckigkeit einzelner Beteiligter abhängt (vgl. Lorenz 2011: 122). Man kann durchaus anzweifeln, ob Konsens die Richtigkeit einer Information gewährleistet. Und nicht zuletzt hängt die „Weisheit der Vielen“ davon ab, ob sich eine ausreichende Zahl von Personen an der Erstellung eines Beitrags beteiligen – oftmals ist dies von der Popularität des Themas abhängig.

Roy Rosenzweig vertritt eine pragmatische und gelassene Haltung gegenüber der Online-Enzyklopädie: „Teachers have little more to fear from students' starting with Wikipedia than from their starting with most other basic reference sources. They have a lot to fear if students stop there“ (Rosenzweig 2011: 71). *Wikipedia* ist also ein oft hilfreiches Nachschlagewerk und geeignet für die Einstiegsrecherche, um sich einen Überblick zu verschaffen. Sie ist jedoch nur eingeschränkt zitierfähig und sollte keinesfalls die alleinige Quelle für Hausarbeiten sein.

Ein Gegencheck der Informationen wird dringend empfohlen. Zum einen, weil *Wikipedia* „anfällig für Plagiarismus ist“ (Becher; Becher 2011: 117), zum anderen, weil die Belege meist aus weiteren Internetquellen bestehen, die oft genug über die angegebenen Links nicht mehr zu erreichen sind. Um die Wichtigkeit dieses Gegenchecks zu verdeutlichen, soll uns Karl Bühlers ‚Aha-Erlebnis‘ ein letztes Mal als Beispiel dienen: In Kapitel 3 wurde bereits berichtet, dass die in *Wikipedia* zitierte Definition an der angegebenen Stelle nicht auffindbar war.¹⁶ Wie sieht es mit den weiteren Quellen dieses Eintrags aus? Von den restlichen

¹⁶ Übrigens hat dies in der Zwischenzeit eine andere Person ebenfalls bemerkt und den falschen Beleg entfernt. Seit der Version vom 2.12.2014 ist weder das Zitat noch die bibliografische Angabe mehr im Eintrag enthalten

fünf Verweisen sind zwei Links nicht erreichbar, weil sie auf zugriffsgeschützten Servern liegen, der dritte Link führt zu dem Hinweis, dass das Dokument aus Gründen des Urheberrechtsschutzes entfernt wurde. Die vierte Quelle ist ein Aufsatz, in dem Bühler nicht einmal erwähnt wird und die fünfte bezieht sich wiederum nur auf die zuvor genannte. Fazit: Zum Recherchezeitpunkt über das ‚Aha-Erlebnis‘ lieferte der *Wikipedia*-Artikel eine falsche Quellenangabe des Originalautors, verweist auf zwei Aufsätze in psychologischen Fachzeitschriften, die sich gar nicht auf diesen beziehen und verlinkt drei Seiten, die nicht erreichbar sind.

Gehen Sie also quellenkritisch mit dem Online-Lexikon um, nehmen Sie sich die Zeit, in die Versionsgeschichte zu sehen und übernehmen Sie keine Angaben ungeprüft. Wenn Sie aus *Wikipedia* zitieren, müssen Sie die kontinuierliche Überarbeitung berücksichtigen und sicherstellen, dass Ihre Leserinnen und Leser auch die von Ihnen benutzte Version finden (vgl. Becher; Becher 2011: 117.). Böhner (2009) gibt Empfehlungen, wie Sie hierfür die sog. Permalinks benutzen.¹⁷

7.8 Open Access-Bewegung

Wikipedia ist Teil der Open Access-Bewegung: Informationen werden als kollektives Projekt gesammelt, aufbereitet und geteilt. Zur Open Access-Bewegung zählt auch die gemeinsame Entwicklung von Software (= Open Source) oder Inhalten (= Open Content). Open Access bedeutet

die allgemeine und freie Zugänglichmachung, die erlaubt, den Artikel zu lesen, für persönliche und wissenschaftliche Zwecke – unter der korrekten Angabe der Quelle – zu verwenden, nach Bedarf abzuspeichern sowie eine kleine Anzahl von Ausdrucken anzufertigen. (Bargheer; Bellem; Schmidt 2006: 6)

Dokumente werden im Internet kostenfrei dauerhaft zur Verfügung gestellt, damit alle Forschenden, „Lehrenden und Studierenden weltweit, unabhängig von ihrer finanziellen oder örtlichen Situation, auf relevante Informationen“ (ebd.: 7) zugreifen können. Dazu werden sog. ‚institutionelle Repositorien‘ eingerichtet: digitale Archive und Publikationsplattformen in einem. Darin werden „die wissenschaftlichen

¹⁷ Sie müssen die Empfehlungen dann nur noch dem von Ihnen verwendeten Bibliografie-Schema anpassen.

Ergebnisse von nicht gewinnorientierten, wissenschaftlichen oder öffentlich-rechtlichen Institutionen (Universität, Forschungsinstitut, Fachgesellschaft, Behörde)“ gesammelt und bereitgestellt (ebd.: 5).

Auch die Otto-Friedrich-Universität Bamberg bekennt sich zu den Prinzipien des Open Access: Es gehört zu ihrem Leitbild, „das an der Universität entstandene Wissen für die Gesellschaft und die Wissenschaftsgemeinschaft umfassend, nachhaltig und ohne Einschränkungen zugänglich zu machen“ (Universität Bamberg 2011). Der Universitätsverlag *University of Bamberg Press* und der Publikationsserver OPUS sind praktischer Ausdruck dieser Selbstverpflichtung. OPUS, das institutionelle Repositorium, verzeichnet möglichst vollständig alle Publikationen, die an der Universität entstehen – teilweise sind sogar die Volltextdokumente zugänglich. Diese werden in Verbundkatalogen geführt und sind daher allgemein auffindbar und zugänglich (vgl. Universitätsbibliothek Bamberg 2015b).

Ein Beispiel für ein Repositorium das nicht institutionell, sondern disziplinär betrieben wird, ist das *Social Science Open Access Repository (SSOAR)*. Es bündelt sozialwissenschaftlich relevante, qualitätsgeprüfte Literatur, die zum Teil von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern selbst eingestellt werden, zum Teil in Zusammenarbeit mit Institutionen oder Verlagen importiert werden (vgl. SSOAR 2013).

Auf der Website von Open Access (open-access.net) finden Sie einen guten Einstieg für die Recherche von Dokumentenservern, die der Open Access-Idee verpflichtet sind. Dort werden auch eine fachspezifische Suche und eine Sammlung von Open Access-Zeitschriften angeboten, u. a. die für die Kommunikationswissenschaft relevanten *Forum Qualitative Sozialforschung* (www.qualitative-research.net/) oder *kommunikation@gesellschaft* (www.kommunikation-gesellschaft.de).

Internetrecherche ist zusammenfassend ein unverzichtbarer Bestandteil wissenschaftlicher Arbeit. Die verfügbaren Services sind vielfältig und für verschiedenste Forschungsanliegen tauglich. In diesem Kapitel haben Sie viele Instrumente, Hilfsmittel und Strategien kennengelernt, die es Ihnen ermöglichen, von den mannigfaltigen Optionen den bestmöglichen Gebrauch zu machen. Mit bloßem ‚Googeln‘, das sollte deutlich geworden sein, schöpfen Sie die Chancen bei weitem nicht aus.

7.9 Literatur

- Balzert, Helmut et al. (2008): *Wissenschaftliches Arbeiten: Wissenschaft, Quellen, Artefakte, Organisation*. Herdecke, Witten: W3L.
- Bargheer, Margo; Bellem, Saskia; Schmidt, Birgit (2006): *Open Access und Institutional Repositories – Rechtliche Rahmenbedingungen*. In: Spindler, Gerald (Hrsg.): *Rechtliche Rahmenbedingungen von Online Access-Publikationen*. Göttinger Schriften zur Internetforschung. Göttingen: Universitätsverlag, S. 1–11.
- Becher, Johannes; Becher, Viktor (2011): *Gegen ein Anti-Wikipedia-Dogma an Hochschulen*. In: *Forschung & Lehre*. 18. Jg., H. 2, S. 116–118.
- Böhner, Dörte (2008): *Wie zitierfähig ist Wikipedia?* Online verfügbar unter: <http://bibliothekarisch.de/blog/2008/12/17/wie-zitierfaehig-ist-wikipedia/> <30.06.2015>.
- Böhner, Dörte (2009): *Wie zitiert man Wikipedia korrekt?* 17.9.2009. Online verfügbar unter: <http://bibliothekarisch.de/blog/2009/09/17/wie-zitiert-man-wikipedia-korrekt/> <30.06.2015>.
- DBIS (Datenbank-Informationssystem) (2015): *Informationen zum Datenbank-Infosystem (DBIS)*. Online verfügbar unter: http://rzblx10.uni-regensburg.de/dbinfo/index.php?bib_id=ub_ba&colors=31&ocolors=40&ref=about <30.06.2015>.
- Franke, Fabian (2014): *Schlüsselkompetenzen. Literatur recherchieren in Bibliotheken und Internet*. 2., aktual. Aufl. Stuttgart; Weimar.: Metzler.
- Google Scholar (2014): *Über Google Scholar*. Online verfügbar unter: <http://scholar.google.de/intl/de/scholar/about.html> <30.06.2015>.
- Groebner, Valentin (2012): *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung*. Konstanz: University Press.
- Haber, Peter (2011): *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*. München: Oldenbourg.
- Hartmann, Werner; Näf, Michael; Schäuble, Peter (2000): *Informationsbeschaffung im Internet: Grundlegende Konzepte verstehen und umsetzen*. 2. Aufl. Zürich: Orell Füssli.
- Kos, Olaf (2001): *Analyse und Bewertung von Internetangeboten*. In: Hug, Theo (Hrsg.): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* Bd. 1: *Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten*. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 339–352.

- Lammenett, Erwin (2014): Praxiswissen Online-Marketing. Affiliate- und E-Mail-Marketing, Suchmaschinenmarketing, Online-Werbung, Social Media, Online-PR. 4., vollst. u. erw. Aufl. Wiesbaden: Gabler.
- Lewandowski, Dirk (2009): Spezialsuchmaschinen. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch Internetsuchmaschinen. Bd. 1: Nutzerorientierung in Wissenschaft und Praxis. Heidelberg, AKA, S. 53-69.
- Lewandowski, Dirk (2015): Suchmaschinen verstehen. Berlin; Heidelberg: Vieweg.
- Lotse (2014): Verknüpfung von Suchbegriffen mittels Operatoren. Online verfügbar unter: https://lotse.sub.uni-hamburg.de/wirtschaftswissenschaften/literatur_recherchieren_und_beschaffen/strategien_zur_literatursuche/exkurs_operatoren-de.php <30.06.2015>.
- Lorenz, Maren (2011): Der Trend zum Wikipedia-Beleg. In: Forschung & Lehre. 18. Jg., H. 3, S. 120–122.
- Metager (2015): Datenschutz und Privatsphäre. Online verfügbar unter: www.metager.de/privacy/ <30.06.2015>.
- Müller, Ragnar; Plieninger, Jürgen; Rapp, Christian (2013): Recherche 2.0. Finden und Weiterverarbeiten in Studium und Beruf. Wiesbaden: VS.
- OCLC (2015): Unsere Geschichte. Online verfügbar unter: <http://www.oclc.org/de-DE/about/story.html> <30.06.2015>.
- Pariser, Eli (2011): The Filter Bubble. What the Internet Is Hiding From You. London et al.: Viking.
- Ries, Christian Benjamin (2012): BOINC. Hochleistungsrechnen mit Berkeley Open Infrastructure for Network Computing. Berlin: Vieweg.
- Rosenzweig, Roy (2011): Clio Wired. The Future of the Past in the Digital Age. New York: Columbia University Press.
- Sprint (2015): Suchoperatoren. Online verfügbar unter: <http://sprint.informationswissenschaft.ch/allgemeine-suche/suchstrategie/such-operatoren/#c2984> <16.03.2015>.
- SSOAR (2013): Über SSOAR. Online verfügbar unter: <http://www.ssoar.info/home/ueber-ssoar.html> <10.03.2012>.
- Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen (2009): Im Blickpunkt: Informationsqualität im Internet. Online verfügbar unter: <https://broschueren.nordrheinwestfalendirekt.de/broschuerenservice/staatskanzlei/im-blickpunkt-informationsqualitaet-im-internet-11-2009/1065> <30.06.2015>.

- Surowiecki, James (2004): *The Wisdom of Crowds: Why the Many are Smarter than the Few and How Collective Wisdom Shapes Business, Economies, Societies and Nations*. New York: Doubleday.
- Ude, Albrecht (2008): Lügen im Netz. In: *Die Zeit*. Nr. 6 vom 31.01.2008, S. 37.
- Universität Bamberg (2011): Offener Wissenszugang – Open Access-Erklärung. Beschluss der Universitätsleitung vom 26.09.2011. Online verfügbar unter: <http://www.uni-bamberg.de/open-access-erklaerung/> <30.06.2015>.
- Universitätsbibliothek Bamberg (2015a): Buchaufstellung. Online verfügbar unter: <http://www.uni-bamberg.de/index.php?id=6719> <30.06.2015>.
- Universitätsbibliothek Bamberg (2015b): Opus – Publikationsserver der Universität Bamberg. Online verfügbar unter: <http://opus4.kobv.de/opus4-bamberg/home> <30.06.2015>.
- Universitätsbibliothek Bielefeld (2014): Information.plus! Was Google nicht findet... Online verfügbar unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/biblio/search/help/invisibleweb.htm> <30.06.2015>.
- urban dictionary (2015): Information Superhighway. Online verfügbar unter: <http://www.urbandictionary.com/define.php?term=information+superhighway> <30.06.2015>.
- ViFa medien bühne film (2015): Internetquellen. Online verfügbar unter: www.medien-buehne-film.de/alle/internetquellen/hilfe.html <30.06.2015>.

8. Zitieren und Paraphrasieren

Kevin Witzenberger

8.1 Zitieren

"Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe" (Newton 1675/76 zit. nach Merton 1980 [1965]: 38; Herv. getilgt K. W.). Der Entdecker der Schwerkraft, Isaac Newton, gibt sich bescheiden. In einem Briefwechsel zwischen ihm und Robert Hooke beendet diese Aussage einen langen Streit zwischen beiden Gelehrten. Hooke machte Newton die Priorität bei der Entwicklung seiner Farbentheorie streitig. Ihm zufolge sei Newtons Abhandlung nur eine weitere Ausarbeitung seines eigenen Werkes *Micrographia*. Newton bestritt diesen Vorwurf und konnte mit einem alten Aphorismus über Riesen und Zwerge die Meinungsverschiedenheiten vorerst beilegen. Er würdigte die Arbeit seiner Vorgänger, indem er seine neue Erkenntnis relativierte und in die Tradition seiner Vordenker einreihete.

Wissen wird immer mit dem Wissen anderer weiterentwickelt. Genauso verhält es sich auch mit wissenschaftlichen Ausarbeitungen. Bei diesen ist es unerlässlich, die Bestandteile, auf denen die eigene Argumentation aufbaut, zu belegen. Dazu können Sie Zitate einsetzen. Das sind belegte Übernahmen von Aussagen, Gedankengängen und Argumentationen anderer Autorinnen und Autoren. Verzichten Sie auf Zitate, ist Ihre Ausarbeitung im Grunde nur eine Aneinanderreihung von leeren Behauptungen.

„Korrektes Zitieren [...] stellt eine nicht zu unterschätzende Anforderung an wissenschaftliches Arbeiten dar“ (Brauner; Vollmer 2007: 18). Die vorstehende Aussage ist ein Zitat. Durch Anführungszeichen erkennen Sie, dass die Aussage eine Fremdleistung ist. Der Beleg in Klammern enthält Informationen über den Namen der Verfasserin und das Erscheinungsjahr; diese wiederum verweisen Sie auf einen Text in der Bibliografie. Die Zahl verrät Ihnen, welcher Seite das Zitat im aufgeführten Text entnommen wurde. Ein korrekter Beleg schafft

Transparenz. Er ermöglicht Dritten Ihre Ausarbeitung und alle in ihr enthaltenen Materialien, Ergebnisse, Behauptungen und Interpretationen zu verstehen und zu überprüfen. Korrekt ausgezeichnete Zitate dienen der Nachvollziehbarkeit: „unvollständige Zitate, die Nicht-Kennlichmachung von Quellen usw. erschweren einen sachgemäßen Bezug“ (Kiel 2001: 215; siehe auch Kapitel 1.3.4). Richtige Belege dienen aber auch der eigenen Absicherung, denn alles, was Sie in einer Ausarbeitung von anderen übernehmen und nicht kennzeichnen, ist ein Plagiat. Damit Sie nicht zum ‚Dieb‘ geistigen Eigentums werden – sei es unabsichtlich oder absichtlich – werden im folgenden Kapitel alle Kriterien für korrekte Belegtechniken aufgeführt und erläutert.

8.2 Zitatformen

8.2.1 Das direkte Zitat

Ein Zitat ist eine wörtliche Übernahme von Ausdrücken, Satzteilen, Sätzen oder ganzen Textpassagen. Das direkte Zitat wird entweder aufgrund seiner Aussagekraft oder seiner Prägnanz gewählt. Ebenso ist ein Zitat denkbar, wenn eine Paraphrase mit Sinnverlust einhergehen würde (vgl. Karmasin; Ribing 2006: 115). Zwischen drei Varianten eines direkten Zitats kann unterschieden werden (vgl. Rost; Stary 2003: 180):

- Kürzestzitat: ein bis vier Wörter, oft für Fachtermini verwendet.
- Kurzzitat: fünf bis 40 Wörter.
- Langzitat: ab einem Umfang von mehr als 40 Wörtern.

Direkte Zitate werden durch Anführungszeichen („Zitat“) markiert und direkt aus dem Ursprungstext übernommen. Die Herkunft der Textstelle muss durch einen Beleg (siehe Abschnitt 8.3) kenntlich gemacht werden. Zitate müssen immer exakt übernommen werden. Dazu zählen: veraltete Rechtschreibung, Druck-, Rechtschreibe- und Grammatikfehler, sowie fett oder kursiv gedruckte Wörter. Hinter einem Rechtschreibe- oder Grammatikfehler müssen Sie ein ‚[sic!]‘ oder ein ‚[!]‘ setzen, um auf Fehler aufmerksam zu machen. Diese Kennzeichnung bedeutet, dass dies im Ursprungstext tatsächlich so steht. Veraltete Rechtschreibung sollten Sie nicht markieren. Sie unterstellen den Verfassenden mit ‚[sic!]‘ einen Fehler; es ist jedoch kein Fehler, wenn der Text aus einer Zeit stammt, in dem eine andere Rechtschreibung die Norm darstellte.

Nicht immer ist es leicht ein Zitat sprachlich in Ihre Ausarbeitung einzufügen. Es ist daher erlaubt, kleine Veränderungen am Zitat vorzunehmen. Diese müssen aber kenntlich gemacht werden:

(1) Auslassungen im Text werden als *Ellipse* bezeichnet. Wenn sie eine Stelle aus einem Text zitieren möchten, aber nicht den gesamten Inhalt einer Textstelle oder eines Satzes übernehmen möchten, können Sie einzelne Wörter, Satzteile oder ganze Sätze innerhalb eines Zitats streichen und dies mit ‚[...]‘ markieren. Beispielsweise:

„Die Entstehung der Medien ist [...] soziokulturell bedingt“ (Stöber 2008: 89).

(2) Sie können Erläuterungen und grammatikalische Änderungen in das ausgewählte Zitat einsetzen. Diese werden *Interpolation* genannt. Fügen Sie eine Ergänzung hinzu, müssen Sie diese markieren. Dies können Sie entweder über Ihre Initialen oder den Zusatz ‚[d. Verf.]‘ vermerken. Ein Beispiel:

Der Terminus [Organisationskommunikation; K. W.] beinhaltet sowohl Kommunikation *in* als auch *von* Organisationen und bezieht sich damit auf Kommunikationsprozesse, die wesentlich durch die Organisation als Einflussgröße geprägt sind (Theis-Berglmair 2003: 18).

(3) Sie können bestimmte Wörter oder Satzteile in einem Zitat *hervorheben*. Dies ist sinnvoll, wenn eine bestimmte Aussage oder ein bestimmtes Wort für Ihre Argumentation von besonderer Bedeutung ist. Niklas Luhmann hat „das Verstehen“ nicht kursiv geschrieben. Wenn Sie, obwohl es der Autor in diesem Fall nicht getan hat, diese Stelle hervorheben möchten, dann dürfen Sie das. Sie müssen dies aber im Beleg mit dem Verweis ‚Herv.‘ (Hervorhebung) und Ihren Initialen oder dem Zusatz ‚[d. Verf.]‘ kennzeichnen:

Begreift man Kommunikation als Synthese dreier Selektionen, als Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen, so ist die Kommunikation realisiert wenn und soweit *das Verstehen* zustandekommt (Luhmann 1987: 203; Herv. K. W.).

Umgekehrt können Sie auch Hervorhebungen aus dem Original entfernen. Dies müssen Sie im Beleg mit der Angabe ‚Herv. getilgt‘ und Ihren Initialen bzw. dem Zusatz ‚[d. Verf.]‘ kennzeichnen. Im Beispiel für die Interpolation stand noch eine Hervorhebung. Hier ist sie nun getilgt:

Der Terminus beinhaltet sowohl Kommunikation in als auch von Organisationen und bezieht sich damit auf Kommunikationsprozesse, die wesentlich durch die Organisation als Einflussgröße geprägt sind (Theis-Berglmaier 2003: 18; Herv. getilgt K. W.).

(4) Wenn Sie ein Zitat aus der Sekundärliteratur übernehmen, zitieren Sie nicht aus dem Original, sondern zitieren ein *Zitat im Zitat*. Sie riskieren damit, dass Sie Fehler anderer übernehmen und können keinen kritischen Umgang mit Ihrer Literatur nachweisen. Sie sollten solche Übernahmen daher vermeiden und die Primärliteratur stets selber lesen, bevor sie diese zitieren (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 160). Es gibt jedoch wenige Ausnahmen, in denen Sie Zitate aus Sekundärquellen verwenden können, nämlich wenn (1) der Primärtext nicht mehr zugänglich ist oder es sich (2) um Redewendungen, einfache Ausdrücke oder kurze Formulierungen handelt. Ein Zitat im Zitat kennzeichnen Sie mit einfachen Anführungszeichen (,...'). Beispiel für ein Zitat im Zitat:

Peirce definiert es [das Zeichen; K. W.] als ‚something which stands to somebody for something in some respect or capacity‘ [...]. (Eco 1977: 31)

Ein Beispiel für einen nicht auffindbaren Primärtext:

Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe (Newton 1675/76 zit. nach Merton 1980 [1965]: 38).

Ein Beispiel für übernommene Begriffe im Zitat:

Den kommunikationswissenschaftlichen Informationsbegriff definiert Harry Pross am prägnantesten. Information sei ein ‚Korrelat von Unkenntnis‘ (Stöber 2011: 307).

8.2.2 Die Paraphrase

Eine Paraphrase ist eine sinngemäße Wiedergabe einer fremden Aussage in eigenen Worten. Paraphrasen haben einen entscheidenden Vorteil: Sie beeinflussen nicht den eigenen Schreibstil. Trotz der Umformulierung müssen Sie darauf achten, den Sinn des Textauszugs nicht zu verändern. Zudem gilt: Fachtermini sollten Sie niemals in eigene Worte umformulieren, denn diese sichern die Anschlussfähigkeit an den wissenschaftlichen Diskurs. Nur wenn Sie Fachtermini exakt übernehmen, wissen andere, worüber Sie schreiben. Beim Aufbau der Paraphrase gilt

es zu beachten: Wenn Sie gedankliche Übernahmen in die eigene Formulierung integrieren, müssen Sie diese mit einem Vermerk kenntlich machen. Der Vermerk erfolgt am Ende der gedanklichen Übernahme und wird mit dem Kürzel ‚vgl.‘ (vergleiche) eingeleitet.

Die Kernaussage des folgenden Originaltexts wird in der darauffolgenden Paraphrase, bei der zentrale Begriffe übernommen werden, wiedergegeben:

Das öffentliche Leben moderner Industriegesellschaften mit ihren hochgezüchteten Informationssystemen wird beherrscht von derartigen Pseudo-Ereignissen, zu denen nicht nur Pressekonferenzen von Regierungen, Parteien und Verbänden gehören (Kepplinger 1982: 99).

Eine Paraphrase hiervon könnte lauten:

Das öffentliche Leben moderner Informationsgesellschaften wird von Pseudo-Ereignissen wie Pressekonferenzen dominiert (vgl. ebd.: 99).

Wenn Sie etwas zitieren – gleich ob direkt oder indirekt –, lassen Sie erkennen, dass Sie die Ansicht des Autors bzw. der Autorin teilen. Nur wenn Sie es ausdrücklich erwähnen, können Sie sich von dem Gesagten distanzieren (vgl. Eco 2007: 198). Bei paraphrasierten Inhalten ist dies besonders zu berücksichtigen, denn hier spiegelt sich die Bewertung in Ihrer Wortwahl. Folgende Beispiele für Paraphrasen sollen verdeutlichen, wie man mit eigenen Worten fremde Gedanken wiedergibt und sie einordnet. Zunächst jedoch das zu paraphrasierende Originalzitat:

Das Erfassen der Aussage beginnt beim Erreichen der Rezipienten und erstreckt sich über die Phasen Aufmerksamkeit, Wahrnehmen und Verstehen bis zum Akzeptieren des Ausgesagten (Maletzke 1976: 195).

Nun die Paraphrasen. Zuerst eine Neutrale Wiedergabe der These, die keine explizite Wertung enthält:

Maletzke beschreibt, wie der Rezipient eine Aussage erfasst als Prozess. In diesem erreicht die Aussage den Rezipienten, erregt seine Aufmerksamkeit, wird von ihm wahrgenommen und verstanden und schließlich akzeptiert (vgl. ebd.: 195).

Eine starke Distanzierung von der These kommt hingegen in der folgenden Paraphrase zum Ausdruck:

Maletzke behauptet, das Erfassen einer Aussage ende immer mit ihrer Akzeptanz (vgl. ebd.: 195).

8.2.3 Das Plagiat

Es gibt viele Formen eines Plagiats, maßgeblich ist dabei das Vortäuschen von Eigenständigkeit. Plagiate sind nicht nur wörtliche Übernahmen einer Fremdleistung, ohne auf die Quelle zu verweisen. Auch andere Formen des Plagiats gilt es zu vermeiden, denn ein Plagiat ist immer eine Urheberrechtsverletzung. Sollten Ihnen Plagiate in einer wissenschaftlichen Ausarbeitung nachgewiesen werden, können die Konsequenzen sehr hart ausfallen. Grundsätzlich gelten diese Formen als Plagiat (vgl. Karmasin; Ribing 2006: 113):

- Textplagiat: Sie übernehmen einen Text wörtlich oder Teile daraus, ohne Angabe eines Belegs.
- Ideenplagiat: Sie geben in eigenen Worten den Gedankengang eines anderen wieder, ohne die fremde Urheberschaft kenntlich zu machen.
- Sie übersetzen eine fremdsprachige Quelle und geben diese als eigenen Text aus.
- Sie geben die Arbeit eines anderen als die eigene aus.
- Sie übernehmen Metaphern, Wortschöpfungen etc. ohne Quellenangabe.
- Das Austauschen von Wörtern durch Synonyme oder Satzumstellungen ist ebenso ein Plagiat.

8.3 Belegverfahren

Zitate haben zweierlei Funktionen. (1) Die formalen Funktionen erfolgen durch Anführungszeichen und Belege. Durch diese unterscheidet sich ein zitierter Teil von Ihrem übrigen Text. Den Lesenden ist eine Unterscheidung zwischen Fremd- und Eigenleistung bereits durch die grafische Abhebung möglich. Der korrekte Beleg ist ein Nachweis der Urheberschaft und Herkunft Ihrer Quelle. Erfüllt Ihr Beleg die formalen Kriterien, so liefert er den Nachweis über eine dokumentierte Recherche und zu welchem Teil die Recherche in Ihre Arbeit eingeflossen ist. (2) Die zweite Funktion bezieht sich auf den Inhalt: Mit einem Zitat können Sie Thesen überprüfen, die eigene Argumentation stützen oder die der Gegenseite entkräften. Wenn Sie zudem Zitate von wichtigen Autorinnen und Autoren wählen, liefern Sie den Nachweis, dass Sie

sich mit der thematisch relevanten Literatur Ihres Themas beschäftigt haben und „den Sachstand der wissenschaftlichen Diskussion kennen“ (Kalina et al. 2003: 149).

Die formalen und inhaltlichen Funktionen bedingen sich wechselseitig und können nicht isoliert betrachtet werden. Ein Zitat muss formal korrekt in Ihre Arbeit eingebettet sein und über inhaltliche Relevanz verfügen. Wenn beide Faktoren erfüllt sind, bildet eine belegte Textstelle ein Element der wissenschaftlichen Argumentation Ihrer Ausarbeitung.

Für Belege gibt es keine einheitliche Form – es gibt verschiedene Varianten. Grundsätzlich wird dabei zwischen zwei Belegverfahren unterschieden. Das Belegverfahren mit Fußnoten (sog. deutsche Belegweise) und der Im-Text-Beleg (sog. amerikanische Belegweise). Innerhalb dieser Verfahren gibt es wiederum verschiedene Möglichkeiten der Belegtechnik. Beim Belegverfahren mit Fußnoten arbeiten Sie mit einem Vollbeleg in der Fußnote. Beim Im-Text-Beleg verwenden Sie einen Kurzbeleg im Text. In vielen Fällen dürfen Sie selbst entscheiden, welches Verfahren Sie verwenden möchten. Für manche Fächer sind jedoch bestimmte Belegverfahren besser geeignet als andere. In den Geistes und Kulturwissenschaften wird z.B. überwiegend mit Fußnoten gearbeitet, während in den Natur- und Sozialwissenschaften häufiger der Im-Text-Beleg verwendet wird. Die Kommunikationswissenschaft versteht sich eher als Sozialwissenschaft (siehe Kapitel 2). Angesichts der zahlreichen Möglichkeiten einigen sich Fachgesellschaften und Zeitschriften auf bestimmte Regeln. Dies gewährleistet Übersicht und Einheitlichkeit. Die beiden wichtigen Fachzeitschriften *Medien & Kommunikationswissenschaft* und *Publizistik* haben sich beispielsweise auf Im-Text-Belege geeinigt – genau wie die Verfassenden dieser Einführung. Das Wichtigste ist jedoch: Egal auf welches der Verfahren Sie sich festlegen, seien Sie konsistent.

8.3.1 Der Im-Text-Beleg

Die Kurzbelege befinden sich hier in einer Klammer im Fließtext. Der Beleg gibt Folgendes an: ,(Name Jahr: Seite)‘. Die Trennung von Jahr und Seite erfolgt mit einem Doppelpunkt. Zum Beispiel:

Kommunikation ist Prozessieren von Selektion (Luhmann 1987: 194).

Hauptmerkmal dieses Belegverfahrens ist der Literaturhinweis in Klammern unmittelbar im Text nach oder vor der zitierten oder paraphrasierten Textstelle. Die vollständige Angabe im Literaturverzeichnis ist dabei zwingend notwendig. Ihr verwendetes Belegverfahren muss auf Ihre Bibliografie abgestimmt sein, denn die Systematik des Bibliografierens wiederholt sich in den Belegen (siehe Kapitel 9).

Sind die zu zitierenden Stellen von mehreren Verfassenden, werden die Nachnamen in der Klammer durch ein Semikolon getrennt. Sie können aber auch durch Schrägstriche getrennt werden. Egal wie Sie die Autoren trennen, wichtig ist, dass Sie sich für ein Verfahren entscheiden und dieses konsistent beibehalten. Die Reihenfolge geben Verfasser vor, um Ihren Anteil an der Publikation deutlich zu machen. Daher darf sie nicht geändert werden:

(Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 160).

Bei mehr als drei Verfassenden ist nur die erste Person zu nennen, die restlichen werden mit ‚et al.‘ abgekürzt:

(Kalina et al. 2003: 149).

Für den Fall, dass ein Autor oder eine Autorin mehr als zwei Publikationen in einem Jahr veröffentlicht hat, welche beide in Ihrer Ausarbeitung zitiert werden, wird dies mit einem Kleinbuchstaben hinter der jeweiligen Jahreszahl vermerkt. Die Angabe des Kleinbuchstabens muss sich dabei auch im Literaturverzeichnis wiederfinden. Die beiden Beispiele beziehen sich demnach auf unterschiedliche Texte:

(Kepplinger 2001a: 118)‘, ‚(Kepplinger 2001b: 180).

Wenn Sie aus der gleichen Quelle unmittelbar hintereinander zitieren, können Sie den Beleg mit ‚(ebd.)‘ (= ebenda) abkürzen. Erfolgt dabei ein Seitenwechsel, müssen Sie das Kürzel ‚(ebd.)‘ um die neue Seitenzahl ergänzen (zum Beispiel: ‚(ebd.: 45)‘). Dieses System gilt sowohl für Im-Text-Belege als auch für Fußnotenbelege.

Das Kürzel ‚ebd.‘ bezieht sich immer auf den vorherigen Beleg. Solange kein anderer Text dazwischen zitiert wird, können Sie ‚(ebd.)‘ so oft verwenden, bis sie einen anderen Text zitieren. Empfehlenswert ist es jedoch, bei einem Seitenwechsel im Text Name, Erscheinungsjahr

und Seite erneut im Beleg zu nennen. Damit ersparen Sie Ihren Leserinnen und Lesern lästiges Umblättern.

8.3.2 Der Fußnotenbeleg

Dieses Belegverfahren arbeitet mit hochgestellten Zahlen im Text, die sich auf eine Quellenangabe in der Fußnote beziehen. Bei der ersten Quellenangabe muss der Gesamttitel in der Fußnote angegeben werden (=Vollbeleg), danach genügt die Angabe von Name, Kurztitel und Seite (=Kurzbeleg). Die Fußnote wird hierbei immer hinter dem zitierten bzw. paraphrasierten Teil gesetzt. Beispiele für Belege mit Fußnoten:

Medien als [...] Dreiteilung [...] in Proto-, Basis- und Verbreitungsmedien.¹

Proto-Medien, die der unmittelbaren Kommunikation dienen, sind die ältesten.²

Die Sprache ist das wichtigste Proto-Medium; ohne sie ist menschliche Kultur unmöglich.³

8.3.3 Allgemeines

Verträge und Gesetzestexte

Gesetze und Verträge haben keinen konkreten Autor. Belege für solche Textarten müssen im Text hinter dem übernommenen Zitat stehen. Der Beleg eines Abschnitts aus dem Rundfunkänderungsstaatsvertrag oder dem Grundgesetz könnte so aussehen:

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk finanziert sich durch Rundfunkbeiträge, Einnahmen aus Rundfunkwerbung und sonstigen Einnahmen; vorrangige Finanzierungsquelle ist der Rundfunkbeitrag. (Abschnitt II §13, 15. RÄStV, 1.1.2013).

Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Be-

¹ Stöber, Rudolf: Kommunikation und Medienwissenschaft. Eine Einführung. München: C. H. Beck., 2008. S. 55.

² Ebd.

³ Ebd., S. 56.

richterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt. (Art. 5 Abs. 1 GG)

Seitenangaben

Für alle Zitierformen, Zitate und Paraphrasen gilt: Erstreckt sich ein Zitat über eine Seite hinaus, wird die Seitenabgabe mit einem ‚f.‘ (folgende) ergänzt. Wenn die zu zitierende Stelle auf Seite 100 beginnt und auf Seite 101 endet, lautet die Seitenangabe demnach ‚100f.‘. Gerade bei Paraphrasen kann es jedoch geschehen, dass sich ein Zitat über mehr als zwei Seiten erstreckt. In diesem Fall wird die Seitenzahl mit ‚ff.‘ (fortfolgende) ergänzt. Beginnt die paraphrasierte Textstelle z. B. auf Seite 100 und endet auf Seite 102, so lautet die Seitenangabe ‚100ff.‘. Erstreckt sich das Zitat über mehr als drei Seiten, wird das mit einem Bindestrich gekennzeichnet (vgl. Rost; Stary 2003: 180f.), zum Beispiel ‚100–104‘.

Übersetzungen

Der größte Teil der kommunikationswissenschaftlichen Literatur stammt aus dem englischsprachigen Raum. Viele Studierende stellen sich die Frage, ob Sie diese Texte für Zitate übersetzen müssen. Englischsprachige Texte müssen generell nicht übersetzt werden. Bei Zitaten in anderen Sprachen gelten andere Regeln. Bevor Sie einen Text in einer anderen Fremdsprache zitieren oder ihn übersetzen, sollten Sie Rücksprache mit Ihren Prüfenden abhalten. Achten Sie bei einer Übersetzung ins Deutsche darauf, möglichst nahe am Original zu bleiben. Die Übersetzungen müssen Sie im Beleg kennzeichnen: Hier sollte nach der Seitenzahl ein Semikolon stehen und dahinter ‚eigene Übers.‘, beispielsweise also: ‚(Name Jahr: Seite; eigene Übers.)‘.

Jahr der Erstveröffentlichung

Viele Texte von sog. ‚Klassikern‘ wie Max Weber, Karl Popper oder Niklas Luhmann erfahren immer wieder Neuauflagen. Wenn Sie einen solchen ‚Klassiker‘ aus einer Neuauflage zitieren oder paraphrasieren, kann es sinnvoll sein, darauf aufmerksam zu machen, wann

dieser Text das erste Mal veröffentlicht wurde.⁴ Die Jahresangabe der *Erstveröffentlichung* wird dabei in den Beleg eingefügt. Das trägt zum Textverständnis bei und hilft Leserinnen und Lesern Ihr Zitat historisch einzuordnen (siehe auch Kapitel 1). Beispiel:

(Weber 1988 [1922]: 594).

Die Jahreszahl in eckigen Klammern bezieht sich auf die Erstveröffentlichung, die Jahreszahl davor auf die Veröffentlichung der benutzten Ausgabe. Bei Belegverfahren mit Fußnoten setzen Sie wie oben die Jahreszahl der Erstveröffentlichung in eckige Klammern hinter das Jahr der verwendeten Ausgabe. Dies kann aussehen wie in der unten stehenden fünften Fußnote.⁵

Verweise

Ein Verweis ist ein Hinweis zu weiterführender Literatur. Es wird auf einen gesamten Text verwiesen und deutlich gemacht, dass das behandelte Thema dort auch zur Sprache kommt. Wenn Sie weiterführende Literatur in einem Argument zuvor erwähnen, aber nicht weiter ausformulieren möchten, ist der Verweis das geeignete Mittel. Sie zeigen damit vertiefte Kenntnis des Themas und bieten weitere Lesevorschläge. Beispiel:

(siehe auch Dahinden; Sturzenegger; Neuron 2006).

Vergessen Sie jedoch auch bei Verweisen nicht die vollständigen bibliografischen Angaben im Literaturverzeichnis (siehe auch Kapitel 9). Wenn Sie auf ein bestimmtes Kapitel oder eine bestimmte Textstelle verweisen möchte, müssen Sie auch die Seiten angeben. Beispiel:

(siehe auch Dahinden; Sturzenegger; Neuron 2006: 156–162).

Internetzitate

Wenn Sie aus Online-Publikationen zitieren möchten, gelten dafür die gleichen Standards wie für alle anderen Ausgaben. Grundsätzlich

⁴ Auch beliebte Hand- und Lehrbücher erfahren häufig Neuauflagen. Hier sollten Sie immer die aktuellste Version benutzen.

⁵ Weber, Max (1988 [1922]): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von Winkelmann, Johannes. 7. Aufl. Tübingen: Mohr.

unterscheiden sich Belege von Online-Publikationen nicht von Belegen für gedruckte Ausgaben. Es gibt jedoch kleine Besonderheiten, die Sie beachten sollten.

Falls Sie einer Online-Publikation keinen Namen zuordnen können, ist die Angabe des Namens mit ‚o.V.‘ (ohne Verfasser) zu kennzeichnen. Wenn Sie von amtlichen Stellen, NGO's oder anderen Institutionen zitieren, können Sie auch diese als Herausgeberin im Beleg angeben. Wichtig ist dabei, dass Sie diese in der Bibliografie genauso aufführen (siehe auch Kapitel 9). Beispiel:

(Reporter ohne Grenzen 2014: 12).

Dokumente, die Sie als PDF herunterladen, verfügen meist über Seitenzahlen. Wenn Sie jedoch direkt von einer URL zitieren, werden Sie meist keine Seitenzahl finden. In diesem Fall lassen Sie die Seitenzahl aus. Beispiel:

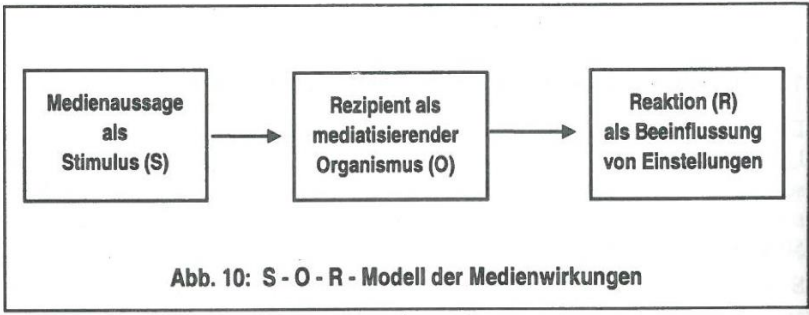
(Kelly et al. 2002).

Wenn Sie mit Belegen in Fußnoten arbeiten, verwenden Sie bei der ersten Nutzung einen Vollbeleg. Wie dieser aussehen kann und wie Sie Online-Publikationen im Literaturverzeichnis aufführen, erfahren Sie in Kapitel 9. Sollten Sie sich intensiver mit den Problematiken von Online-Publikationen beschäftigen wollen, gibt es dafür hilfreiche Literatur (siehe auch Bleuel 2001).

8.4 Bildzitate, Statistiken und Grafiken

Zitate bestehen nicht nur aus Wörtern. Die Verwendung von Bildern, Grafiken, Tabellen und Statistiken von anderen Verfassenden sind ebenso Zitate. Benutzen Sie keine Bilder zu dekorativen Zwecken in Hausarbeiten oder Präsentationen. Sie würden auch keine Zitate in Ihrer Ausarbeitung benutzen, die das Thema verfehlen, sich aber schön anhören. Neben der fehlenden inhaltlichen Relevanz können Probleme mit dem Urheberrecht auftreten. Wenn Sie Bilder zitieren, zitieren Sie immer das gesamte Werk und nicht nur einen Teil davon (vgl. Kreuzer 2008). Bei Bildern, Grafiken, Statistiken und Tabellen erfolgt der Beleg auf die gleiche Art wie bei wörtlichen Zitaten. Sollten Sie die zitierten Inhalte in einer eigenen Form umgestalten, ist das eine Paraphrase.

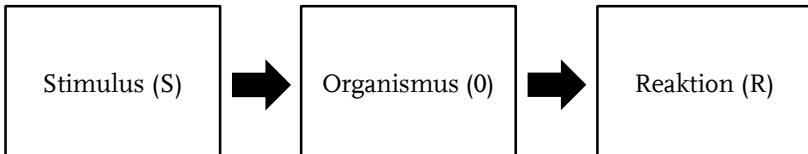
Dementsprechend muss diese mit einem ‚vgl.‘ gekennzeichnet werden. Eine eigene Umgestaltung macht insofern oft Sinn, als – wie am folgenden Beispiel leicht erkennbar – die Qualität von gescannten Abbildungen oftmals sehr schlecht ist.



Quelle: Bonfadelli (1993: 30).

Abbildung 5: S-O-R-Modell der Medienwirkungen

Der Quellenbeleg für die selbst umgestaltete Grafik könnte wie folgt aussehen:



Quelle: vgl. Bonfadelli (1993: 30); eigene Darstellung.

Abbildung 6: S-O-R-Modell der Medienwirkungen in eigener Darstellung

8.5 Qualitätskriterien und Zitierfähigkeit

Bevor Sie Fremdleistungen in Ihrer Arbeit zitieren, sollten Sie sich fragen, ob diese Aussagen überhaupt zitierfähig sind. Die Beurteilung ist nicht immer leicht. Das wichtigste Kriterium ist neben der inhaltlichen Relevanz die Wissenschaftlichkeit des zitierten Textes. Vergewissern Sie sich, dass eine wissenschaftliche Methode verwendet wird und Ihre Forschungsliteratur selbst mit Belegen versehen ist. Die allermeisten

Verlage prüfen viele solcher Kriterien bevor Texte in den Druck gehen. Das sollte Sie aber nicht davon abhalten, auch mit bedeutenden ‚Werken‘ kritisch umzugehen. Dabei sollten Sie immer die Eigenarten der verschiedenen Textarten im Hinterkopf behalten. Die wissenschaftlichen Standards eines Essays sind deutlich von denen einer Dissertation abgegrenzt. Sie können auch aus Quellen, wie z. B. Zeitungen oder Datensätzen aus Umfragen zitieren (siehe auch Kapitel 5).

8.6 Wie viele Zitate?

Umberto Eco vergleicht das Zitieren mit der Beweisführung in einem Gerichtsprozess. Für die Verteidigung der eigenen Sache muss man „Zeugen beibringen und den Nachweis erbringen, daß sie glaubwürdig sind“ (Eco 2007: 202). Es ist schwer zu sagen, wie viele Zeugen wie oft zitiert werden sollen. Grundsätzlich gilt: Finden Sie einen Mittelweg zwischen zu vielen und zu wenigen Zitaten. Dieses richtige Maß zu finden erfordert jedoch Übung.

Wenn Sie kaum Zitate in Ihrer Ausarbeitung einsetzen, erschwert das die Nachprüfbarkeit ihrer Argumentation. Auch ein Gerichtsprozess ohne Zeugen hätte kaum Chancen auf Erfolg, denn jede Anschuldigung wäre nur eine leere Behauptung. Jedoch besteht eine Argumentation auch nicht nur aus aneinandergereihten Zitaten. Zu viele Zitate erwecken den Eindruck, Sie hätten selbst nichts zu sagen: Zitate sollen Ihre Argumentation stützen und nicht ersetzen. Ein Gerichtsverfahren ist auch auf einen Anwalt angewiesen, der die Zeugen befragt, ihre Aussagen einordnet, bewertet und durch eigene Kommentare ergänzt. Diese Funktion wird Ihnen zuteil, wenn Sie Ihre wissenschaftlichen Ausarbeitungen verfassen.

8.7 Checkliste

- *Allgemein*: einheitliches Belegverfahren, auch bei Gruppenarbeiten; Systematik des Belegs und die Angaben im Literaturverzeichnis stimmen überein.
- *Zitate*: immer wörtlich übernehmen; Zitate aus Sekundärquellen nur im Notfall benutzen; Fett- und Kursivdruck nur mit Vermerk ändern und eigene Hervorhebungen ebenfalls markieren.

- *Paraphrasen*: inhaltliche Korrektheit, d. h. nicht im Sinn verändert; Beleg beginnt mit ‚vgl.‘.

8.8 Literatur

- Bleuel, Jens (2001): Zitation von Internet-Quellen. In: Hug, Theo (Hrsg.): Einführung in die Forschungsmethodik und Forschungspraxis. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 383–398.
- Bonfadelli, Heinz (1999): Medienwirkungsforschung. Konstanz: UVK.
- Brauner, Detlef Jürgen; Vollmer, Hans-Ulrich (2008): Erfolgreiches wissenschaftliches Arbeiten: Seminararbeit, Bachelor-/Masterarbeit (Diplomarbeit), Doktorarbeit. Sternenfels: Wissenschaft & Praxis.
- Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuron, Alessia C. (2006): Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft. Bern et al.: Haupt.
- Eco, Umberto (1977): Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eco, Umberto (2007): Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt: Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften. 12. Aufl. Heidelberg: Müller.
- Kalina, Ondřej et al. (2003): Grundkurs Politikwissenschaft: Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Karasin, Matthias; Ribing, Rainer (2006): Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten. Wien: WUV.
- Kepplinger, Hans Mathias (1982): Grenzen des Wirkungsbegriffes. In: Publizistik. 27. Jg., H. 1/2, S. 98–113.
- Kepplinger, Hans Mathias (2001a): Der Ereignisbegriff in der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik. 46. Jg., H. 2, S. 117–139.
- Kepplinger, Hans Mathias (2001b): Wie Journalisten Skandale machen. In: Lorenz, Thorsten; Steinig, Wolfgang; Wölfling, Willi (Hrsg.): Die Medienmacher. Programme, Produzenten und Medienpolitik in Deutschland. Weinheim: Beltz, S. 178–195.
- Kelly, Sanja et al. (2014): Tightening the Net. Governments Expand Online Controls. Online verfügbar unter: <https://www.freedomhouse.org/report/freedom-net/2014/tightening-net-governments> <30.06.2015.>.

- Kiel, Ewald (2001): Grundzüge wissenschaftlichen Zitierens gedruckter Publikationen. In: Hug, Theo (Hrsg.): Einführung in die Forschungsmethodik und Forschungspraxis. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 214–224.
- Kreuzer, Till (2008): Bis hierher – und nicht weiter? Wie das Urheberrecht unser Leben beeinflusst. Online verfügbar unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/medien/urheberrecht/63340/einfuehrung> <30.06.2015>.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Maletzke, Gerhard (1976): Ziele und Wirkungen der Massenkommunikation. Grundlagen und Probleme einer zielorientierten Mediennutzung. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- Merton, Robert K. (1980 [1965]): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Stöber, Rudolf (2008): Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung. München: C. H. Beck.
- Stöber, Rudolf (2011): Ohne Redundanz keine Anschlusskommunikation. Zum Verhältnis von Kommunikation und Information. In: Medien & Kommunikationswissenschaft. 59. Jg., H. 3, S. 307–323.
- Theis-Berglmair, Anna M. (2003): Organisationskommunikation. Theoretische Grundlagen und empirische Forschungen. Münster; Hamburg; London: Lit.
- Reporter ohne Grenzen (2014): Jahresbilanz der Pressefreiheit 2014. Online verfügbar unter: https://reporter-ohne-grenzen.de/fileadmin/Redaktion/Presse/Downloads/Jahresbilanz/Jahresbilanz_der_Pressefreiheit_2014.pdf <30.06.2015>.
- Rost, Friedrich; Sary, Joachim (2003): Schriftliche Arbeiten in Form bringen. In: Franck, Norbert; Sary, Joachim (Hrsg.): Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. Eine praktische Anleitung. 15., überarb. Aufl. Paderborn: Schöningh, S. 179–195.
- Weber, Max (1988 [1922]): Max Weber. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Winckelmann, Johannes. 7. Aufl. Tübingen: Mohr.

9. Bibliografieren

Sarah Malewski

Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Vollständigkeit und Transparenz von Quellen und Literatur zählen zu den wesentlichen Gütekriterien des wissenschaftlichen Arbeitens (siehe Kapitel 1). Ideen, die von anderen Autorinnen und Autoren übernommen werden, müssen korrekt ausgewiesen werden, so dass diese auch durch Dritte auffindbar und überprüfbar sind (vgl. Rost; Stary 2011: 179). Das Zitieren, Belegen und Bibliografieren von Quellen und Literatur bildet folglich eine elementare Säule des wissenschaftlichen Arbeitens. Das folgende Kapitel gibt zunächst praktische Tipps zum Strukturieren und Ordnen von Materialien. Im Anschluss werden Standard-Schemata für bibliografische Angaben sowie die Funktionen von Literaturverwaltungsprogrammen vorgestellt. Abschließend gibt es vertiefende Übungen, die den Umgang mit bibliografischen Angaben zukünftig erleichtern sollen.

9.1 Annotierte Bibliografie

Eine wissenschaftliche Arbeit erfordert vor Beginn des Schreibprozesses eine sorgfältige Literaturrecherche, deren Ergebnisse dokumentiert werden sollten, um bei der wissenschaftlichen Ausarbeitung effizient arbeiten zu können. Lesen Sie ein Buch für Ihre Arbeit, so wollen Sie dieses später sicherlich nicht erneut suchen und durcharbeiten müssen (vgl. Sesink 2012: 163). Damit Ihre Suchergebnisse nicht verloren gehen und auch zu einem späteren Zeitpunkt auffindbar sind, ist es ratsam, die bibliografischen Angaben eines Textes gleich zu Beginn des Arbeitsprozesses zu dokumentieren (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 105).

Die *annotierte Bibliografie* hält zudem auch die inhaltlichen Aspekte fest. Sie dient als Vorbereitungs- und Dokumentationsinstrument für

wissenschaftliche Arbeiten.¹ Unter *Annotieren* wird das Aufzeichnen, Erläutern und Analysieren von literarischen Werken verstanden. *Bibliografieren* meint die Dokumentation von Literatur zu einem Thema.

Die annotierte Bibliografie enthält nicht nur die bibliografischen Angaben, sondern auch zusätzliche Informationen zu einem Text. Alles Wissen über den Text, das Sie während der Recherche sammeln, wird in der annotierten Bibliografie dokumentiert. Dies erleichtert Ihnen später u. a. das Verfassen von Exzerpten und Hausarbeiten, da Sie Informationen nicht erneut suchen müssen. Da eine annotierte Bibliografie immer unter einem thematischen Schwerpunkt oder hinsichtlich eines Forschungsinteresses zusammengestellt wird, sollten die Annotationen auch auf die Frage eingehen, inwiefern der angeführte Text unter dieser Fragestellung oder dem thematischen Schwerpunkt von Relevanz ist.

Mit dem Erstellen einer annotierten Bibliografie vermeiden Sie das mehrfache Lesen von Literatur und Sie verschaffen sich einen Überblick über relevante Werke zu einem thematischen Schwerpunkt. Da die annotierte Bibliografie in erster Linie Ihrer persönlichen Vorbereitung dient, ist das Design individuell gestaltbar (vgl. Sesink 2012: 164).

In einer annotierten Bibliografie müssen die bibliografischen Angaben eines Werkes immer angegeben sein. Weitere Elemente, die in der annotierten Bibliografie enthalten sein können, sind (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 105; Sesink 2012: 163f.):

- Angaben zur Fundstelle (Hinweis zur Bibliothek, z.B. im Bestand der Bibliothek vorhanden oder nur über die Fernleihe verfügbar; Anmerkung, ob im eigenen Besitz als Kopie, PDF etc.);
- Angaben zur Textart (siehe auch Kapitel 5);
- inhaltliche Zusammenfassungen der Kernaussagen;
- Schlagwörter, die im Zusammenhang mit dem Text stehen;
- Einordnung des Texts in den thematischen Kontext der wissenschaftlichen Arbeit;
- Querverweise auf Stellen in eigenen Arbeiten, die Gebrauch vom selben Text machen;

¹ Die annotierte Bibliografie ist nicht mit dem Literaturverzeichnis einer wissenschaftlichen Arbeit zu verwechseln: Sie dient der eigenen Vorbereitung und wird der schriftlichen Fassung einer Hausarbeit nicht beigelegt.

- Angaben zur Wissenschaftlichkeit des Inhalts und des Autors bzw. der Autorin: die wichtigsten Informationen über Leben und Werke sowie Hinweise auf Literatur über diese Person;
- Angaben zur Verständlichkeit und Aktualität des Textes und
- subjektive Bewertungen sowie Platz für eigene Notizen und Bemerkungen.

Eine mögliche Gestaltungsmöglichkeit ist die tabellarische Zusammenstellung der Daten:

Bibliografische Angaben	Wirth, Werner; Schweiger, Wolfgang (1999): Selektion neu betrachtet: Auswahlentscheidungen im Internet. In: Dies. (Hrsg.): Selektion im Internet – Empirische Analysen zu einem Schlüsselkonzept. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 43–74.
Textform	Beitrag in Sammelband
Inhalt, Abstract, Kernbefunde etc.	Theorie und Methodologie zu Selektion im Internet. Auflistung von empirischen Faktoren, die Selektion beeinflussen können. Phasenmodell
Schlagwörter	Informationsauswahl, Auswahlprozesse, World Wide Web, Selektion im Journalismus
Verständlichkeit	Gut
Subjektive Bewertung	Wichtiger Beitrag, aber keine empirischen Daten
Standort	Kopie zu Hause

Quelle: vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuron 2006: 106.

Tabelle 3: Annotierte Bibliografie, tabellarische Zusammenstellung

Eine zweite Gestaltungsmöglichkeit ist die Dokumentation der Angaben auf Karteikarten. Diese können in einer Box gesammelt und alphabetisch geordnet werden. Abgebildet sind hier beispielhaft Vorder- und Rückseite:

Wirth, Werner; Schweiger, Wolfgang (1999): Selektion neu betrachtet: Auswahlentscheidungen im Internet. In: Dies. (Hrsg.): Selektion im Internet – Empirische Analysen zu einem Schlüsselkonzept. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 43–74.

Textform: Beitrag im Sammelband

Inhalt/Kernbefund/Abstract: Theorie und Methodologie zu Selektion im Internet. Auflistung von empirischen Faktoren, die Selektion beeinflussen können. Phasenmodell

Schlagwörter: Informationsauswahl, Auswahlprozesse, World Wide Web, Selektion im Journalismus

Verständlichkeit: gut

Subjektive Bewertung: wichtiger Beitrag, aber keine empirischen Daten

Standort: Kopie zu Hause

Abbildung 7: Annotierte Bibliografie, Karteikarte (Vorderseite oben, Rückseite unten)

9.2 Definition: Literaturverzeichnis/Bibliografie

Ein Literaturverzeichnis, auch Bibliografie genannt, enthält alle Quellen und Texte, die in einer wissenschaftlichen Arbeit verwendet wurden. Sie ist am Ende der wissenschaftlichen Arbeit zwingend erforderlich. Bei der Erstellung des Literaturverzeichnisses gibt es spezielle Regeln, die zu befolgen sind (vgl. Sesink 2012: 165). Abhängig von Textart bzw. Quelle müssen unterschiedliche Informationen in der bibliografischen Angabe vorhanden sein, aus denen die Lesenden „die Quelle erschließen und überprüfen“ können (Rost; Stary 2011: 184). Bei der Gestaltung

eines Literaturverzeichnisses gibt es – in Abhängigkeit vom gewählten Belegsysteem (siehe Kapitel 8.3) – verschiedene Möglichkeiten.

9.3 Wiederholung: Belegsysteme

Vor Beginn des Schreibens sollten Sie sich für ein Belegsysteem entscheiden und dieses stringent beibehalten (siehe auch Kapitel 8). Haben Sie sich dafür entschieden, mit dem *Im-Text-Belegsysteem* zu arbeiten, dann müssen der Nachname des Verfassenden, das Erscheinungsjahr sowie die Seitenzahl, auf die Sie sich beziehen, direkt im Fließtext angegeben werden. Beim *Fußnoten-Belegsysteem* wird der Beleg hingegen nicht in den Fließtext integriert, sondern gesondert in einer Fußnote aufgelistet. In dieser muss die vollständige bibliografische Angabe der Quelle bei der Erstnennung aufgeführt werden. Bei der wiederholten Nennung der Quelle können Kurznachweise verwendet werden (siehe Kapitel 8). Das verwendete Belegverfahren entscheidet auch über das zu verwendende Schema im Literaturverzeichnis: Beim Fußnoten-Belegsysteem wird im Literaturverzeichnis das Erscheinungsjahr des Textes ganz am Ende der Zitation vermerkt. Beim Im-Text-Belegsysteem hingegen steht im Literaturverzeichnis die Jahresangabe direkt hinter dem Autornamen in runden Klammern:

Beispiel für Fußnoten-Belegsysteem im Literaturverzeichnis: Stöber, Rudolf: Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung. München: C. H. Beck, 2008.

Beispiel für Im-Text-Belegsysteem im Literaturverzeichnis: Stöber, Rudolf (2008): Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung. München: C. H. Beck.

9.4 Bibliografische Angaben

9.4.1 Name, Vorname

Der Name und Vorname einer Autorin bzw. eines Autors sind dem Cover oder dem inneren Titelblatt einer Publikation zu entnehmen (vgl. Sesink 2012: 166). Der Vorname wird i. d. R. ausgeschrieben, um die Autorin bzw. den Autoren identifizieren zu können (vgl. ebd.). V. a. bei häufigen Nachnamen wie Meier, Müller oder Schmitt ist der Vorname oftmals eine unverzichtbare Information. Mittelnamen können

abgekürzt werden. Auch hier gilt: Haben Sie sich einmal dafür entschieden, den Vornamen im Literaturverzeichnis auszuschreiben, so müssen Sie dies konsequent durchführen.

9.4.2 Titel und akademische Grade

Titel und akademische Grade von Verfassenden werden weder im Fließtext noch im Literaturverzeichnis einer wissenschaftlichen Arbeit genannt. Anders verhält es sich mit Namenszusätzen: In der deutschen, niederländischen und einigen skandinavischen Sprachen werden Präfixe (Vorsilben) wie ‚von‘ oder ‚zu‘ nur dann vor den Nachnamen gestellt, wenn die Präposition und der Artikel zusammengezogen sind (Zur Lippe, Max). Ansonsten wird das Präfix hinter den Vornamen platziert (Mustermann, Max von) (vgl. Sesink 2012: 167). In den romanischen Sprachen werden Präfixe bei Artikeln (le, la) oder Zusammensetzungen aus Präposition und Artikel (della, du) vor den Nachnamen gestellt. Präpositionen wie ‚de‘ oder ‚d‘ werden dem Vornamen zugeordnet. Im Englischen werden Präfixe vor den Nachnamen gestellt (vgl. ebd.). Folgende Beispiele können diesen Themenkomplex veranschaulichen:

- keine akademischen Titel: Mehling, Gabriele (2012)
- englische Titel: McQuail, Denis (2010)
- romanische Titel: Le Bon, Gustave (1895)
- deutsche/skandinavische Titel: Königstein, Katharina von (2013)

9.4.3 Mehrere Autorinnen und Autoren

Die Quellen- sowie Literaturangaben werden alphabetisch nach den Nachnamen der Verfassenden geordnet (1). Werden mehrere Werke einer Autorin bzw. eines Autors genannt, so werden diese in chronologischer Reihenfolge aufgelistet (2). Zunächst werden die Einzelpublikationen genannt, im Anschluss die Publikationen mit anderen Autorinnen und Autoren (3). Bei diesen darf die Reihenfolge der Namen nicht verändert werden. Die Ordnung haben die Verfassenden selbst erstellt, um ihren Anteil an der Publikation deutlich zu machen: Üblicherweise wird die Person, die den größten Beitrag geleistet hat, als Erstautorin bzw. Erstautor genannt, wenn es keine alphabetische Reihung ist. Die Namen der Autorinnen und Autoren werden mit Schrägstrich oder

Semikolon getrennt. Bei bis zu drei Verfassenden werden alle namentlich aufgeführt (4); ab vier Autorinnen oder Autoren wird nur der erste Verfassende namentlich genannt. Mit ‚u.a.‘ (und andere) oder ‚et al.‘ (lat. *et alii/aliae*) hinter dem Namen des ersten Verfassenden wird kenntlich gemacht, dass drei oder mehr weitere Autorinnen und Autoren an der Publikation beteiligt waren. (5). Folgende, an ein Literaturverzeichnis angelehnte Übersicht macht diese fünf Regeln deutlich:

- (1) Czichon, Miriam (2014): ...
- (1) (2) Kellermann, Holger (2011): ...
- (1) (2) Kellermann, Holger (2013): ...
- (1) (3) Müller, Holger (2012): ...
- (1) (3) (4) Müller, Holger; Wied, Kristina (2013): ...
- (1) (5) Wild, Michael et al. (2012): ...

9.4.4 Sammelband/Herausgeberschrift

Handelt es sich um einen Sammelband, so wird der Vermerk ‚(Hrsg.)‘ oder ‚(Hg.)‘ hinter dem oder den Namen notiert. Bei bis zu drei Herausgebenden werden alle namentlich genannt; ab vier Herausgebenden wird nur der erste namentlich aufgeführt. Danach folgt ‚u. a.‘ oder ‚et al.‘ (vgl. Sesink 2012: 169). Sind Autorin oder Autor und Herausgeberin oder Herausgeber bei Texten in einem Sammelband identisch, kann die oder der Herausgebende mit ‚Ders.‘ (Derselbe) oder ‚Dies.‘ (Dieselbe, Dieselben) abgekürzt werden, wie etwa beim bereits auf S. 171 und S. 172 erwähnten Aufsatz:

Wirth, Werner; Schweiger, Wolfgang (1999): Selektion neu betrachtet: Auswahlentscheidungen im Internet. In: Dies. (Hrsg.): Selektion im Internet – Empirische Analysen zu einem Schlüsselkonzept. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 43–74.

Wird ein älterer Text von Dritten neu herausgegeben, so muss dies in der bibliografischen Angabe vermerkt werden (siehe Kapitel 8.3.3):

Fußnoten-Belegsystem: Stieler, Kaspar von: Zeitungs Lust und Nutz [1695]. Neudruck, hrsg. von Gert Hagelweide, Bremen: Carl Schünemann, 1969.

Im-Text-Belegsystem: Stieler, Kaspar von (1969 [1695]): Zeitungs Lust und Nutz. Neudruck, hrsg. von Gert Hagelweide, Bremen: Carl Schünemann.

9.4.5 Erscheinungsjahr

Das Erscheinungsjahr ist meist der Titelei (engl. *front matter*) bzw. dem Impressum zu entnehmen. Es muss dabei zwischen dem Jahr der ersten Veröffentlichung und dem Jahr der benutzten Ausgabe unterschieden werden (siehe auch Kapitel 8.3.3). Das Jahr der Veröffentlichung der benutzten Ausgabe wird als Jahresangabe verwendet. Dahinter wird dann gegebenenfalls das Jahr der Erstveröffentlichung in eckigen Klammern genannt. Beispiel:

Kant, Immanuel (1977 [1783]).

Hat eine Autorin oder ein Autor im selben Jahr mehrere Publikationen veröffentlicht, so werden hinter der betreffenden Jahreszahl Kleinbuchstaben angefügt. Beispiel:

Mustermann, Max (2012a), Mustermann, Max (2012b).

9.4.6 Titel. Untertitel

Titel und Untertitel eines Werks werden der Vordertitelseite mit Schmutztitel entnommen (vgl. Sesink 2012: 167). Sofern ein Untertitel vorhanden ist, sollte dieser auch angegeben werden, da er meist deutlicher Auskunft über den Inhalt einer Publikation gibt als der eigentliche Titel. Der Titel von fremdsprachiger Literatur wird generell beibehalten und nicht verändert (vgl. ebd.).

9.4.7 Erscheinungsort

Der Erscheinungsort ist dem inneren Titelblatt zu entnehmen – mit dem Erscheinungsort eines Werks ist dabei der Verlags- und nicht der Druckort gemeint (vgl. Sesink 2012: 167, 170). Dieser wird nur bei Monografien, Sammelbänden, Festschriften und Dissertationen angegeben. Bei grauer Literatur wird der Druckort angegeben, weil es keinen Verlagsort gibt. Bei Zeitungen und Zeitschriften wird der Erscheinungsort nicht angegeben. Bei mehr als drei Verlagsorten wird nur der erste genannt, danach folgt ‚u. a.‘ (vgl. Rost; Stary 2011: 185).

9.4.8 Verlag

Der Name des Verlags eines Werks wird nach einem Doppelpunkt hinter den Namen des Verlagsortes gesetzt. Diese Angabe kann, muss aber nicht gemacht werden (auch hier ist Einheitlichkeit das Wichtigste).²

Der Name des Verlags ist ebenfalls auf dem inneren Titelblatt zu finden (vgl. Sesink 2012: 167). Das Wort ‚Verlag‘ aus dem Verlagsnamen kann normalerweise entfallen (z. B. nicht ‚Weinheim: Verlagsgruppe Beltz‘, sondern ‚Weinheim: Beltz‘). Dies gilt nicht, wenn ‚Verlag‘ Teil des Namens ist, z. B. *Westdeutscher Verlag*. Wird ein Text von Verfassenden selbst veröffentlicht, werden der Erscheinungsort und der Verlag durch den Klammerzusatz ‚[Selbstverlag]‘ ersetzt (vgl. ebd.: 170).

9.4.9 Ausgabe

Ein Text kann in mehreren Auflagen erscheinen. Dies muss ebenfalls angegeben werden, da insbesondere bei sehr alten Büchern und ‚Klassikern‘ wichtig ist, die Quelle zeitlich einordnen zu können. Ein Beispiel:

Im-Text-Beleg: (Weber 1988 [1922]: 594).

Literaturverzeichnis: Weber, Max (1988 [1922]): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von Winckelmann, Johannes. 7. Aufl. Tübingen: Mohr.

Die Notwendigkeit einer Neuauflage kann im Zusammenhang mit starker Nachfrage stehen oder mit der Intention des Verfassenden, ein Buch zu überarbeiten, zu aktualisieren oder zu erweitern. Das wird dann je nachdem als überarbeitete, aktualisierte oder erweiterte Auflage gekennzeichnet. Sie können die folgenden konventionalisierten Abkürzungen verwenden:

- erw. Aufl. (erweiterte Auflage)
- überarb. Aufl. (überarbeitete Auflage)
- aktual. Aufl. (aktualisierte Auflage)

² Die hohe Informationsdichte zu einem Werk dient zur Absicherung vor Fehlern. Wird einmal eine Angabe vergessen bzw. falsch bibliografiert, so besteht für den Lesenden durch die Fülle an Informationen trotzdem die Möglichkeit, einen Text aufzuspüren.

9.5 Standard-Schemata für verschiedene Literatur- und Quellenarten

Die Konventionen und Richtlinien der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen variieren. Im Folgenden werden zwei gebräuchliche Formen zur Orientierung vorgestellt. Entscheidend ist, dass ein einmal begonnenes Schema konsistent beibehalten werden muss.

9.5.1 Selbständige Veröffentlichungen

Monografien

Fußnoten-Belegssystem:

Nachname, Vorname: Titel. Untertitel. Erscheinungsort: Verlag, Jahr.

Monografien von einem Verfassenen: Stöber, Rudolf: Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung. München: C. H. Beck, 2008.

Monografien von zwei oder drei Verfassenen: Brosius, Hans-Bernd; Haas, Alexander; Koschel, Friederike: Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung. 6. erw. u. aktual. Aufl. Wiesbaden: VS, 2012.

Monografien von mehr als drei Verfassenen: Meyen, Michael et al.: Qualitative Forschung in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: VS, 2011.

Im-Text-Belegssystem³:

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel. Erscheinungsort: Verlag.

Monografien von einem Verfassenen: Stöber, Rudolf (2008): Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung. München: C. H. Beck.

Monografien von zwei oder drei Verfassenen: Brosius, Hans-Bernd; Haas, Alexander; Koschel, Friederike (2012): Methoden der empirischen

³ Hierbei muss der Vorname des Verfassenen nicht zwingend ausgeschrieben werden.

Kommunikationsforschung. Eine Einführung. 6. erw. u. aktual. Aufl.
Wiesbaden: VS.

Monografien von mehr als drei Verfassenden: Meyen, Michael et al.
(2011): Qualitative Forschung in der Kommunikationswissenschaft.
Wiesbaden: VS.

Unveröffentlichte Dissertationen, Diplomarbeiten etc.

Fußnoten-Belegsistem:

Nachname, Vorname: Titel. Untertitel. Art der Arbeit. Erscheinungsort, Jahr.

Behmer, Markus: Pressepolitik im Bayern der Revolutionszeit
1918/1919. Regierungen, Presse und Öffentlichkeit in den Monaten zwi-
schen der Novemberrevolution und dem Ende der Münchener Rätere-
publik. Unveröffentlichte Magisterschrift. München, 1988.

Im-Text-Belegsistem:

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel. Art der Arbeit. Erscheinungsort.
--

Behmer, Markus (1988): Pressepolitik im Bayern der Revolutionszeit
1918/1919. Regierungen, Presse und Öffentlichkeit in den Monaten zwi-
schen der Novemberrevolution und dem Ende der Münchener Rätere-
publik. Unveröffentlichte Magisterschrift. München.

Sammelband

Fußnoten-Belegsistem:

Nachname, Vorname der/des Herausgebenden (Hrsg.): Titel. Unter- titel. Erscheinungsort: Verlag, Jahr.
--

Wünsch, Carsten et al. (Hrsg.): Handbuch Medienrezeption, Baden-
Baden: Nomos, 2014.

Im-Text-Belegsystem:

Nachname, Vorname der/des Herausgebenden (Hrsg.) (Jahr): Titel.
Untertitel. Erscheinungsort: Verlag.

Wünsch, Carsten et al. (Hrsg.) (2014): Handbuch Medienrezeption,
Baden-Baden: Nomos.

9.5.2 Unselbständige Veröffentlichungen

Zu den unselbständigen Publikationen zählen u.a. Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden (siehe Kapitel 5.2). Bei Aufsätzen in Zeitschriften wird der Erscheinungsort nicht genannt. Stattdessen müssen – sofern vorhanden – Jahrgang, Heftnummer sowie die Seitenzahlen in die bibliografischen Angaben aufgenommen werden. Der Jahrgang wird vom ersten Erscheinungsjahr an gezählt. Die Zeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft (M&K)* erscheint im Jahr 2014 im 62. Jahrgang. Daraus lässt sich schließen, dass sie erstmals im Jahr 1952 erschienen ist. Bis 2000 erschien sie allerdings unter dem Namen *Rundfunk und Fernsehen*. Die Heftnummer bezeichnet die Ausgabe einer Publikation innerhalb eines Jahrgangs. *M&K* erscheint beispielsweise mit vier Hefen im Jahr (siehe auch Kapitel 5.2).

Aufsatz in einer Zeitschrift

Fußnoten-Belegsystem:

Nachname, Vorname: Titel. Untertitel. In: Name der Zeitschrift.
Jahrgang, Heftnummer, Jahr, erste bis letzte Seite des Beitrags.

Theis-Berglmair, Anna M.: Nachrichtenselektion und Leserfeedback. Ein kontingenzorientierter Ansatz zur Analyse von redaktionellen Entscheidungen. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*. 57. Jg., H. 3, 2009, S. 316–335.

Im-Text-Belegssystem:

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel. In: Name der Zeitschrift. Jahrgang, Heftnummer, erste bis letzte Seite des Beitrags.

Theis-Berglmair, Anna M. (2009): Nachrichtenselektion und Leserfeedback. Ein kontingenzorientierter Ansatz zur Analyse von redaktionellen Entscheidungen. In: Medien & Kommunikationswissenschaft. 57. Jg., H. 3, S. 316–335.

*Aufsatz in einer Online-Zeitschrift*⁴

Fußnoten-Belegssystem:

Nachname, Vorname: Titel. Untertitel. In: Name der Online-Zeitschrift, Jahr. Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Hölterhof, Tobias: Was bedeutet «virtuelles Lernen»? In: Medienpädagogik, 2008. Online verfügbar unter: <http://www.medienpaed.com/Documents/medienpaed/2008/hoeltherhof0805.pdf> <30.06.2015>.

Im-Text-Belegssystem:

Nachname, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel. In: Name der Online-Zeitschrift. Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Hölterhof, Tobias (2008): Was bedeutet «virtuelles Lernen»? In: Medienpädagogik. Online verfügbar unter: <http://www.medienpaed.com/Documents/medienpaed/2008/hoeltherhof0805.pdf> <30.06.2015>.

⁴ Bei Online-Zeitschriften handelt es sich um Periodika, die einzig digital erscheinen. Auch wenn der Inhalt der Zeitschrift *Media Perspektiven* vollständig online verfügbar ist, handelt es sich nicht um eine Online-Zeitschrift, da sie auch in gedruckter Form erhältlich und somit jederzeit auffindbar ist. Der URL-Link eines Online-Aufsatzes kann sich hingegen jederzeit ändern.

Aufsatz in einem Sammelband

Fußnoten-Belegssystem:

Name, Vorname: Titel. Untertitel des Beitrags. In: Name, Vorname der Herausgebenden des Sammelwerks (Hrsg.): Titel. Untertitel des Sammelwerks. Erscheinungsort: Verlag, Jahr, erste bis letzte Seite des Beitrags.

Mehling, Gabriele: Fernsehen ist kein „Problem“. Zu den handlungstheoretischen Vorstellungen des Uses-and-Gratification Approach. In: Rössler, Patrick; Hasebrink, Uwe; Jäckel, Michael (Hrsg.): Theoretische Perspektiven der Rezeptionsforschung. München: Fischer, 2001, S. 97–119.

Im-Text-Belegssystem:

Name, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel des Beitrags. In: Name, Vorname der Herausgebenden des Sammelwerks (Hrsg.): Titel. Untertitel des Sammelwerks. Erscheinungsort: Verlag, erste bis letzte Seite des Beitrags.

Mehling, Gabriele (2001): Fernsehen ist kein „Problem“. Zu den handlungstheoretischen Vorstellungen des Uses-and-Gratification Approach. In: Rössler, Patrick; Hasebrink, Uwe; Jäckel, Michael (Hrsg.): Theoretische Perspektiven der Rezeptionsforschung. München: Fischer, S. 97–119.

Artikel in einer Zeitung

Fußnoten-Belegssystem:

Name, Vorname: Titel. Untertitel des Artikels. In: Name der Zeitung. Ausgabennummer (wenn es eine gibt) vom Datum, Seite(n).

Riehl, Katharina: Ende einer Liebe. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 132 vom 11.06.2014, S. 34.

Im-Text-Belegssystem:

Name, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel des Artikels. In: Name der Zeitung. Ausgabennummer (falls vorhanden) vom Datum, Seite(n).

Riehl, Katharina (2014): Ende einer Liebe. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 132 vom 11.06.2014, S. 34.

9.5.3 Graue Literatur

Bei sog. Grauer Literatur (siehe auch Kapitel 5.4) sind nicht immer alle Angaben vorhanden. Es sollten aber so viele Informationen wie möglich angegeben werden z. B. die Herausgeber, Redaktion etc., damit der Text für Dritte auffindbar ist. Das nachfolgende Schema kann folglich durch weitere Informationen ergänzt werden, sofern diese vorhanden sind.

Fußnoten-Belegssystem:

Nachname, Vorname oder Institution/Organisation etc.: Titel. Untertitel. Erscheinungsort, Jahr.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): JIM 2012. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19- Jähriger in Deutschland. Redaktion: Feierabend, Sabine; Karg, Ulrike; Rathgeb, Thomas, Stuttgart, 2012.

Im-Text-Belegssystem:

Nachname, Vorname oder Institution/Organisation etc. (Jahr): Titel. Untertitel. Erscheinungsort.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2012): JIM 2012. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19- Jähriger in Deutschland. Redaktion: Feierabend, Sabine; Karg, Ulrike; Rathgeb, Thomas, Stuttgart.

9.5.4 Weitere Veröffentlichungsformen

*Internetquellen*⁵

Fußnoten-Belegsistem:

Name, Vorname: Titel. Untertitel. Art des Dokuments. Jahr. Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Bamberg Graduate School of Literary, Cultural and Media Studies: Profil. 2015. Online verfügbar unter: <https://www.uni-bamberg.de/bagralcm/profil/> <30.06.2015>.

Im-Text-Belegsistem:

Name, Vorname (Jahr): Titel. Untertitel. Art des Dokuments. Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Bamberg Graduate School of Literary, Cultural and Media Studies (2015): Profil. Online verfügbar unter: <https://www.uni-bamberg.de/bagralcm/profil/> <30.06.2015>.

Filme

Fußnoten-Belegsistem:

Titel. Untertitel (falls vorhanden) [evtl. Originaltitel]. Regie: Name, Vorname. Drehbuch: Name, Vorname. Form: (DVD, VHS Video). Spieldauer. Produktionsland: Produktionsfirma, Jahr.

Die amerikanische Nacht [La Nuit américaine]. Regie: Truffaut, François. Drehbuch: Richard, Jean-Louis; Schiffman, Suzanne; Truffaut, François. Form: DVD. 115 Min., Frankreich; Italien: Warner Bros. Pictures, 1973.

⁵ „Als Online-Publikationen gelten nur solche Dokumente, deren Veröffentlichung ausschließlich via Internet erfolgt, nicht Printpublikationen, die lediglich zusätzlich aus dem Internet heruntergeladen werden können [...]“ (Sesink 2012: 178; siehe auch Kapitel 7.7) Aufgrund der Instabilität und Variabilität von Online-Publikationen sollten Sie sie immer abspeichern oder ausdrucken, um später in jedem Fall auf das Dokument zurückgreifen zu können.

Im-Text-Belegssystem:

Titel. Untertitel (falls vorhanden) [evtl. Originaltitel]. (Jahr). Regie: Name, Vorname. Drehbuch: Name, Vorname. Form: (DVD, VHS Video). Spieldauer. Produktionsland: Produktionsfirma.

Die amerikanische Nacht [La Nuit américaine]. (1973). Regie: Truffaut, François. Drehbuch: Richard, Jean-Louis; Schiffman, Suzanne; Truffaut, François. Form: DVD. 115 Min., Frankreich; Italien: Warner Bros. Pictures.

*Fotos*⁶

Fußnoten-Belegssystem:

Name, Vorname des Fotografen/der Fotografin: evtl. Titel des Bildes. Quelle: Kann eine Zeitung/Zeitschrift sein, dann wie Zeitungs-, Zeitschriftenaufsatz weiter; kann ein Archiv sein, dann Name des Archivs, Name der Sammlung. Jahr. Bei Internetquelle: Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Katzer, Philipp; Sickmüller, Romy: Auf zur Nachtschicht. In: Spiegel Online. 2014. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/djs-in-berlin-feminismus-in-der-party-szene-fotostrecke-114294-2.html> <30.06.2014>.

⁶⁶ Vor der Veröffentlichung von fremden Bildern ist es ratsam, sich im Vorhinein abzusichern, ob das Bildmaterial verwendet werden darf (siehe Kapitel 8).

Im-Text-Belegsistem:

Name, Vorname des Fotografen/der Fotografin (Jahr): evtl. Titel des Bildes. Quelle: Kann eine Zeitung/Zeitschrift sein, dann wie Zeitungs-, Zeitschriftenaufsatz weiter; kann ein Archiv sein, dann Name des Archivs, Name der Sammlung, Jahr. Bei Internetquelle: Online verfügbar unter: URL <Letzter Benutzer-Zugriff>.

Katzer, Philipp; Sickmüller, Romy (2014): Auf zur Nachtschicht. In: Spiegel Online. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/djs-in-berlin-feminismus-in-der-party-szene-fotostrecke-114294-2.html> <30.06.2014>.

Fernseh- und Hörfunkbeiträge

Fußnoten-Belegsistem:

Titel. Sendeanstalt/Kanal, Sendedatum, ggf. Sendereihe. Timecode des Beitrags. Wenn bekannt: Name/n der RedakteurInnen/GestalterInnen, Jahr.

Sonne, Strand und Stress – Reiseleiter auf Mallorca. Zweites Deutsches Fernsehen (ZDF), 30.08.2015, ZDF.reportage. 18.00 bis 18.30 Uhr. Redakteur/Regie: Rothaus, Ulli, 2014.

Im-Text-Belegsistem:

Titel (Jahr). Sendeanstalt/Kanal, Sendedatum, ggf. Sendereihe. Timecode des Beitrags. Wenn bekannt: Name/n der RedakteurInnen/GestalterInnen.

Sonne, Strand und Stress – Reiseleiter auf Mallorca (2015). Zweites Deutsches Fernsehen (ZDF), 30.08.2015, 18.00 bis 18.30 Uhr. Redakteur/Regie: Rothaus, Ulli.

Vorträge, Reden

Fußnoten-Belegsistem:

Name, Vorname der/des Vortragenden: Titel. Untertitel des Vortrags. Form und Veranstaltung. Ort: Datum.

Mayer, Florian L.: „Neue Öffentlichkeiten, überzogene Erwartungen – Bringing Social Media ‚down to Earth‘“. Vortrag im Rahmen der 5. Jahrestagung „Kundenportale, Online-Kommunikation und Social Media bei Versorgungsunternehmen“. Berlin: 14.06.2012.

Im-Text-Belegsistem:

Name, Vorname der/des Vortragenden (Jahr des Vortrages): Titel. Untertitel des Vortrags. Form und Veranstaltung. Ort: Datum.

Mayer, Florian L. (2012): „Neue Öffentlichkeiten, überzogene Erwartungen – Bringing Social Media ‚down to Earth‘“. Vortrag im Rahmen der 5. Jahrestagung „Kundenportale, Online-Kommunikation und Social Media bei Versorgungsunternehmen“. Berlin: 14.06.2012.

Gesetzestexte

Bei Gesetzestexten gibt es i. d. R. keine Verfassenden. Sie sind Gemeingut und werden deshalb in vereinfachter Form angegeben. Der Name des Gesetzes, die Paragraphen- oder Artikelnummern sowie das Entstehungsdatum müssen genannt werden. Beispiel:

Rundfunkstaatsvertrag (RStV) vom 31. August 1991, in der Fassung des Fünfzehnten Staatsvertrages zur Änderung rundfunkrechtlicher Staatsverträge (Fünfzehnter Rundfunkänderungsstaatsvertrag) vom 15. bis 21. Dezember 2010 in Kraft seit 1. Januar 2013.

9.6 Besonderheiten

In einigen Fällen kann es vorkommen, dass Informationen zu einem Text nicht ermittelbar sind (z. B. bei Zeitungsartikeln). Fehlenden Angaben werden dabei wie folgt ersetzt: ‚o. A.‘ (ohne Autor), ‚o. T.‘ (ohne Titel), ‚o. O.‘ (ohne Ort), ‚o. V.‘ (ohne Verlag) und ‚o. J.‘ (ohne Jahr). Diese Angaben sollten nur dann verwendet werden, wenn die Information auch durch zusätzliche Recherche nicht auffindbar ist. Bei der Angabe

‚o.V.‘ ist Vorsicht geboten: Diese wird auch für die Angabe ‚ohne Verfasser‘ verwendet.

Setzen Sie am Ende der bibliografischen Angabe einen Punkt. Dies bedeutet, dass die Quelle von Ihnen geprüft bzw. die bibliografischen Angaben selbstständig erstellt wurden. Eine Angabe ohne Punkt würde bedeuten, dass die bibliografischen Angaben aus einer anderen Quelle übernommen wurden.

In bestimmten Fällen kann bzw. muss zwischen dem Literatur- und dem Quellenverzeichnis differenziert werden. Bei einer Inhalts- oder Filmanalyse oder wenn historisch-quellenkritische Dokumente verwendet werden, können die analysierten Texte, Sendungen, Filme etc. in einem eigenen Verzeichnis aufgelistet werden.

9.7 Der Nutzen von Literaturverwaltungsprogrammen

Literaturverwaltungsprogramme wie *Citavi*, *Bibliografix*, *Endnote*, *Reference Manager* oder *Zotero* unterstützen den Dokumentations- und Organisationsprozess von recherchierter Literatur und erworbenem Wissen. Oftmals sind diese Programme allerdings kostenpflichtig. Für Studierende der Universität Bamberg besteht eine Campus-Lizenz für *Citavi*. Das Literaturverwaltungsprogramm *Zotero* ist sowohl für *Windows*- als auch für *Apple*-Betriebssysteme kostenlos verfügbar.⁷

Die meisten Literaturverwaltungsprogramme können mit Textprogrammen wie beispielsweise Word oder Pages verknüpft werden. Literaturangaben aus dem Bamberger Katalog (OPAC) und anderen Fachdatenbanken können in diese Programme i.d.R. importiert werden. Sie können die gesammelten Literaturnachweise als Literaturverzeichnis in Ihr Textprogramm importieren. Das Programm bietet unterschiedliche Zitationsstile an, zwischen denen Sie auswählen können. Literaturverwaltungsprogramme bieten häufig eine Notizfunktion. Sie können vermerken, welche Literatur Sie noch benötigen, welche im Präsenzbestand der Universitätsbibliothek verfügbar ist oder welche Sie per Fernleihe bestellen müssen. Das Gelesene kann ferner in Form von Exzerpten

⁷ Weitere Informationen zu den Programmen finden Sie auf den Seiten der Universitätsbibliothek Bamberg. Eine detaillierte Übersicht mit weiteren Verwaltungsdiensten ist unter dem folgenden Link abrufbar: <http://www.bibliothek.uniaugsburg.de/service/literaturverwaltung/downloads/vergleich.pdf> <30.06.2015>.

oder als Annotation zusammengefasst und im Programm gespeichert werden (siehe auch Kapitel 4).

9.8 Checkliste

- Steht die annotierte Bibliografie im Zusammenhang mit Ihrer Forschungsfrage bzw. Ihrem thematischen Schwerpunkt?
- Enthält das Literaturverzeichnis alle Quellen, die Sie für die wissenschaftliche Arbeit herangezogen haben?
- Stimmen Ihre Belegweise und Ihr Bibliografierstil überein?
- Sind die bibliografischen Angaben konsistent? Berücksichtigen die bibliografischen Angaben die jeweilige Textart?
- Sind im Literaturverzeichnis die Titel alphabetisch geordnet, nach Nachname des Verfassenden? Ist die Reihenfolge bei mehreren Verfassenden korrekt? Werden erst Einzelpublikationen genannt und dann Publikationen mit mehreren Verfassenden?
- Sind alle Quellen anhand der Primärquelle überprüft?
- Ist die Formatierung der bibliografischen Angaben einheitlich?

9.9 Übungen

Übung 1

Erstellen Sie anhand der folgenden Textpassagen die jeweils korrekte bibliografische Angabe für die Im-Text-Belegweise!

- (a) Bernd Blöbaum hat gemeinsam mit Alexander Görke und Dr. Kristina Wied eine Studie unter dem Titel *Quellen der Wissenschaftsberichterstattung. Inhaltsanalyse und Befragung* verfasst. Den Endbericht der Studie, welche die Bertelsmann Stiftung in Auftrag gab, veröffentlichten die drei Wissenschaftler im Februar 2004 in Münster.
- (b) Im Westdeutschen Verlag erschien 1998 unter der ISBN 3-531-13189-3 ein Buch von Holger Sievert. Es hat 395 Seiten und trägt den Titel *Europäischer Journalismus*. Der Verlagsort sind Opladen und Wiesbaden. Das Buch hat den Untertitel *Theorie und Empirie aktueller Kommunikation der Europäischen Union* und enthält außerdem viele graphische Darstellungen.

- (c) Von Thomas Mock erschien im Juni 2006 ein Artikel im zweiten Heft der *Publizistik*. Er trägt den Namen *Was ist ein Medium?* und war auf den Seiten 183 bis 200 abgedruckt. Die *Publizistik* erscheint im 51. Jahr beim Verlag VS.
- (d) In der Publikation *Fußball, Fernsehen und Politik* hat der Autor Roderich Reifenrath 2006 den Artikel *Kaiserschmarrn. Der Fußballer als Journalist* auf den Seiten 249 bis 261 veröffentlicht. Herausgeberin der Publikation von 2006 vom Verlag VS aus Wiesbaden ist Christina Holtz-Bacha.

Übung 2

Finden Sie alle Fehler!

- (a) Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1987. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- (b) Brosius, Hans-Bernd; Koschel, Friederike/ Haas, Alexander (2008): Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. 4., überarb. u. erw. Aufl. VS
- (c) Sabine, Feierabend / Klingler, Walter (2013): Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung Drei- bis 13-Jähriger 2012. In: Media Perspektiven, 190–201.

Übung 3

Bestimmen Sie die Art des Textes anhand der bibliografischen Angaben!

- (a) Schweiger, Wolfgang (2007): Theorien der Mediennutzung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- (b) Paus-Hasebrink, Ingrid (2009): Medien, Marken, Merchandising. Zum Umgang von Kindern mit multimedialen Angeboten im Alltag. In: *TelevIZion*, 22. Jg., H. 2, S. 37–41.
- (c) Aufenanger, Stefan (1990): Muß das sein? – He-Man und Alf, vom Bildschirm direkt in die Kinderzimmer. In: *Das Fernsehen im Alltag von Kindern*. LfR-Workshop, 26. Oktober 1990, S. 74–94.
- (d) Büchner, Peter (2010): Kindheit und Familie. In: Krüger, Heinz-Hermann; Grunert, Cathleen (Hrsg.): *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. 2., aktual. u. erw. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 519–541.

9.10 Literatur

- Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuroni, Alessia C. (2006): Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft. Bern et al.: Haupt.
- Rost, Friedrich; Sary, Joachim (2011): Schriftliche Arbeiten „in Form“ bringen. Zitieren, Belegen, ein Literaturverzeichnis erstellen. In: Franck, Norbert; Sary, Joachim (Hrsg.): Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. 16. Aufl. Paderborn: Schöningh, S. 179–195.
- Sesink, Werner (2012): Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten inklusive E-Learning, Web-Recherche, digitale Präsentation u. a. 9. Aufl. München: Oldenbourg.

10. Hausarbeiten schreiben

Kevin Witzenberger

10.1 Themenwahl: Eine Forschungsfrage formulieren

Auf der Suche nach einem geeigneten Thema sehen sich viele Studierende mit einem Problem konfrontiert. Sie fragen sich: Worüber möchte ich eigentlich schreiben? Ein Thema beschreibt nur das Arbeitsfeld, innerhalb dessen Sie sich während einer Ausarbeitung bewegen. Ziel der Ausarbeitung wiederum ist die Beantwortung einer Forschungsfrage. Sie müssen also nicht nur ein geeignetes Thema finden, sondern auch eine Forschungsfrage formulieren. Der Weg zur ausgefeilten Fragestellung ist komplex und führt über mehrere Etappen. Welche Etappen dies sind, welche Probleme dabei auftreten können und wie Sie diese lösen, all dem widmet sich das folgende Kapitel.

10.1.1 Anforderungen an ein Thema

Bei der Suche nach einem geeigneten Thema sollten Sie fünf Anforderungskriterien beachten. Themen sollten nach Möglichkeit stets bekannt, begrenzt, zugänglich, interessant und anschlussfähig sein (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuroni 2006: 55). Wenn Sie diese Hinweise bei der Themenwahl beachten, dürften Sie die größten Probleme vorab schon aus dem Weg geräumt haben.

(1) Ein bekanntes Thema wurde bereits häufiger bearbeitet, was die die Recherche von relevanter Forschungsliteratur erleichtert. Bei unbekanntem Themen ist der Arbeitsaufwand kaum einzuschätzen und die Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem wird sehr schwierig (vgl. ebd.) und ist nur unter höherem Arbeitsaufwand möglich. Beispielsweise könnte es sein, dass Sie wichtige Autorinnen und Autoren nicht berücksichtigen bzw. unwichtigere in den Mittelpunkt Ihrer Ausarbeitung rücken (vgl. Eco 2002: 17).

(2) Ein Thema sollte klar begrenzt sein. Zu ‚große‘ Themen bergen die Gefahr der oberflächlichen Bearbeitung. Sie sollten nicht nur an der Oberfläche eines Themas kratzen, sondern auch den wissenschaftlichen Anspruch einer intensiven Bearbeitung beachten. Auch ‚kleine‘ Themen beinhalten unerwartete, neue Inhalte. Sollten Sie sich mit einem ‚kleinen‘ Thema beschäftigen, werden Sie schnell feststellen, dass die Inhalte sehr viel komplexer sind als zu Beginn angenommen (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuron 2006: 55). Das Thema ‚Pressefreiheit im 21. Jahrhundert‘ wäre zu umfangreich, denn Sie könnten nicht alle Bereiche des Themas angemessen behandeln. Außerdem werden Sie bei der Wahl eines stark eingegrenzten Themas feststellen, dass sich die Literaturrecherche erheblich vereinfacht. Für jede wissenschaftliche Arbeit gilt es allgemein festzuhalten: Tiefe geht vor Breite. Nutzen Sie die Möglichkeit, sich intensiv in ein begrenztes Fachgebiet einzuarbeiten und werden Sie zu einer ‚Fachfrau‘ oder einem ‚Fachmann‘ auf ‚Ihrem‘ Gebiet (vgl. Eco 2002: 16).

(3) Damit Sie ein Thema bearbeiten können, ist die Zugänglichkeit der Literatur Voraussetzung (vgl. ebd.). Zugänglichkeit sollten Sie nicht nur als physikalische Eigenschaft betrachten, sondern auch als geistige. Sie sollten in der Lage sein, Literatur und Methoden zu verstehen. Auch sollten Sie – das mag banal klingen – die Sprache der Forschungsliteratur verstehen. Ein Thema, zu dem die meiste Literatur in einer Sprache verfasst ist, die Sie nicht beherrschen, ist keine gute Wahl.

(4) Die Bearbeitung eines Themas fällt Ihnen deutlich leichter, wenn Sie Interesse daran haben. Sollten Sie ein Thema nicht von Beginn an interessant finden, so kann das Interesse durchaus noch während des Arbeitsprozesses und der intensiveren Beschäftigung entstehen. Generell sollten Sie aber Themen vermeiden, denen Sie grundsätzlich abgeneigt sind, denn das beeinträchtigt ihre Arbeitsmotivation (vgl. ebd.). Auch ein zu starkes Interesse an einem Thema kann allerdings zum Problem werden. Grundsätzlich sollten Sie also zwischen Interesse und Betroffenheit unterscheiden (vgl. ebd.: 56). Wenn Sie oder Ihr direktes Umfeld selbst betroffen sind, ist Ihre Unbefangenheit möglicherweise nicht mehr gewährleistet. Ihr objektiver Anspruch (siehe Kapitel 1.3.4) wäre damit hinfällig.

(5) Das letzte Kriterium bei der Themenwahl ist die Anschlussfähigkeit. Ihre Arbeit muss einen Anschluss an die Forschungstraditionen Ihrer Fachdisziplin finden bzw. sich anderen Untersuchungen im jeweiligen Themengebiet anschließen können (vgl. Karmasin; Ribing 2010: 56). Das bedeutet, dass Ihre Untersuchung auch in die Kommunikationswissenschaft bzw. einer Teildisziplin des Fachs (z. B. der Kommunikatorforschung) gehört und nicht der Sportwissenschaft oder der Germanistik zuzurechnen ist. Neben der fachlichen Relevanz sollten Sie in Ihrer Ausarbeitung aufzeigen, dass Sie fach- und arbeitsrelevante Methoden beherrschen.

10.1.2 Formen und Typen wissenschaftlicher Arbeiten

Bevor eine Fragestellung ausgearbeitet oder ein Thema festgelegt werden kann, ist es notwendig, zu wissen, welcher Typ und welche Form der wissenschaftlichen Arbeit verlangt wird. Die Formen wissenschaftlicher Arbeiten legen den Umfang und die Anforderungen fest. Die Typen beziehen sich demgegenüber auf inhaltliche Unterschiede.

Formen wissenschaftlicher Arbeiten

Hier wird grundlegend auf zwei verschiedene Formen eingegangen: die Haus- und die Bachelorarbeit. Die Hausarbeit wird im Kontext des Studienverlaufs genutzt, damit Studierende das wissenschaftliche Arbeiten erlernen. Bei diesen Arbeiten geht es im Wesentlichen um die Gliederung und Ausformulierung eines Einzelthemas als Teilaspekt eines gegebenen Oberthemas (vgl. Brauner; Vollmer 2008: 24). So könnte z. B. das Oberthema eines Seminars ‚Theorien der öffentlichen Meinung‘ sein und das gegebene Einzelthema die Theorie der Schweigespirale von Elisabeth Noelle-Neumann. Die wissenschaftlichen Anforderungen an eine Hausarbeit werden durch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema, eine selbstständig entwickelte Gliederung und eine kritische Beurteilung der eigenen Ausarbeitung in Verbindung mit einer theoretisch fundierten Vorgehensweise zum Ausdruck gebracht (vgl. Brauner; Vollmer 2008: 21).

Eine Bachelorarbeit ist eine universitäre Abschlussarbeit. Hier sollen Sie aufzeigen, dass sie das im Studium Erlernte beherrschen und eigenständig anwenden können. Bei der Bachelorarbeit werden detaillierte

Aufarbeitungen und mögliche Lösungsansätze einer konkreten Problemstellung gefordert. Hierbei können Sie persönliche Fähigkeiten einbringen, z. B. Fremdsprachenkenntnisse für internationale Vergleiche oder Softwarekenntnisse zur Durchführung und Auswertung von empirischen Erhebungen (vgl. ebd.: 23). Auch der Umfang der Bachelorarbeit ist viel größer als der einer Hausarbeit. Während Hausarbeiten i. d. R. etwa 15 Seiten umfassen, sollten Bachelorarbeiten in Bamberg ca. 50 Seiten lang sein. Der erweiterte Umfang sollte sich auch in der Qualität der Arbeit zeigen. Bei der Bachelorarbeit, die Sie schließlich als Fortgeschrittene oder Fortgeschrittener verfassen, sollten Sie Methoden feiner erarbeiten, Literatur präziser recherchieren und alle relevanten Aspekte einbringen, die bei der Beantwortung Ihrer Forschungsfrage notwendig sind.

Typen wissenschaftlicher Arbeiten

Dahinden, Sturzenegger und Neuron (vgl. 2006: 138f.) unterscheiden drei Typen wissenschaftlicher Arbeiten: (1) Theoriearbeiten, (2) Literaturstudien und (3) empirische Arbeiten:

(1) Die Theoriearbeit stellt eine theoretische Auseinandersetzung und kritische Diskussion zu einer Fragestellung in den Vordergrund (vgl. ebd.: 139). Eine solche Arbeit kann sich z. B. mit der Terminologie eines fachrelevanten Begriffs auseinandersetzen. Eine der größten Gefahren für Studierende bei einer Theoriearbeit ist die Wahl eines zu ‚breiten‘ Themas. Die Wahl des Themas ‚Was ist Kommunikation‘ wäre für jede Bachelorarbeit viel zu umfassend. Der Begriff ist zu abstrakt und nicht präzise genug, um ihn angemessen bearbeiten zu können. Das Thema ‚Der Kommunikationsbegriff nach Niklas Luhmann‘ wäre zwar immer noch groß für den Rahmen einer Bachelorarbeit, aber schon deutlich stärker eingegrenzt. Das Thema ‚Die Bedeutung von Kommunikation für Soziale Systeme nach Niklas Luhmann‘ wäre noch stärker eingegrenzt und ein geeigneteres Thema für eine Bachelorarbeit.

(2) Literaturstudien befassen sich mit dem aktuellen Stand wissenschaftlicher Literatur zu einem bestimmten Thema. Ziel einer Literaturstudie ist beispielsweise die Darstellung, Gegenüberstellung oder kritische Wertung von Literatur. Bereits vorhandene Literatur kann durch

diesen Arbeitstyp eingeordnet, bewertet oder auf neue Erkenntnisse hin untersucht werden (vgl. ebd.: 138).

(3) Empirische Arbeiten zeichnen sich durch die Anwendung und Erarbeitung einer empirischen Methode aus. Bei diesem Arbeitstyp müssen Sie Daten eigenständig erheben, auswerten und abschließend interpretieren. Ihren Untersuchungsgegenstand müssen Sie hierbei theoretisch einordnen und in den Stand der Forschung eingliedern (vgl. Dahinden; Sturzenegger; Neuron 2006: 138f.). Das heißt, der Anschluss zu anderen empirischen oder theoretischen Arbeiten sollte in jedem Fall hergestellt werden.

10.1.3 Hilfe bei der Themenfindung

Häufig werden Sie sich Ihre Themen gar nicht selbst aussuchen können, sondern bekommen ein Thema von Ihren Dozierenden zugeteilt. Die meisten Dozierenden sind innerhalb dieser Vorgaben kompromissbereit. Sie sollten jedoch gerade bei Hausarbeiten nicht den Bezug zum Seminarthema verlieren. Die Vorgaben der Dozierenden helfen Studierenden insbesondere in den ersten Semestern dabei, ein Thema einzugrenzen. Sie sollten eine auf den ersten Blick massive Eingrenzung des Themenfelds daher als Hilfestellung betrachten. Bevor Sie sich auf das Thema festlegen können, sollten Sie die Sprechstunden Ihrer Dozierenden in Anspruch nehmen, meist sind diese Besuche sogar obligatorisch. Im Gespräch lassen sich erste Ideen präzisieren oder konkrete Probleme aus dem Weg schaffen. Diese Hilfe sollten Sie unbedingt früh genug in Anspruch nehmen: Rückt der Abgabetermin der Hausarbeit näher, werden sich mehr Studierende für Sprechstunden anmelden und die Termine werden eventuell knapp.

Eine erste, noch unsystematische Literatur- und Internetrecherche wird Ihnen helfen ein Thema zu finden (siehe auch Kapitel 6 und 7). Ob Sie dies zu Hause erledigen oder in die Bibliothek gehen und in den Regalen stöbern ist Ihnen überlassen. Oft ist es hilfreich zu sehen, welche Themenschwerpunkte in der Bibliothek nebeneinander aufgestellt sind.

Blockaden bei der Themenfindung treten häufig auf und sind frustrierend. Versuchen Sie, Ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen das Thema zu erklären und einzelne Zusammenhänge zu interessanten

Fakten zu beschreiben. Auch während Freizeitaktivitäten kommen Ideen – Sie müssen sich nur bewusst damit beschäftigen, denn ein Thema finden heißt, sich selbst Fragen stellen. Wann oder wo Sie das tun, ist unwichtig. Folgende Fragen können Ihnen grundsätzlich als Anregung dienen (vgl. Murray 1993: 24):

- Was hat mich in letzter Zeit überrascht?
- Was müsste, was sollte ich wissen?
- Welche Dinge sind heute anders als früher?
- Wie werden sich Dinge in der Zukunft verändern?
- Was ist verloren gegangen und was haben wir gewonnen?
- Welches Wissen habe ich, das für andere nützlich sein könnte?
- Wen würde ich es gerne wissen lassen?
- Was geschieht im Moment nicht, müsste aber geschehen – und was geschieht im Moment, sollte aber nicht geschehen?
- Wen würde ich gerne bei der Arbeit beobachten?
- Wie könnte ich meine Position verändern, um die Welt ganz anders zu sehen?
- Was habe ich gelesen/gehört/gedacht, das mich verwirrt?
- Wie hat sich das Verhalten der Menschen verändert?
- Wie hat sich das verändert, woran Menschen glauben?
- Was macht mich wütend, traurig, glücklich, besorgt, ängstlich oder zufrieden?
- Was erwarte ich zu sehen und zu hören? Und was sehe und höre ich tatsächlich?

10.1.4 Thema und Forschungsfrage

„Das Thema ist nur der (Arbeits-) Titel Ihrer Arbeit!“ (Karmasin; Ribing 2010: 23). Steht erst einmal Ihr Thema, können Sie Ihre Forschungsfrage formulieren. Karmasin und Ribing (2010) unterscheiden fünf Fragetypen: beschreibende, erklärende, prognostizierende, gestalterische und bewertende Fragen. Stellen Sie sich folgendes Thema vor: ‚Die Veränderung der Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft‘. Aus diesem Thema kann zu jedem Fragentyp eine Fragestellung gebildet werden. Zu beachten ist hierbei, dass für Haus- und Bachelorarbeiten eher beschreibende und erklärende Fragen maßgeblich sind.

Tabelle 4: Fragetypen und Forschungsfragen

Fragetyp	Leitfrage	Beispiel
Beschreibung	Was ist der Fall? Wie sieht die ‚Realität‘ aus? Oder: Sieht die Realität wirklich so aus? Oder die phänomenologische Frage: Was geht hier eigentlich vor?	Wie haben sich Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft mit der Einführung des privaten Rundfunks verschoben?
Erklärung	Warum ist es etwas der Fall?	Warum haben sich die Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft mit der Einführung des privaten Rundfunks verschoben?
Prognose	Wie wird etwas künftig aussehen? Welche Veränderungen werden eintreten?	Wie werden sich die Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft angesichts der neuen Möglichkeiten von Online-Werbung verschieben?
Gestaltung	Welche Maßnahmen sind geeignet, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen?	Wie erhöht man die Aufmerksamkeit für Online-Werbung?
Kritik/Bewertung	Wie ist ein bestimmter Zustand vor dem Hintergrund explizit genannter Kriterien zu bewerten?	Wie ist Online-Werbung hinsichtlich der Fragen des Datenschutzes zu bewerten?

Quelle: vgl. Karmasin; Ribing 2010: 25; eigene Beispiele, eigene Darstellung

10.1.5 Eine Forschungsfrage eingrenzen

Die in der Tabelle genannten Beispielfragestellungen sind zwar schon präziser, jedoch immer noch zu vage formuliert. Diese Beispielfragen können durch Spezifikationen von Ort und/oder Zeit, Akteuren oder Handlungsfeldern weiter präzisiert werden. Die Kombination von mehreren verschiedenen Spezifikationen ist ebenfalls möglich.

Ein Beispiel anhand einer beschreibenden Fragestellung: ‚Wie haben sich Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft mit der Einführung des privaten Rundfunks verschoben?‘ Durch die Spezifikation von Ort und/oder Zeit kann hieraus z. B. folgende Fragestellung entstehen: ‚Wie haben sich die Werbebudgets der werbetreibenden Wirtschaft *in Deutschland* mit der Einführung des privaten Rundfunks *im Jahr 1984 innerhalb der ersten zehn Jahre* verschoben?‘ Die Spezifikation durch Akteure erlaubt folgende präzise Beispielfragestellung: ‚Wie haben sich die Werbebudgets *der deutschen Automobilhersteller* mit der Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland verschoben?‘ Aus der Spezifikation der Handlungsfelder kann dieses Beispiel abgeleitet werden: ‚Wie haben sich Werbebudgets der Werbetreibenden Wirtschaft *für Printmedien* mit der Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland verschoben?‘

10.2 Eine Arbeit gliedern und strukturieren

Bevor Sie den ersten Buchstaben tippen, sollten Sie sich mit dem Aufbau der schriftlichen Ausarbeitung beschäftigen und eine erste vorläufige Gliederung entwerfen. Eine schriftliche Arbeit beginnt mit einem Deckblatt, auf dem die wichtigsten Informationen für die Prüfenden enthalten sind. Auf der nächsten Seite befindet sich das Inhaltsverzeichnis, das Inhalt und Argumentation der Arbeit wiedergibt. Schriftlich ausgearbeitet folgen: Einleitung, Hauptteil und Schluss. Hinter dem schriftlichen Teil dürfen das Literatur- und Quellenverzeichnis nicht fehlen. Abbildungsverzeichnis und Abkürzungsverzeichnis sind ebenfalls mögliche Bestandteile. Alle restlichen Unterlagen, die zur Nachvollziehbarkeit der Ausarbeitung dienen, können Sie abschließend in den Anhang einfügen. Den Abschluss der Ausarbeitung bildet die Erklärung der Eigenständigkeit.

10.2.1 Deckblatt

Auf dem oberen Teil des Deckblatts stehen die Angaben zur Universität, zum besuchten Seminar usw. In der Mitte des Deckblatts steht in einer größeren Schriftgröße der Titel und – falls vorhanden – der Untertitel.

Auf dem unteren Teil des Deckblatts werden abschließend Ihre persönlichen Daten vermerkt.

Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Institut für Kommunikationswissenschaft
Seminar: Seminartitel
Semester; Name des Dozierenden

Titel
Untertitel

Nachname, Vorname
Studiengang (alle Haupt- und Nebenfächer)
E-Mail Adresse
Straße, Hausnummer
Postleitzahl, Ort
Matrikelnummer

10.2.2 Inhaltsverzeichnis

Im Inhaltsverzeichnis sollte sich der Inhalt der Ausarbeitung widerspiegeln. Ein gutes Inhaltsverzeichnis erlaubt dem Lesenden einen Überblick Ihrer Arbeit und gibt konkrete Hinweise, was innerhalb Ihrer Arbeit behandelt werden wird und was nicht.

Bei der Ausgestaltung sollten Sie ein einheitliches Layout entwerfen. Ihre Ober- und Unterpunkte müssen verschiedene Titel tragen und diese Titel müssen sich in den Überschriften innerhalb des schriftlichen Teils wiederfinden. Sie sollten rechtsbündig neben die Titel der Ober- und Unterpunkte die Zahl der Seite schreiben, auf der das jeweilige Kapitel beginnt. Ein Gliederungspunkt darf niemals alleine stehen, er erfordert immer mindestens einen zweiten. Nachfolgend sehen Sie drei Gliederungsbeispiele:

I. Einleitung	Einleitung	A. Einleitung
II. Hauptteil	1. Kapitel d. Hauptteils	B. Hauptteil
1. Kapitel	1.1 Unterpunkt	I. Kapitel
1.1 Unterpunkt	1.1.1	1. Unterpunkt
1.1.1	1.1.2	1.1
1.1.2	1.1.3	1.1
1.1.3	1.2 Unterpunkt	1.1
1.2 Unterpunkt	1.2.1	2. Unterpunkt
1.2.1	1.2.2	2.1
1.2.2	2. Kapitel d. Hauptteils	2.2
2. Kapitel	2.1 Unterpunkt	II. Kapitel
2.1 Unterpunkt	2.1.1	1. Unterpunkt
2.1.1	2.1.2	1.1
2.1.2	2.2 Unterpunkt	1.2
2.2 Unterpunkt	2.2.1	2. Unterpunkt
2.2.1	2.2.2	2.1
2.2.2	3. Fazit	2.2
III. Fazit		C. Fazit

Abbildung 8: Gliederungsbeispiele für das Inhaltsverzeichnis

Es gibt eine Fülle an Gliederungsmöglichkeiten. Im zweiten Beispiel werden Sie vielleicht festgestellt haben, dass die Einleitung nicht in der linksbündigen Nummerierung der Gliederung miteinbegriffen ist. Ein solches Vorgehen ist durchaus üblich, nicht alle Autorinnen und Autoren schreiben eine Ziffer vor die Elemente Einleitung, Literaturverzeichnis und Anhang. Wie Sie das handhaben, ist Ihnen überlassen. Die wichtigste Regel ist die Einheitlichkeit Ihrer Ausgestaltung. Häufig veröffentlichen die Institute Vorgaben für die formale Gestaltung von schriftlichen Arbeiten. In Bamberg finden Studierende sie auf folgender Webseite: http://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/split_lehrstuehle/kommunikationswissenschaften_1/Dateien/Downloads/Studium/Formalia_Haus-BA-MA-Arbeiten.pdf.

10.2.3 Abkürzungsverzeichnis

Bisweilen ist es hilfreich, mit einem Abkürzungsverzeichnis zu arbeiten, das den Überblick erleichtert. Dennoch sollten Sie nicht darauf

verzichten, Abkürzungen bei der ersten Nennung im Text zu erklären. Dies gilt natürlich nicht für Abkürzungen die im Duden erläutert sind (wie ‚usw.‘, ‚z.B.‘, ‚etc.‘, ‚usw.‘). Ein Abkürzungsverzeichnis könnte so aussehen:

Abkürzungsverzeichnis:

AGOF	Arbeitsgemeinschaft Online Forschung
FSK	Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft
KEK	Kommission zur Ermittlung der Konzentration
ZAK	Kommission für Zulassung und Aufsicht

Abbildung 9: Abkürzungsverzeichnis

10.2.4 Abbildungs-/Tabellenverzeichnis

Abbildungen und Tabellen sollten mit einer aussagekräftigen Überschrift versehen und fortlaufend nummeriert werden. Im Verzeichnis sind alle Abbildungen und Tabellen aufgeführt, samt entsprechender Nummerierung und rechtsbündiger Seitenzahl. Sollten Sie weniger als vier Abbildungen oder Tabellen in Ihrer Arbeit aufgeführt haben, müssen Sie kein separates Verzeichnis anlegen.

10.2.5 Einleitung

Die Einleitung skizziert den Gegenstand Ihrer Arbeit. Sie „fungiert als Einführung in das Thema, Rechtfertigung der Themenstellung sowie der Forschungsfrage und soll den Bezug zur aktuellen Diskussion herstellen“ (Karmasin; Ribing: 27). Zusammen mit dem Schluss bildet die Einleitung eine gedankliche Klammer in Form der einleitenden Frage und der abschließenden Antwort. Die Einleitung enthält daher die Problem- bzw. Fragestellung Ihrer Ausarbeitung. Diese muss ausreichend begründet und ihre fachliche Relevanz dargelegt werden. Erläutern Sie auch die Zielsetzung: Was möchten Sie mit Ihrem Text leisten und was nicht? Zudem könnten Sie auch erste terminologische Probleme aus dem Weg räumen und erläutern, welche Definitionen Sie in Ihrer Arbeit nutzen und welche nicht. Ganz allgemein sollte eine gute Einleitung unbedingt:

- die Forschungsfrage, bzw. die Hypothesen ausführen,
- einen Bezug zum aktuellen Forschungsstand herstellen,
- auf thematische Beschränkungen hinweisen,
- die verwendeten Methoden vorstellen und
- die inhaltliche Vorgehensweise darstellen.

Die endgültige Einleitung sollten Sie erst am Ende des Schreibprozesses verfassen, denn um die Verfahrensweise erläutern zu können, müssen Sie diese erst einmal ausgearbeitet haben. Neben all diesen Aspekten muss eine Einleitung auch Interesse am Lesen wecken. Sie dürfen daher in der Einleitung ein wenig ‚spannender‘ als im folgenden Hauptteil formulieren.

10.2.6 Hauptteil

Einleitung und Schluss bilden eine gedankliche Klammer mit Frage und Antwort¹: In dieser gedanklichen Klammer bildet der Hauptteil die Begründung für Ihre Antwort. Der Hauptteil Ihrer schriftlichen Ausarbeitung besteht aus einer Kette von verschiedenen Argumenten, die Ihnen die Möglichkeit bieten, ein Fazit zu ziehen und Ihre Forschungsfrage zu beantworten.² Dazu müssen Sie alle Aspekte der Fragestellung aufgreifen und diese einzeln bearbeiten. Ihre Forschungsfrage muss dazu erst in einzelne Teile ‚aufgebrochen‘ werden, die nötig sind, um sie in mehreren Argumentationsschritten zu beantworten. Doch was ist eigentlich ein Argument und wie ist es aufgebaut?

Ein Argument ist eine „Folge von Sätzen, bestehend aus mindestens einer Prämisse und genau einer Konklusion. Die Prämissen [...] werden angeführt als Gründe, die Konklusion [...] zu akzeptieren“ (Bayer 2007: 225). Die Prämissen ‚Es regnet‘ und ‚Regen ist nass‘ erlauben die Konklusion ‚Es ist nass‘ (vgl. ebd.). Die Grundstruktur eines Arguments ähnelt somit dem Aufbau einer wissenschaftlichen Ausarbeitung, denn auch der Hauptteil besteht aus mehreren Prämissen, die

¹ Wenn Sie Ihren Text fertig geschrieben haben, können Sie versuchen, die Einleitung und den Schluss ohne Hinzunahme des Hauptteils zu lesen. Diese Fokussierung auf die gedankliche Klammer hilft Ihnen bei der Erstellung einer schlüssigen Arbeit.

² Sollten Sie Probleme bei der Gliederung Ihres Hauptteils haben, ist es hilfreich, die einzelnen Kapitel auf Karteikarten zu schreiben und sie auf diese Weise verschiedene Anordnungen und ihre Vor- und Nachteile durchzuspielen.

eine Konklusion im Fazit erlauben. Halwax, Huber und Süßenbacher (vgl. 2009: 150) nennen das die Makrostruktur der Argumentation. Diese sei im Grunde nur die Gliederung des Hauptteils. Ihre Fragestellung können Sie nur durch logisch miteinander verknüpfte Argumente beantworten. Um Ihre Schlüsse zu beweisen, brauchen Sie Belege (siehe Kapitel 8). Mögliche Belege können Zitate, selbsterhobene Daten oder Daten und Statistiken aus recherchierten Studien sein. Für die Kommunikationswissenschaft bieten sich hier zahlreiche Möglichkeiten. Je nach Themenbereich können Sie öffentliche Statistiken, Unternehmensberichte, Daten des Statistischen Bundesamts, Studien anderer Forscherinnen und Forschern u. v. m. nutzen.

Zur besseren Verständlichkeit soll hier erneut die Beispielfragestellung aus dem oberen Abschnitt aufgegriffen werden. Für eine Ausarbeitung der Fragestellung: ‚Wie haben sich Werbebudgets der Werbetreibenden Wirtschaft für Printmedien mit der Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland verschoben?‘ werden Sie belegen müssen, dass und wie sich Werbebudgets seit der Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland verschoben haben. Die beste Möglichkeit dafür bieten Ihnen Daten des *Zentralverbands der deutschen Werbewirtschaft* (ZAW). Nachdem Sie den Beleg für die Entwicklung der Werbebudgets eingefügt haben, sollten Sie auf diesen auch Bezug nehmen und einen Schluss aus ihm ziehen (Konklusion). Achten Sie darauf, dass Ihre Schlussfolgerung immer explizit erläutert ist. Verstecken Sie diese nicht zwischen den Zeilen, sondern formulieren Sie klar und deutlich, welche Bedeutung dahinter steckt. Sie sollten dabei Ihre Argumente so anordnen, dass einzelne Kapitel nicht Daten, Begründungen oder Belege enthalten, die erst im nächsten Kapitel erläutert werden. Nur so entsteht eine konsistente Argumentationskette von der Forschungsfrage bis zu deren Beantwortung (vgl. Karmasin; Ribing 2010: 93).

Die Argumentation kann *linear* aufgebaut sein, d. h. die Argumentation besteht aus einfachen Argumentationsketten, wobei ein Argumentationsglied auf dem vorherigen aufbaut. Eine Argumentation kann jedoch auch *dialektisch* erfolgen. Hierbei erfolgt aus These und Antithese eine Synthese, d. h. aus zwei gegenüberstehenden Argumentationsgliedern wird ein eigenes Urteil gebildet. Was für ein einzelnes Argument auf der Mikroebene gilt, kann auch auf die Makrostruktur des gesamten

Argumentationsprozesses übertragen werden (vgl. Halwax; Huber; Süßenbacher 2009: 150). Sie können zwar einzelne Argumente linear aufbauen, jedoch sollten in Ihrer Argumentationsstruktur auch Autorinnen und Autoren zu Wort kommen, die nicht Ihrer Meinung entsprechen:

Es geht darum, den Stand der Diskussion darzustellen. Wenn nur eine relevante Literaturstelle Ihre Meinung stützt und wesentliche andere das Gegenteil darlegen, so sollten Sie Ihre Argumentation ändern und keinesfalls nur jene Literaturbelege anführen, die sich mit Ihrer Meinung decken (Karmasin; Ribing 2010: 93).

Die Schlussfolgerung einer Argumentation kann in zwei verschiedene Typen eingeteilt werden – in induktive und deduktive Schlüsse.³ Bei einer Deduktion schließen Sie vom Allgemeinen auf das Besondere. Wenn die Prämissen eines deduktiven Arguments wahr sind, muss folglich auch die Konklusion wahr sein (vgl. Bayer 2007: 227). Die Aussage ‚Dinge, die alle Medien beeinflussen, beeinflussen auch Printmedien‘, ist eine gültige deduktiver Schlussfolgerung. Induktive Schlüsse funktionieren umgekehrt. Die Prämissen bei einem induktiven Argument beschreiben dabei etwas Besonderes oder Individuelles und die Konklusion etwas Allgemeines. Auch wenn die Prämissen einer Induktion wahr sind, heißt das nicht, dass die Konklusion mit Sicherheit wahr ist (vgl. ebd.: 230). Die Aussage ‚Dinge, die Printmedien betreffen, betreffen auch alle anderen Medien‘ ist eine Induktion und ein argumentativer Fehler. Sie sollten diese Art der Schlussfolgerungen unbedingt vermeiden, da sie zu voreiligen Generalisierungen führt.

10.2.7 Schluss

Am Ende jeder Ausarbeitung steht der Schluss, der die Beantwortung der einleitenden Fragestellung enthält. Begründen Sie Ihre Antwort durch eine abschließende Zusammenfassung (vgl. Karmasin; Ribing 2010: 80) der bisherigen Argumentation in Thesenform. Im Schluss ist auch Platz für eigene Kritik und Anregungen. Gehen Sie kritisch mit Ihrer Antwort um, grenzen Sie Ihre Erkenntnisse ein und versuchen Sie diese nicht als unumstößliche Wahrheiten zu betrachten? Welche

³ Die Abduktion ist eine weitere, jedoch strittige Form der Schlussfolgerung. Auf diese soll hier nicht eingegangen werden (siehe hierzu Schurz 2011: 52–55).

Themenbereiche kann Ihre Arbeit nicht abdecken? Welche Grenzen haben Ihre Erhebungsinstrumente? Versuchen Sie aufzuzeigen, welche Fragen Sie nicht beantworten konnten und geben Sie einen Ausblick darauf, welche neuen Fragen sich aus Ihrer Antwort ergeben können (vgl. Karmasin; Ribing 2010: 80).

10.2.8 Literaturverzeichnis

Im Literaturverzeichnis (siehe allgemein Kapitel 9) sind alle verwendeten Titel im Anschluss an den Textteil aufgeführt. Sollten Sie mit Quellen arbeiten, bietet es sich an, diese in einem Quellenverzeichnis von der Forschungsliteratur zu trennen. Das Literaturverzeichnis beginnt auf einer neuen Seite und ist in alphabetisch geordneter Reihenfolge zu verfassen.

10.2.9 Anhang

In den Anhang legen Sie all jene Dokumente und Unterlagen, „deren Integration in den Hauptteil unpassend wäre“ (Karmasin; Ribing 2010: 44), die aber notwendig sind, um ihre Ausarbeitung zu verstehen. Bei diesen Dokumenten und Unterlagen kann es sich um Zeitungsausschnitte, Codebücher, Szenenprotokolle, Gesetzestexte, Untersuchungsschemata oder Fragebögen handeln, die Sie in Ihrer Arbeit verwenden. Wenn Sie derartige Dokumente und Unterlagen beifügen, können Sie diese zitieren. Dazu müssen Sie mittels eines Belegs oder einer Fußnote auf den Anhang verweisen. Häufig bietet sich an, diese Unterlagen auch in digitaler Form einzureichen. Fragen Sie bei Problemen in diesem Kontext am besten Ihre Prüfenden.

10.2.10 Erklärung der Eigenständigkeit

Eine Eigenständigkeitserklärung ist die Versicherung der Studierenden gegenüber den Prüfenden und der Universität, dass die Erarbeitung eigenständig verfasst wurde. Diese Erklärung muss aus prüfungsrechtliche Gründen mit Ort, Datum und Unterschrift vervollständigt werden und der Ausarbeitung ganz am Ende beigefügt werden. Nachfolgend finden Sie die für das Bamberger Institut für Kommunikationswissenschaft relevante Eigenständigkeitserklärung:

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit gemäß §19 Abs. 2 der Allgemeinen Prüfungsordnung (APO) selbstständig verfasst habe, sämtliche verwendeten Quellen angegeben habe und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt wurden, dass Zitate kenntlich gemacht sind und die Arbeit noch in keinem anderen Kurs (auch an anderen Universitäten und Einrichtungen) vorgelegt wurde. (Universität Bamberg, Institut für Kommunikationswissenschaft 2014)

10.3 Schreiben

Beim Schreiben eines wissenschaftlichen Texts müssen Sie einige Anforderungen beachten. Der Schreibstil, wie er in Haus- und Bachelorarbeiten gefordert ist, zeichnet sich durch eine objektive und plausible Argumentation, präzise und sachliche Formulierungen, eine angemessene Verwendung von Fachtermini und Fremdwörtern und die Pflicht zum Belegen aus (vgl. Kruse 2011: 54). Doch bei der Fülle dieser Anforderungen sollten Sie nicht den Sinn hinter den Regeln vergessen.

Sie sollten möglichst präzise und sachlich formulieren, da wissenschaftliche Texte möglichst keinen Raum für Interpretationen bieten sollten (vgl. ebd.: 57). Versuchen Sie, die komplexe Schachtelsätze zu vermeiden und streben Sie einen klaren Satzbau an: Nur auf diese Weise kann Ihr Text so verstanden werden, wie Sie ihn beim Schreibprozess intendiert haben. Daher sollten Sie auf jede Form von Umgangssprache sowie auf metaphorische Ausdrücke verzichten (vgl. ebd.). In der Wissenschaft geht es nicht darum, stilistisch zu glänzen, sondern sich so präzise auszudrücken, dass möglichst alle Lesenden den Text auf die gleiche Art verstehen.

Auch aus diesem Grund sollten Sie Definitionen verwenden, „Konstrukte, die den Gebrauch und das Verständnis eines Begriffs erklären“ (Karmasin; Ribing 2010: 84). Sie klären mit einer Definition, was genau Sie unter einem bestimmten Begriff verstehen und was nicht. Unscharfe Begriffe sollten Sie entweder präzisieren oder durch andere, treffendere Formulierungen ersetzen. Für Fachtermini gilt dies aber nicht, da sie den Anschluss an die Forschungsdisziplin herstellen.⁴ Sie müssen i. A. nicht jedes Wort in Ihrer Ausarbeitung definieren. Nutzen Sie fol-

⁴ Nicht selten kursieren in einem Fach mehrere Definitionen. Dann sollten Sie darauf hinweisen und klären, welche Sie warum favorisieren.

gende Faustregel: Ist die Bedeutung des Begriffs im Duden mit ihrer Verwendung des Begriffs konform, müssen Sie ihn nicht definieren.

Wissenschaftliches Wissen ist ein kollektives Gut (siehe Kapitel 1) und nicht etwas, das nur in einer oder für eine Person allein existiert. Wissenschaftliches Schreiben bedeutet, das Wissen einer fachlichen Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen und dabei die eigenen Erkenntnisse in dieses Wissen zu integrieren. Daher sollten Sie Formulierungen mit ‚Ich‘ besser vermeiden (vgl. Kruse 2011: 58) und auf subjektive Beurteilungen und Empfindungen verzichten. Der integrative Prozess, den eigenen Text in Bezug zu anderen Texten zu setzen, wird als Intertextualität bezeichnet: Jeder wissenschaftliche Text muss „auf andere Texte Bezug nehmen und das darin vorhandene Wissen aufgreifen bzw. weiter entwickeln“ (ebd.: 57f.). Dabei ist es nicht immer einfach, die eigenen Gedanken klar und präzise zu formulieren und gleichzeitig die Gedanken anderer wiederzugeben. Damit sich der Unterschied zwischen Ihren eigenen und den Leistungen anderer auch in Ihrem Text widerspiegelt, ist die wissenschaftliche Sprache auf Belege angewiesen (siehe Kapitel 8) Sie müssen darauf achten, Dritten die Möglichkeit zu geben, den Prozess Ihrer Wissensbildung zu rekonstruieren. Wissen kommt nicht von irgendwoher, daher müssen Sie Ihre Quellen – also Daten, Zitate oder gedankliche Übernahmen – durch Belege offenlegen.

Alle bisher genannten Regeln dienen dazu, andere Ihren Text verstehen zu lassen. Prüfende werden bei der Begutachtung Ihrer Ausarbeitung darauf achten, dass Sie alle inhaltlichen Aspekte verständlich erläutert haben, die Ausarbeitung in sich geschlossen ist und sich der gesamte Entstehungsprozess durch korrekte Belege und Literaturangaben nachvollziehen lässt.

Die Erstellung einer Ausarbeitung ist ein Selektionsprozess. Sie selektieren alles – von Ihrer verwendeten Literatur über ihre Fragestellung bis zu Ihrer verwendeten Methode. Jede Selektionsentscheidung sollte begründet werden können. Hierzu können Sie sich folgende Fragen stellen:

- Warum habe ich dieses Thema gewählt?
- Warum genau diese Fragestellung?
- Warum habe ich diese Quellen verwendet und keine anderen?
- Warum habe ich diese Methode gewählt?

- Warum arbeite ich mit dieser Theorie und nicht mit anderen?
- Warum verwende ich diese Definition?
- Warum halte ich diese Schlussfolgerung für angemessen?

Damit Sie sich sicher sein können, dass Ihre Ausarbeitung verständlich und systematisch aufgebaut ist und einer inneren, begründeten Logik folgt, können Sie die den fertigen Text von einer dritten Person lesen lassen. Textpassagen, die diese Person ohne eine intensive zusätzliche Erklärung nicht versteht, sollten Sie überarbeiten.

10.4 Checkliste

Arbeitsschritte:

- (1) Wahl des Arbeitsthemas nach Rücksprache mit den Dozierenden und erste Literaturrecherche
- (2) Konsequente Bearbeitung des Untersuchungsgegenstandes und Formulierung der Fragestellung und erster Arbeitshypothesen
- (3) Systematische Literaturrecherche (siehe Kapitel 9)
- (4) Bearbeitung der Sekundärliteratur; parallel dazu Verfeinerung bzw. Erweiterung der Arbeitshypothese
- (5) Erstellung einer ersten Gliederung
- (6) Ausformulierung des Hauptteils auf Basis der Gliederung; evtl. Erhebung und Auswertung von Daten
- (7) Formulierung von Einleitung und Schluss
- (8) Korrektur: Schlüssigkeit von Argumentation, Stil und Orthografie; Zeitlichen Abstand einplanen – dies ermöglicht eine objektivere Betrachtungsweise des eigenen Werkes
- (9) Abgabe

10.5 Literatur

- Bayer, Klaus (2007): *Argument und Argumentation*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brauner, Detlef Jürgen; Vollmer, Hans-Ulrich (2008): *Erfolgreiches Wissenschaftliches Arbeiten*. Sternenfels: Verlag Wissenschaft und Praxis.
- Dahinden, Urs; Sturzenegger, Sabina; Neuron, Alessia C. (2006): *Wissenschaftliches Arbeiten in der Kommunikationswissenschaft*. Bern et al.: Haupt.
- Eco, Umberto (2002): *Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt: Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. 9. Aufl. Heidelberg: Müller.
- Halwax, Julia; Huber, Beate; Süßenbacher, Daniela (2009): *Schreiben und Argumentieren in wissenschaftlichen Arbeiten*. In: Hienerth, Claudia (Hrsg.): *Wissenschaftliches Arbeiten kompakt*. Wien: Linde, S. 17–44.
- Kalina, Ondřej et al. (2003): *Grundkurs Politikwissenschaft: Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Karmasin, Matthias; Ribing, Rainer (2010): *Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten. Ein Leitfaden für Seminararbeiten, Bachelor-, Master- und Magisterarbeiten sowie Dissertationen*. Wien: WUV.
- Kruse, Otto (2011): *Den Schreibprozess bewältigen*. In: Hug, Theo; Niedermaier, Klaus (Hrsg.): *Wissenschaftliches Arbeiten*. Innsbruck: Studienverlag, S. 53–71.
- Murray, Donald Morison (1993): *Write to learn*. Fort Worth: Harcourt Brace College.
- Schurz, Gerhard (2011): *Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Darmstadt: WBG.
- Universität Bamberg, Institut für Kommunikationswissenschaft (2014): *Formale Vorgaben für Hausarbeiten, BA- und MA-Arbeiten*. Online verfügbar unter: https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/split_lehrstuehle/kommunikationswissenschaften_1/Dateien/Downloads/Studium/Formalia_Haus-BA-MA-Arbeiten.pdf <30.06.2015>.

11. Typografie für wissenschaftliche Arbeiten

Carsten Wunsch

Ein Kapitel über typografische Gestaltung in einem Lehrbuch zur Propädeutik wissenschaftlichen Arbeitens ist sicher eine Seltenheit. Denn schließlich weiß doch jede und jeder, wie man ein Textverarbeitungsprogramm benutzt, Überschriften formatiert oder eine schöne Schrift auswählt. Auch liefern moderne Textverarbeitungen u. a. in Form von Formatvorlagen mannigfaltige Hilfestellung für die Formatierung von Texten. Darüber hinaus lassen sie nahezu jegliche Formatierungen zu und ermöglichen es auch dem ungeübten Nutzer selbst das kleinste Detail nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Aber gerade diese vielen Möglichkeiten stellen die Verfasserin oder den Verfasser und letzten Endes dann auch die Leserin und den Leser eines Textes vor Probleme. Denn ohne die Kenntnis der wichtigsten typografischen Handwerksregeln erscheint das Ergebnis im besten Fall ästhetisch nicht ansprechend, oft ist es hingegen schwer lesbar.

Dozierende einer (gut ausgelasteten) sozial- oder geisteswissenschaftlichen Disziplin an einer Universität sehen sich jährlich mehreren tausend Seiten Text gegenüber, die sie lesen und begutachten müssen. Die typografische Gestaltung stellt dabei zwar i. A. keinen notenrelevanten Bewertungsaspekt dar. Ein gut lesbarer Text macht ihr oder ihm aber nicht nur diese Arbeit leichter, sondern wird die Konzentration auf das Wesentliche – Ihre inhaltliche Argumentation – erleichtern und Verdross ersparen. Aus der kommunikationswissenschaftlichen Persuasionsforschung wissen wir übrigens, dass Gefühle auch als sog. ‚Urteilsheuristiken‘ dienen und daher das, was wir beim Lesen eines Textes empfinden – sei es Ärger über die schlechte Lesbarkeit oder auch Freude über das angenehme, flüssig lesbare Schriftbild – auch einen Einfluss auf die Akzeptanz der im Text vorgebrachten Argumente haben können (vgl. Forgas 1995).

All dies sind gute Gründe, sich im Rahmen der Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Propädeutik auch mit der typografischen Gestaltung von (wissenschaftlichen) Texten zu befassen.

11.1 Über Typografie

Typografie umfasst all jene Handwerksregeln, die sich auf die Gestaltung eines Texts mittels Schrift, Schriftauszeichnungen, Flächenaufteilung und Abbildungen beziehen. Dabei wird die sog. Mikro- und Makrotypografie unterschieden. Erstere bezieht sich auf die Auswahl von und Gestaltung mit Hilfe von Schrift und Schriftzeichen, letztere auf die Gestaltung ganzer Absätze und Seiten.

Eine erste wichtige typografische Regel lautet: Gute Textgestaltung ist keine Kunst, sondern Handwerk! Es geht also nicht um individuelle Kreativität, welche in der Textgestaltung zum Ausdruck kommen soll. Vielmehr ist die beste Typografie jene, die dem Leser und der Leserin nicht auffällt – und daher fast zwangsläufig tradierten Regeln folgt. Daneben gelten in aller Regel auch konkrete Formatvorgaben durch die Betreuerin oder den Betreuer einer Seminar- oder Abschlussarbeit, die die gegenstandsspezifischen Anforderungen und mitunter auch Vorlieben der Dozierenden spiegeln. Im Zweifelsfall ist diesen Vorgaben Vorrang zu geben. Auch wenn Sie bei der Erstellung Ihrer schriftlichen Arbeit daher nicht immer frei entscheiden können, werden im Folgenden alle Aspekte der typografischen Gestaltung vorgestellt.

11.2 Makrotypografie

11.2.1 Seitengestaltung

Der Satzspiegel ist wie der Rahmen eines Bildes. Ein echter Rembrandt in einem schiefen, bunten, neonfarbenen PVC-Rahmen wird immer wie eine billige Kopie wirken. Ebenso wird ein inhaltlich perfektes Dokument mit verkorkstem Satzspiegel nicht die Geltung erfahren, die es verdient. (Kohm, 2002: 281)

Die Positionierung des (Fließ-)Textes auf der Seite durch Festlegung der Seitenränder wird Satzspiegel genannt. Dieser sollte sich zum einen an bestimmten Proportionen zum anderen an der optimalen und damit gut lesbaren Zeilenlänge orientieren. Die richtige Zeilenlänge ist dafür

verantwortlich, dass wir als Leser und Leserin weder zu oft die Zeile wechseln müssen noch beim Zeilenwechsel den Beginn der nächsten Zeile aus dem Blick verlieren. Dieser Effekt lässt sich am Beispiel in den Abbildungen¹ 10 und 11 gut nachvollziehen.

Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt. Es gibt keine deutsche Mannschaft spielt offensiv und die Name offensiv wie Bayern. Letzte Spiel hatten wir in Platz drei Spitzen: Elber, Jancka und dann Zickler. Wir müssen nicht vergessen...

Abbildung 10: Zu lange Zeilen (> 100 Zeichen pro Zeile)

Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt. Es gibt keine deutsche Mannschaft spielt offensiv und die...

Abbildung 11: Optimale Zeilenlänge (50-80 Zeichen pro Zeile)

Die optimale Zeilenlänge liegt dabei ca. zwischen 50 und 80 Zeichen pro Zeile, wird im Detail aber auch von weiteren Faktoren, wie beispielsweise der Schriftart und dem Zeilenabstand beeinflusst.

Die Proportionen des Satzspiegels orientieren sich an der Gestalt des Goldenen Schnitts. Für die hieran orientierte Festlegung des Satzspiegels gibt es Konstruktionsregeln, deren Vorstellung hier aber zu weit führen würde. Mit folgender einfacher Daumenregel kommt man dem Ergebnis schon recht nahe: Die vier Ränder (Bund-, Kopf-, Außen- und Fußsteg, siehe Abbildung 12) weisen unterschiedliche Größen auf. Dabei kommen bei einseitig und zweiseitig gedruckten Dokumenten unterschiedliche Vorgaben zum Einsatz. Die Festlegung der Ränder bei *zweiseitigem* Druck kann vereinfacht nach der Relation 2 : 3 : 4 : 6 für Bund-, Kopf-, Außen- und Fußsteg erfolgen, also beispielsweise links 2 cm, oben 3 cm, rechts 4 cm und unten 6 cm. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass die Umsetzung dieser Vorgaben dazu führen, dass der linke Rand einer linken Seite eine andere Breite hat als der linke Rand einer rechten Seite und vice versa.

¹ Der hier und im Folgenden verwendete Blindtext besteht aus Auszügen der ‚Wutrede‘ von Giovanni Trapattoni auf einer Pressekonferenz am 10. März 1998.

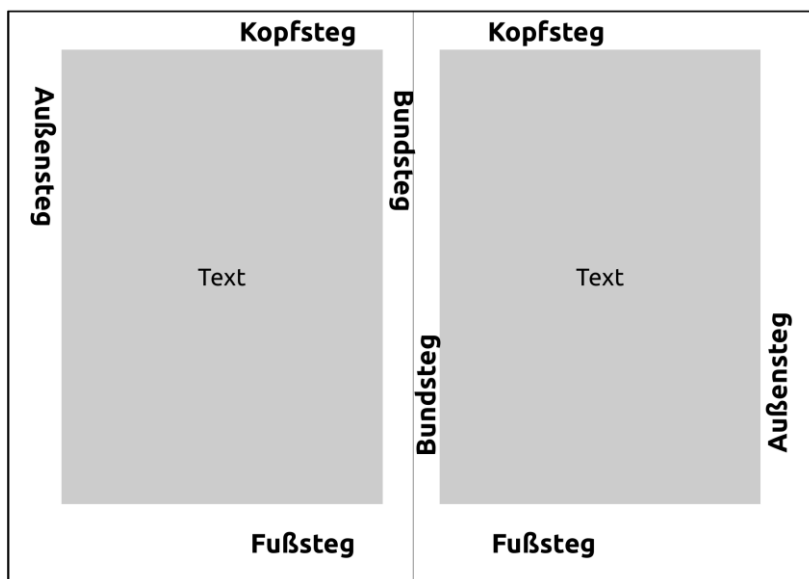


Abbildung 12: Satzspiegelkonstruktion

Bei *einseitigem* Druck wird die Textfläche hingegen vertikal mittig ausgerichtet. Eine einfachere Möglichkeit zur harmonischen Seitenaufteilung bei einseitigem Druck besteht in der Verwendung einer Relation, in der Bund-, Kopf- und Außenstege gleich breit sind und zum Fußstege das gleiche Verhältnis haben wie die Seitenbreite zur Seitenhöhe (www.typografie.info²): Danach ergibt sich bei einem DIN-A4-Hochformat ein Fußstege, der 1,41 mal (297 mm : 210 mm) so groß ist, wie die drei anderen Stege.

Unabhängig davon, für welchen Satzspiegel man sich letztlich entscheidet, müssen in dieser so ermittelten Textfläche auch die Fußnoten und der sog. ‚lebende Kolummentitel‘ untergebracht werden. Darunter versteht man etwaige Kopfzeilen, welche neben der Seitenzahl auch noch den Kapiteltitel, Autorin/Autor o.Ä. enthalten und die Fußzeile

² <http://www.typografie.info/3/topic/22960-satzspiegel-f%C3%BCr-wissenschaftliche-arbeit/> <30.06.2015>.

mit den Fußnoten. Lediglich der ‚tote Kolumnentitel‘ muss nicht hinzugerechnet werden. Dieser enthält ausschließlich die Seitenzahl.

Bei der Satzspiegelkonstruktion gilt es weiterhin zu berücksichtigen, dass bei der Bindung einer Arbeit ein kleiner Teil des Bundstegs verbraucht wird, da dieser nach der Bindung oder dem Abheften des Textes nicht mehr einsehbar ist. Der genaue Umfang dieser sog. Bindekorrektur hängt von der Art der Bindung ab, beträgt i. d. R. einige wenige Millimeter und sollte bei Berechnung der Ränder berücksichtigt werden.

Wird der Satzspiegel auf diese eben beschriebene Weise berechnet, sieht das gedruckte Ergebnis i. d. R. sehr harmonisch aus und bietet auch eine gute Lesbarkeit. Leider (aus typografischer Sicht) ist es bei wissenschaftlichen Arbeiten in den meisten Fällen nötig, der Gutachterin oder dem Gutachter im Außensteg Platz für handschriftliche Anmerkungen zu bieten. Daher gibt es im Allgemeinen auch Vorgaben, dass dieser Rand zwischen 3 und 5 cm betragen sollte. In diesem Fall kann der ‚Goldene Schnitt‘ nur noch als grobe Orientierung dienen.

11.2.2 Überschriften

Kapitelüberschriften dienen der Gliederung eines Textes und sollten daher typografisch hervorgehoben werden z. B. durch die Verwendung einer anderen Schriftart als im Fließtext, größere Schriftgröße oder die Verwendung eines fetten Schriftschnitts (siehe auch Hinweise zur Textauszeichnung).

Die Hervorhebung muss konsistent erfolgen, d. h. eine Überschrift einer bestimmten Ordnung ist im gesamten Dokument stets gleich zu formatieren. Die Art der Hervorhebung sollte darüber hinaus auch die Überschriftenhierarchie widerspiegeln: Eine Unterüberschrift sollte demnach sparsamer (weniger hervorstechend, z. B. durch einen kleineren Schriftgrad) ausgezeichnet werden als die Überschrift eines Hauptkapitels.

Überschriften sind stets Bestandteil des folgenden Textes. Das sollte auch optisch ersichtlich sein. Daher ist der Abstand zum vorangehenden Absatz größer zu wählen als der zum folgenden Text (Abbildung 13).

<i>Richtig</i>	<i>Falsch</i>
Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind.	Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind.
Kapitelüberschrift	Kapitelüberschrift
Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt. Es gibt keine Mannschaft spielt offensiv und die Name	Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt. Es gibt keine Mannschaft spielt offensiv und die Name

Abbildung 13: Richtige und falsche Abstände zwischen Überschrift und Text

Aus demselben Grund sollten Überschriften niemals einzeln am Ende einer Seite auftauchen und der Text dann auf der folgenden Seite fortgeführt werden. Bei längeren Texten – z. B. Bachelor- und Masterarbeiten – werden Hauptüberschriften stets auf einer neuen, und bei doppelseitigem Druck auf einer neuen *rechten* Seite begonnen.

Überschriften werden darüber hinaus in aller Regel linksbündig ausgerichtet. Auf keinen Fall sollten sie im Blocksatz gesetzt werden, da sonst bei der Verteilung des meistens sehr kurzen Überschriftentextes auf die gesamte Zeile zu große Wortzwischenräume entstehen.

11.2.3 Absatzgestaltung

Absätze dienen der kleinteiligen Strukturierung eines Textes. Sie sollten sparsam eingesetzt werden, da sonst zum einen diese Gliederungsfunktion nicht mehr adäquat erfüllt werden kann, zum anderen das Schriftbild einer Textseite optisch zerrissen wird.

Für die typografische Gestaltung von Absätzen gibt es zwei gleichwertige Varianten: *Entweder* werden zwei Absätze durch eine Leerzeile (bzw. einem größeren Zeilenabstand) getrennt *oder* der neue Absatz beginnt mit einem Einzug, d. h. die erste Zeile des neuen Absatzes beginnt um wenige Millimeter nach rechts versetzt. Es sollte immer nur

eine der beiden Varianten verwendet werden (Abbildung 14). Darüber hinaus ist zu beachten, dass nach Überschriften und Abbildungen generell keine Absatzauszeichnung erfolgt.

<p>Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind.</p> <p><i>Absatzauszeichnung mit Hilfe einer Leerzeile:</i> Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt.</p> <p><i>Absatzauszeichnung mit Hilfe eines Einzugs (neuer Absatz beginnt nicht ganz links):</i> Es gibt keine deutsche Mannschaft spielt offensiv und die Name offensiv wie Bayern.</p> <p>Zwischenüberschrift</p> <p><i>Nach Überschriften oder Abbildungen etc. erfolgt keine Absatzauszeichnung:</i> Letzte Spiel hatten wir in Platz drei Spitzen: Elber, Jancka und dann Zickler. Wir müssen nicht vergessen Zickler.</p>

Abbildung 14: Absatzauszeichnungen

Auch weil Absätze die inhaltliche Gliederung eines Textes optisch anzeigen sollen, sind sog. ‚Hurenkinder‘ (auch ‚Witwe‘) und ‚Schusterjungen‘ zu vermeiden. Als ‚Hurenkind‘ (Abbildung 15) wird eine einzelne erste Zeile auf einer Seite bezeichnet, wenn diese die letzte Zeile eines Absatzes darstellt, der auf der vorigen Seite begann.

<p>Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt. Es gibt keine Mannschaft spielt offensiv und die Name</p> <p style="text-align: center;">- Seite 1 -</p>	<p>offensiv wie Bayern.</p> <p>Kapitelüberschrift</p> <p>Letzte Spiel hatten wir in Platz drei Spitzen: Elber, Jancka und dann Zickler. Wir müssen nicht vergessen Zickler. Zickler ist eine Spitzen mehr, Mehmet eh mehr Basler. Ist klar diese Wörter, ist</p> <p style="text-align: center;">- Seite 2 -</p>
--	--

Abbildung 15: ‚Hurenkind‘

Ein ‚Schusterjunge‘ (Abbildung 16) hingegen liegt vor, wenn nur noch die erste Zeile eines Absatzes als letztes auf einer Seite dargestellt wird und der Absatz dann auf der folgenden Seite fortgeführt wird. Beide Fehler können am einfachsten durch manuellen Seitenumbruch vermieden werden.

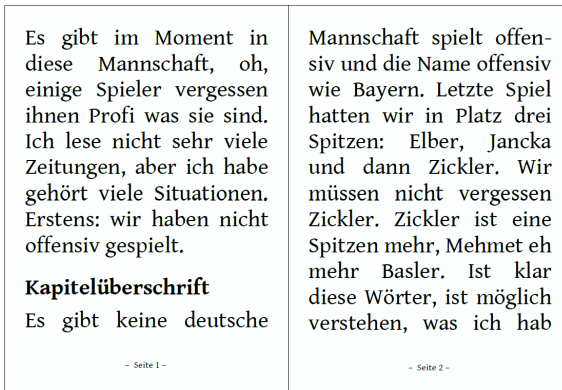


Abbildung 16: ‚Schusterjunge‘

11.2.4 Textausrichtung und Zeilengestaltung

Texte können grundsätzlich linksbündig, rechtsbündig, zentriert oder im Blocksatz ausgerichtet werden. Für wissenschaftliche Arbeiten kommt häufig der Blocksatz zum Einsatz, wobei hier jede Zeile durch das Textverarbeitungsprogramm durch einen entsprechenden Zeilenumbruch und die Verringerung oder Vergrößerung der Wortabstände auf eine identische Zeilenlänge gebracht wird. Taucht dabei am Ende einer Zeile ein langes Wort auf, dann kann diese einheitliche Zeilenlänge nur noch durch übergroße Wortabstände im Text hergestellt werden (Abbildung 17: linke Seite). Ein solches ‚zerrissenes‘ und schlecht lesbares Satzbild kann (und sollte) durch die Verwendung der Silbentrennung vermieden werden (Abbildung 17: rechte Seite). Keinesfalls sollte man hier die Option wählen, die Zeilen durch Veränderung des *Buchstabenabstands* (die sog. Laufweite) auf eine einheitliche Länge zu bringen, da der Text nicht nur unansehnlich aussieht sondern auch deutlich schlechter lesbar wird.

<p>Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt.</p>	<p>Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt.</p>
---	---

Abbildung 17: Blocksatz ohne und mit Silbentrennung

Eine weitere Möglichkeit ein solches schlecht lesbares Satzbild zu vermeiden, besteht in der Verwendung des linksbündigen ‚Rauhsatzes‘ (Abbildung 18). In den verbreiteten Textverarbeitungsprogrammen entspricht dies zunächst der Einstellung linksbündig. Dabei wird die Zeile immer dann umbrochen, wenn ein Wort nicht mehr vollständig in eine Zeile passt. Da v. a. im Deutschen und bei wissenschaftlichen Ausführungen oft sehr lange Wörter im Text auftauchen, entstehen so oft auch sehr kurze Zeilen. Um dieses dabei entstehende unruhige Satzbild zu vermeiden, ist es beim Rauhsatz zwingend erforderlich, die Silbentrennung einzusetzen. Dabei leistet die automatische Silbentrennung der Textverarbeitungsprogramme schon gute Arbeit. Dennoch empfiehlt es sich darüber hinaus auch manuell Silbentrennungen vorzunehmen. Am besten geht dies mit der sog. ‚bedingten Silbentrennung‘ (in den meisten Textverarbeitungen kann diese durch die Tastenkombination STRG+MINUS eingefügt werden): Verschiebt sich während der Überarbeitung des Textes die Position eines so ‚bedingt‘ getrennten Wortes wird die Silbentrennung unnötig und das Wort wird auch nicht mehr getrennt.

Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt.	Es gibt im Moment in diese Mannschaft, oh, einige Spieler vergessen ihnen Profi was sie sind. Ich lese nicht sehr viele Zeitungen, aber ich habe gehört viele Situationen. Erstens: wir haben nicht offensiv gespielt.
--	--

Abbildung 18: Blocksatz (links) und Rauhsatz (rechts)

Grundlage der Regel von der optimalen Zeilenlänge zwischen 50 und 80 Zeichen ist eine gute Führung des Leseflusses vom Zeilenende zum nächsten Zeilenanfang. Neben der Zeilenlänge wird diese Führung des Leseflusses aber auch durch den Abstand der Zeilen beeinflusst. Da aber hier aber noch weitere Faktoren (v. a. die eingesetzte Schriftart und deren sog. ‚x-Höhe‘) eine Rolle spielen, lässt sich für den optimalen Zeilenabstand keine pauschale Empfehlung abgeben, sondern sollte ungefähr im Bereich von 110 bis 130 Prozent (in MS-Word auch als 1,1-fach oder 1,3-fach bezeichnet) der Zeichenhöhe liegen. Zusätzlich sollte man sich bei der Festlegung des Zeilenabstandes auch an der Zeilenlänge orientieren: Je mehr Zeichen eine Zeile enthält, desto größer sollte der Zeilenabstand ausfallen.

Eine Empfehlung für den Zeilenabstand, die sich hartnäckig hält, liegt bei 150 Prozent. Dieser Abstand ist für eine gute Lesbarkeit und ein ausgeglichenes Schriftbild in aller Regel zu hoch und stammt noch aus Zeiten, als Texte mit der Schreibmaschine geschrieben wurde. Da (zumindest auf mechanischen) Schreibmaschinen lediglich Abstände von 100, 150 oder 200 Prozent zur Verfügung standen, stellte diese Empfehlung das ‚kleinste Übel‘ dar.

11.2.5 Seitennummerierung (Paginierung)

Jede wissenschaftliche Arbeit muss eine Seitennummerierung enthalten, auch Paginierung genannt. Die Positionierung der Paginierung

hängt davon ab, ob diese alleine die Seitenzahl enthält oder zusätzlich weitere Angaben, wie den Titel der Arbeit, die Autorin bzw. den Autor oder die Kapitelüberschrift. Dann ist diese so zu positionieren, als sei sie Bestandteil der Textfläche, d. h. sie wird in einer Kopf- oder Fußzeile mit größerem vertikalen Abstand zum oberen oder unterem Rand und geringem Abstand zu Text positioniert. Wird hingegen nur die Seitenzahl aufgeführt, kann diese auf den Rändern frei positioniert werden. Üblich ist die Positionierung im Fuß- oder auch Kopfsteig. Hierbei sollte man auf eine schnelle Auffindbarkeit der Paginierung achten – sie darf also gewissermaßen ins Auge stechen.

Die Zählung der Seiten beginnt zunächst mit dem Titelblatt (wird dort aber nicht abgedruckt!) und wird dort mit römischen Ziffern ausgewiesen. Ab der ersten Seite des eigentlichen Werkes – i. d. R. der Beginn der Einleitung – beginnt die Nummerierung neu mit Seite 1 und wird mit arabischen Ziffern ausgewiesen. Es ist darauf zu achten, dass die Nummerierung bei zweiseitigen Werken stets auf einer rechten Seite beginnt. So haben in der Folge rechte Seiten immer eine ungerade und linke Seiten eine gerade Seitennummer.

11.3 Mikrotypografie

11.3.1 Über Serifen und Grotteske

Für die Lesbarkeit und das Erscheinungsbild eines Textes ist neben den bisher vorgestellten Regeln der Makrotypografie auch der Einsatz der richtigen Schrift essentiell (Mikrotypografie). Bereits die Standardinstallation eines herkömmlichen Betriebssystems bietet eine kaum überschaubare Anzahl von Schriften. Der größte kommerzielle Anbieter von Schriften – MyFonts.com – handelt sogar mit mehr als 100.000 verschiedenen Schriften! Um hier die Übersicht zu behalten und letztlich auch eine Entscheidung für eine passende Schrift treffen zu können, müssen zunächst einige Begriffe geklärt werden:

Wenn wir umgangssprachlich von Schrift oder Schriftart sprechen, meinen wir damit meistens die ‚Schriftfamilie‘. Damit ist auch das gemeint, was wir in einer Textverarbeitung in dem entsprechenden Auswahlfeld wählen können, also beispielsweise *Times New Roman*, *Arial* oder *Calibri*. Zu einer Schriftfamilie gehören i. d. R. verschiedene

‚Schriftschnitte‘. Das ist beispielsweise die kursive, fette oder fett-kursive *Times New Roman*. Da mit Hilfe dieser verschiedenen Schriftschnitte Textauszeichnungen (siehe unten) vorgenommen werden, sollte bei der Wahl einer Schriftfamilie darauf geachtet werden, dass ausreichend verschiedene Schriftschnitte vorliegen.

Die vielen, sehr verschiedenen Schriftfamilien lassen sich anhand typischer Merkmale – die einen großen Einfluss auf deren Lesbarkeit, Anmutung und technischen Einsatzzweck haben – in sog. ‚Schriftartenfamilien‘ einteilen. Sehr vereinfacht kann man zwischen Serifenschriften, serifenlosen Schriften (auch Sans-Serif oder Grotesk genannt) und nichtproportionalen Schriften (auch Monospace oder Schreibmaschienschrift genannt) unterscheiden.

Serifenschriften tragen ihre Bezeichnung, weil die einzelnen Buchstaben und Zeichen Serifen besitzen. Als Serifen werden dabei die feinen Linien bezeichnet, die am Anfang und Ende eines Buchstabenstrichs quer zu dessen Ausrichtung angefügt werden (Abbildung 19; links oben: Serifenschrift *Gentium*, einige Serifen markiert – rechts oben: serifenlose Schrift *Ubuntu*). Serifenlose Schriften verzichten hingegen auf diese ‚Endstriche‘.



Gentium Ubuntu
Gentium Ubuntu

Abbildung 19: Serifenschrift und serifenlose Schrift

Nichtproportionale Schriften definieren sich über die Breite der Zeichen und Buchstaben. Sie weisen für alle Zeichen die gleiche Breite auf, egal ob es sich um ein eher schmales Zeichen, wie das kleine ‚i‘ oder ein eher breites Zeichen, wie das große ‚W‘ handelt (Abbildung 20: Schriftart *Consolas*).



Consolas WMQ@
Monospace)i11

Abbildung 20: Nichtproportionale Schrift

Das wichtigste Anwendungsfeld nichtproportionaler Schriften zeigt bereits die Abbildung 20. Die stets gleiche Zeichenbreite ermöglicht eine einfache vertikale Ausrichtung von Text über mehrere Zeilen. Dies kann man sich zum einen bei der Erstellung von Tabellen zunutze machen, wobei dies in modernen Textverarbeitungen eher nicht mehr nötig ist. Bei der Darstellung von Programmcode wie beispielsweise dem Syntax von statistischen Auswertungstools, wie SPSS oder R oder den Outputs dieser Statistik-Tools finden hingegen nichtproportionale Schriften immer noch Anwendung und ermöglichen deren strukturierte und damit besser lesbare Darstellung (Abbildung 21).

```
d1_2 <- c("D1_01", "D1_02", "D1_03", "D1_04", "D1_05",
          "D1_06", "D1_07", "D2_01", "D2_02", "D2_03",
          "D2_04", "D2_05", "D2_06", "D2_07", "D2_08",
          "D2_09", "D2_10")
d1_2_s <- which(names(spannung) %in% d1_2)

Reliability if an item is dropped:
      raw_alpha std.alpha G6(sm) average_r S/N alpha se
D3_KE_03      0.47      0.47   0.22      0.47  NA    NA
D3_AE_05      0.47      0.47   0.22      0.47  NA    NA
```

Abbildung 21: Strukturierte Darstellung des Outputs des Statistik-Tools R in nichtproportionaler Schrift

Das Einsatzgebiet einer nichtproportionalen Schriftart beschränkt sich aber weitgehend auf dieses Feld, denn v.a. im Fließtext weist sie eine viel zu schlechte Lesbarkeit auf.

Ein deutlich breiteres Einsatzgebiet haben die Serifen- und serifenlosen Schriftarten. Serifenschriften eignen sich insbesondere für längere, gedruckte Texte. Durch die Verwendung von Serifen erhalten die Schriftzeichen eine individuellere Zeichenform und sind daher besser und schneller durch das Auge erfassbar. Insbesondere bei längeren Texten macht sich dies durch eine bessere Lesbarkeit bemerkbar.

Da allerdings selbst hochauflösende Beamer, Laptop-, Computer- oder Smartphone-Displays eine deutlich geringere Auflösung besitzen, als dies der Druck(er) ermöglicht, entstehen bei der Darstellung der sehr kleinen Serifen Probleme. Daher wirkt deren Darstellung auf Bildschirmen etc. (im Übrigen auch beim Einsatz schlechter Computer-Drucker) eher verwaschen und unscharf, was mit einer erschwerten

Lesbarkeit einhergeht. Auch wenn diese Probleme durch immer bessere Monitore und spezielle Technologien bei der Schriftdarstellung auf Bildschirmen nicht mehr so deutlich hervortreten, empfiehlt sich für die Dokumente, welche primär digital präsentiert werden sollen (Präsentationen und elektronische Dokumente, wie PDF oder Web-Inhalte) der Einsatz einer serifenlosen Schrift.

Neben diesen eher technisch begründeten Kriterien für die Wahl der passenden Schriftartenfamilie kann auch die ‚Anmutung‘ einer Schrift ein Auswahlkriterium sein. So werden Serifenschriften eher mit den Adjektiven ‚warm‘ und ‚humanistisch‘ konnotiert, serifenlose wirken hingegen eher ‚kühl‘ und ‚sachlich‘.

Nachdem eine Entscheidung für eine Schriftartenfamilie getroffen wurde, steht die Frage nach der Wahl der ‚richtigen‘ Schriftart (i. S. v. Schriftfamilie) immer noch im Raum. Hier lassen sich schwerer konkrete Regeln formulieren. Einzig kann man hier dem typografischen Laien den Rat geben, von jeglichen Experimenten Abstand zu nehmen. Zum einen sind die ‚Standard‘-Schriftarten (meistens, aber leider auch nicht immer) deswegen so verbreitet, weil sie gut lesbar sind. Zum anderen leitet sich eine gute Lesbarkeit einer Schrift auch aus Vertrautheit der Leserinnen und Leser mit der Schrift ab: Eine Schriftart, in der wir bereits tausende Seiten in Zeitungen oder Romanen gelesen haben liest sich deutlich einfacher als eine völlig neuartige und unvertraute Schrift. Ist man dennoch unsicher bezüglich der Lesbarkeit der gewählten Schrift, kann es helfen, sich einige Seiten seines Textes auszudrucken und selbst zu lesen. Wenn man dann noch Zweifel an der guten Lesbarkeit hat, sollte man über den Einsatz einer anderen Schrift nachdenken.

Die folgende Zusammenstellung einiger für die Verwendung in wissenschaftlichen Texten empfehlenswerter Schriftfamilien (Abbildungen 22 und 23) erhebt weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch auf vollständige Objektivität. Bei der Auswahl wurden nur Schriften berücksichtigt, welche entweder auf den meisten Computersystemen vorhanden sind oder auf Grund ihrer Lizenz kostenfrei im Internet bezogen werden können.

Gentium¹: Dies ist ein Blindtext in der Gentium.

Charis SIL¹: Dies ist ein Blindtext in der Charis SIL.

Garamond: Dies ist ein Blindtext in der Garamond.

Times New Roman: Dies ist ein Blindtext in der Times New Roman.

Cambria: Dies ist ein Blindtext in der Cambria.

Palatino: Dies ist ein Blindtext in der Palatino.

Constantia: Dies ist ein Blindtext in der Constantia.

¹ Diese Schrift unterliegt der SIL Open Font License und ist im Internet kostenfrei abrufbar.

Abbildung 22: Auswahl zu empfehlender Serifenschriften

Gill Sans: Dies ist ein Blindtext in der Gills Sans.

Candara: Dies ist ein Blindtext in der Candara.

Corbel: Dies ist ein Blindtext in der Corbel.

Segeo: Dies ist ein Blindtext in der Segeo.

Abbildung 23: Auswahl zu empfehlender serifenloser Schriften

11.3.2 Schriftmischungen

Die Verwendung verschiedener Schriftfamilien in einem Text wird als ‚Schriftmischung‘ bezeichnet. In wissenschaftlichen Texten kommt diese v. a. bei der typografischen Unterscheidung von Überschriften (und ggf. Tabellen) und Fließtext zum Einsatz. Eine hilfreiche Faustregel lautet dabei, dass sich die Schriftarten für Überschriften und Fließtext möglichst stark unterscheiden, beispielsweise durch die Mischung einer Serifenschrift mit einer serifenlosen Schrift. Im Zweifel sollte auf eine Mischung gänzlich verzichtet werden und für die Hervorhebung der Überschriften einfach ein anderer Schriftschnitt (z. B. fett) und/oder eine andere Größe eingesetzt werden (z. B. 16 pt).

11.3.3 Schriftgröße

Für sozialwissenschaftliche Texte wird häufig eine Schriftgröße von 12 Punkt (pt) empfohlen. Bei anderen, auch umfangreichen Drucksachen, wie beispielsweise Zeitungen oder Romanen kommen hingegen deutlich kleinere Schriftgrade zum Einsatz. Die geforderte, vergleichsweise große Schrift ist sicherlich auch der verbreiteten Angewohnheit

von Gutachterinnen und Gutachtern geschuldet, Arbeiten auf schlecht beleuchteten Bahnhöfen und auf ruckeligen Zugfahrten zu lesen. Mit diesem Wissen lässt sich die passende Schriftgröße, die ganz allgemein zwischen 10 und 12 pt liegen sollte, am besten bestimmen, indem man selbst einen Probeausdruck der Arbeit liest. Aus einem weiteren Grund ist es kaum sinnvoll, eine feste Schriftgröße zu empfehlen oder vorzugeben: Die Größe der Schriftzeichen und somit auch die Breite der Schrift (also wie viel Platz ein gegebener Text benötigt) unterscheidet sich nicht nur zwischen verschiedenen Einstellungen der Schriftgröße sondern auch zwischen verschiedenen Schriftfamilien. In Abbildung 24 ist dieses Phänomen anhand der Darstellung verschiedener Schriften in der Größe 12 pt ersichtlich.

- Gentium:** Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Arial: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Garamond: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Gills Sans: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Palatino: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Corbel: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.
Charis SIL: Dieser Blindtext ist in der Schriftgröße 12pt gesetzt.

Abbildung 24: Gleiche Schriftgrößen (12 pt) bei verschiedenen Schriftarten

Da sich die unterschiedlichen Größen der Schriften auch auf die optische Zeilenhöhe auswirken hängt auch der optimale Zeilenabstand von der eingesetzten Schriftfamilie ab.

Ein alltagspraktischer Tipp zum Schluss: Auf Grund der sehr unterschiedlichen Breite verschiedener Schriftfamilien lässt sich über die Wahl einer besonders engen oder weiten Schrift eine geforderte Seitenzahl leichter einhalten.

11.3.4 Hervorhebungen

Texthervorhebungen – auch Textauszeichnung genannt – dienen zum einen der Betonung einzelner Aussagen, Begriffe oder Wörter. Zum anderen können mit ihrer Hilfe auch bestimmte Arten von Begriffen als solche deklariert werden. Beispielsweise wäre eine Hervorhebung aller

im Text verwendeten Eigennamen möglich. Durch deren einheitliche Formatierung wird den Leserinnen und Lesern sofort deutlich, dass es sich bei einem bestimmten Wort um einen Eigennamen oder einen Titel handelt.

Textauszeichnungen sollten grundsätzlich sparsam eingesetzt werden, denn je mehr Hervorhebungen eine Leserin, ein Leser vorfindet, desto weniger ist eine einzelne Textauszeichnung in der Lage, aus allen anderen hervorzustechen. Es werden im Fließtext zwei Arten von Textauszeichnungen unterschieden: die aktiven und die passiven Auszeichnungen. Passive Auszeichnungen können durch den Einsatz eines kursiven Schriftschnitts erfolgen. Hierbei sollte man darauf achten, dass die verwendete Schriftfamilie auch einen kursiven Schriftschnitt besitzt. Sollte dies nicht der Fall sein, dann erzeugen die meisten Textverarbeitungsprogramme automatisch eine falsche Kursivierung. Diese wird durch eine optische Verzerrung des ‚normalen‘ Schriftschnitts erzeugt und ist nahezu ausnahmslos unschön und stört den Lesefluss deutlich (Abbildung 25; falsche Kursive oben und echte Kursive unten, jeweils der Schriftfamilie *Charter*). In diesem Fall sollte eine andere Schriftfamilie ausgewählt werden, welche einen kursiven Schnitt enthält.

falsche Kursive *echte Kursive*

Abbildung 25: Falsche und echte Kursive

Eine weitere Möglichkeit der passiven Auszeichnung ist die Verwendung von Kapitälchen. Bei Kapitälchen handelt es sich um einen Schriftschnitt einer Schriftfamilie, dessen Buchstabenformen denen der Großbuchstaben gleichen, welche aber durch Anpassung die gleiche optische Höhe und Strichstärke hat, wie die Kleinbuchstaben des normalen Schriftschnitts. Textverarbeitungsprogramme bieten aber bei der Verwendung der Standardeinstellungen leider oft nur ‚falsche‘ Kapitälchen an. Dabei werden von der Textverarbeitung die normalen Großbuchstaben der Schriftfamilie verwendet und linear so verkleinert, dass sie genauso hoch wie die Kleinbuchstaben werden. Im Ergebnis werden bei dieser Verkleinerung aber auch die Linien der einzelnen Buchstaben

verkleinert und wirken damit zu dünn (Abbildung 26; falsche Kapitälchen oben und echte Kapitälchen unten, jeweils der Schriftfamilie *Charter*).

FALSCHER KAPITÄLCHEN ECHTE KAPITÄLCHEN

Abbildung 26: Falsche und echte Kapitälchen

Diese sehen nicht nur unschön aus, sondern genügen auch nicht mehr den Anforderungen an eine passive Auszeichnung: Passive Auszeichnungen sollen der Leserin, dem Leser erst auffallen, wenn sie oder er die betreffende Textpassage liest. Im Gegensatz dazu sind aktive Auszeichnungen so gestaltet, dass sie bereits beim Blick auf die gesamte Textseite hervorstechen. Hierfür kommt v. a. der Einsatz eines fetten Schriftschnitts in Frage. Die Unterstreichung eines Textes erfüllt zwar ebenfalls diese Anforderung und war zu Zeiten der Schreibmaschine die einzige Möglichkeit einer aktiven Auszeichnung. Sie sollte aber vermieden werden, da das Einfügen eines optischen Elements (der Unterstreichungslinie) in den Text den Lesevorgang stört (und unschön aussieht).

Aktive Auszeichnungen sind v. a. dann sinnvoll, wenn sie das schnelle Auffinden und ‚Nachschlagen‘ bestimmter Textpassagen unterstützen. Da wissenschaftliche Texte aber eher linear (vom Anfang zum Ende) gelesen werden, sollten hier aktive Auszeichnungen nur selten zu finden sein.

Texthervorhebungen finden darüber hinaus nicht nur im Fließtext statt, sondern werden auch für die Hervorhebung von Überschriften im Text oder in Tabellen und für Beschriftungen eingesetzt. Da es sich bei diesen Textbestandteilen um eigenständige und optisch sowieso hervorgehobene Elemente handelt, greift hier die Unterscheidung in passive und aktive Auszeichnungen nicht. Vielmehr können diese unterschiedlich starken Hervorhebungen für eine Kenntlichmachung von Hierarchien eingesetzt werden: Hauptüberschriften können groß und fett gesetzt werden, Überschriften der dritten Ordnung hingegen kursiv und in der Schriftgröße des Fließtextes.

Egal in welchem Kontext welche Textauszeichnungen eingesetzt werden: Es muss darauf geachtet werden, sie einheitlich zu verwenden

und dabei Gleiches gleich und Unterschiedliches unterschiedlich hervorzuheben. Das bedeutet beispielsweise, dass entweder aller Eigennamen im Text kursiv hervorgehoben werden oder gar keine und eine Hauptüberschrift muss anders formatiert werden als eine Überschrift zweiter, dritter etc. Ordnung.

11.3.5 Sonderzeichen und weitere Sonderheiten

Zur Verwendung von Schrift gehört nicht nur der Einsatz der Zeichen, die wir auch aus unserem Alphabet kennen sondern auch zahlreiche andere Zeichen, die im Allgemeinen als ‚Sonderzeichen‘ bezeichnet werden. Im Folgenden werden einige dieser Zeichen und deren korrekte Verwendung vorgestellt, wobei eine Beschränkung auf jene erfolgt, deren inkorrekte Verwendung besonders häufig zu beobachten ist.

Striche

Im Textsatz werden – sehr vereinfacht dargestellt – zwei verschiedene horizontale Striche unterschieden, die sich durch ihre Länge und Verwendung unterscheiden. Der kürzere Strich entspricht dem Minuszeichen und wird auch Divis, Bindestrich oder Viertelgeviertstrich genannt.³ Dieser kurze Strich wird als Bindestrich zwischen zusammengesetzten Wörtern (z. B. ‚Medien-Hype‘), zur Silbentrennung am Zeilenende und als mathematisches Minuszeichen eingesetzt.

Der sog. Halbgeviertstrich ist doppelt so lang wie der Divis und wird als Gedankenstrich (‚Im Textsatz werden – etwas vereinfacht dargestellt – drei verschiedene Striche unterschieden ...‘), als Bis-Strich (‚Die meisten Untersuchungsteilnehmer waren 20–22 Jahre alt.‘) als Gegen-Strich (‚Das Spiel Bamberg – München findet morgen statt.‘) und Streckenstrich (‚Der Neubau der ICE-Strecke Erfurt–Nürnberg ...‘) verwendet.

Leerzeichen

Das Leerzeichen ist eines der am häufigsten vorkommenden ‚Zeichen‘ in einem Text und scheinbar das, bei dem man am wenigsten falsch

³ In der professionellen Typografie werden diese hier genannten Striche nochmal durch leicht unterschiedliche Formen des Strichs unterschieden. Für den typografischen Alltagsgebrauch soll dies hier vernachlässigt werden

machen kann. Ganz so einfach ist es jedoch nicht. Für den Satz eines normalen Textes werden drei verschiedene Leerzeichen verwendet, welche sich in Größe und satztechnischem Verhalten unterscheiden:

(1) Als erstes ist das ganz normale Leerzeichen zu nennen, welches für den nötigen optischen Abstand zwischen den Wörtern sorgt. Dieses hat die Breite eines Viertelgevierts (also die gleiche Breite wie ein Bindestrich). Weiter oben wurde schon darauf hingewiesen, dass aber beim Erstellen eines Blocksatzes die Leerzeichen so vergrößert (und mitunter auch verkleinert) werden, dass eine Zeile exakt die Breite der Textfläche ausfüllt. Da ein Leerzeichen i. d. R. zwei Wörter trennt, orientieren sich Textverarbeitungs- und Satzprogramme daran, um den Zeilenumbruch vorzunehmen. Da dieser automatische Zeilenumbruch an der Position des Leerzeichens in einigen Fällen unerwünscht ist, kennen Textverarbeitungs- und Satzprogramme noch eine andere Art des Leerzeichens:

(2) Das geschützte Leerzeichen hat die gleichen Eigenschaften wie das normale Leereichen. Allerdings wird der Text niemals automatisch an der Position eines geschützten Leerzeichens umbrochen. Ein Beispiel, bei denen Wörter durch ein geschütztes Leerzeichen getrennt werden sollten um einen Zeilenumbruch dazwischen zu verhindern, ist die Verbindung eines Personennamens mit dem Titel („Prof. Dr. Carsten Wunsch“). Der Einsatz eines geschützten Leerzeichens verhindert darüber hinaus, dass die Breite des Leerraums beim Blocksatz angepasst wird, um die Zeile auf die Breite der Textfläche ‚auszutreiben‘.

(3) Als letztes sei hier das schmale Leerzeichen vorgestellt, auch ‚Spacium‘ genannt. Dessen Einsatz ist aus typografischer und ästhetischer Sicht wünschenswert, aber innerhalb einer wissenschaftlichen Arbeit nicht zwingend erforderlich und in normalen Textverarbeitungsprogrammen nur schwer einzusetzen.⁴ Daher wird es hier häufig durch das normale Leerzeichen ersetzt. Schmale Leerzeichen sind nochmals deutlich schmaler als das normale Leerzeichen (ungefähr so breit wie das Satzzeichen Komma). Sie werden eingesetzt, um zwei quasi fest

⁴ Das schmale Leerzeichen lässt sich weder mit Hilfe eines Tastenkürzels noch über das Menü der meisten Textverarbeitungsprogramme einfügen. Die einzige praktikable Möglichkeit, einen solchen kleinen Abstand einzufügen, besteht darin, zunächst ein einfaches, ggf. geschütztes einfaches Leerzeichen einzufügen und dann die Breite über die entsprechenden Menüs zur Formatierung der Zeichen auf 50 Prozent einzustellen.

zusammengehörige Wörter zu trennen, wie beispielsweise im akademischen Titel („Prof. Dr.“), als Leerraum zwischen mehrteiligen Abkürzungen („z. B.“) und zur Gliederungen von Zahlenkolonnen, wie etwa Telefonnummern („Tel.: 0951.863 21 34“). An der Position des schmalen Leerzeichens sollte in aller Regel nicht umbrochen werden.

Im Folgenden sind nochmals die wichtigsten Einsatzgebiete von Leerzeichen unter Berücksichtigung der häufigsten Fehlerquellen aufgeführt:

- (1) Normales Leerzeichen:
 - zwischen Wörtern
 - vor und nach einem Gedankenstrich
- (2) Geschütztes Leerzeichen:
 - zwischen Personennamen und Titel
 - bei mehrteiligen Eigennamen (Villa Hammerschmidt, Technische Universität Darmstadt)
- (3) (Geschütztes) Schmales Leerzeichen:
 - zwischen Zahl und Maßeinheit („95 Prozent“, „75 kg“)
 - als Zwischenraum bei mehrteiligen Abkürzungen („z. B.“, „i. S. v.“)
 - zwischen zwei akademischen Titeln („Prof. Dr.“, „Dr. med.“)
- (4) *Kein* Leerzeichen:
 - bei zusammengesetzten Wörtern zwischen beiden Wörtern und dem Bindestrich („Medien-Hype“ und nicht „Medien - Hype“)
 - vor und nach einem Bis-Strich („S. 11–37“ und nicht „S. 11 – 37“)
 - vor Satzzeichen
 - vor und nach einem Schrägstrich (also „3/5“, „und/oder“ und nicht „3 / 5“, „und / oder“)
 - zwischen Anführungszeichen und dem anzuführenden Text (also „Beispiel“ und nicht „ Beispiel “)
 - nach einer öffnenden und vor einer schließenden Klammer (also „(Beispiel)“ und nicht „(Beispiel)“)

Anführungszeichen

Wörtliche Zitate in wissenschaftlichen Arbeiten werden durch Anführungszeichen gekennzeichnet. Im deutschsprachigen Raum sind dabei die ‚deutsche‘ Form („Ja, bitte.“) – die auch als ‚Gänsefüßchen‘ bezeichnet werden – und die ‚spitze‘ oder auch als ‚Guillemets‘ bezeichnete

Form (»Ja, bitte.«) üblich. Die deutsche Form ist dabei leicht mit dem Zollzeichen (") zu verwechseln. Moderne Textverarbeitungsprogramme ersetzen inzwischen glücklicherweise diese Zollzeichen meistens automatisch. Werden innerhalb von Anführungszeichen weitere wörtliche Reden eingefügt, so kommt meist das sog. halbe oder einfache Anführungszeichen („...“ oder »...«) oder zum Einsatz.

Auslassungen

Auslassungen werden in einem Text durch sog. Auslassungspunkte angezeigt. Diese bestehen aus drei Punkten, wie sie auch als Satzzeichen verwendet werden. Allerdings existiert dafür ein eigenes Sonderzeichen, welches von den meisten Textverarbeitungsprogrammen automatisch eingefügt wird, sobald drei Satzzeichen-Punkte nacheinander eingegeben werden. Der Abstand zwischen den drei Punkten wird dabei auf ein optimales Maß gebracht. Ersetzen diese Auslassungspunkte nur einen Teil eines Wortes, werden sie unmittelbar nach dem letzten Buchstaben des Wortes eingefügt. Wird hingegen ein Teil des Satzes ersetzt, folgt dem letzten Wort des Satzes zunächst ein Leerzeichen und dann die Auslassungszeichen. Werden solche Auslassungspunkte am Ende eines Satzes verwendet, wird kein zusätzlicher Satzschlußpunkt gesetzt.

Zugriff auf die Sonderzeichen unter Windows, Mac OS und Linux

Viele Sonderzeichen können nicht direkt über die Tastatur eingegeben werden. Die meisten davon können i. d. R. über ein Menü der Textverarbeitungsprogramme (,Sonder-/Formatierungszeichen einfügen‘ o. Ä.) eingefügt werden. Darüber hinaus existieren für viele Sonderzeichen Tastaturkürzel, die eine schnelle Eingabe ermöglichen. In der folgenden Abbildung 27 sind die wichtigsten Tastenkürzel für Windows, Mac OS und Linux aufgeführt.

	Windows	Mac OS	Linux
Geschütztes Leerzeichen	STRG + SHIFT + LEERTASTE	⌘ + LEERTASTE	STRG + SHIFT + LEERTASTE
öffnende Guillemets »	ALT + 0187	SHIFT + ⌘ + q	ALT GR + y
schließende Guillemets «	ALT + 0171	⌘ + q	ALT GR + x
öffnende einfache Guillemets >	ALT + 0155	SHIFT + ⌘ + n	ALT GR + SHIFT + y
schließende einfache Guillemets <	ALT + 0139	SHIFT + ⌘ + b	ALT GR + SHIFT + x
öffnende Gänsefüßchen „	ALT + 0132	⌘ + ^	ALT GR + v
schließende Gänsefüßchen “	ALT + 0147	⌘ + 2	ALT GR + b
öffnende einfache Gänsefüßchen ,	ALT + 0130	⌘ + s	ALT GR + SHIFT + v
schließende einfache Gänsefüßchen ‘	ALT + 0145	⌘ + #	ALT GR + SHIFT + b
Viertelgeviertstrich .	-	-	-
Halbgeviertstrich –	ALT + 0150	⌘ + -	ALT GR + -
Auslassungspunkte ...	ALT + 0133	⌘ + .	ALT GR + .

Abbildung 27: Tastenkürzel für den Zugriff auf Sonderzeichen unter Windows, Mac OS und Linux

11.3.6 Fußnoten(-zeichen)

Wird im Text auf Fußnoten verwiesen, so kommt die hochgestellte laufende Nummer der Fußnote als ‚Fußnotenzeichen‘ an die entsprechende Textstelle. Die korrekte Formatierung übernimmt inzwischen recht zuverlässig jedes Textverarbeitungsprogramm – nicht jedoch die korrekte Positionierung: Bezieht sich ein Fußnotenzeichen auf den ganzen Satz, so steht es *nach* dem Satzzeichen.⁵ Bezieht es sich hingegen auf ein einzelnes Wort – z. B. das letzte im Satz –, dann wird es *unmittelbar dahinter* positioniert⁶.

Der Fußnotentext erscheint grundsätzlich am Ende der Seite – aber noch innerhalb der definierten Textfläche – mit mindestens dem Abstand einer Leerzeile und i. d. R. mit einer wenige Zentimeter langen horizontalen Linie vom Fließtext getrennt. Die Schriftgröße beträgt 1 oder 2 Punkt weniger als jene des Fließtextes.

⁵ So wie hier.

⁶ Hier bezieht sich die Fußnote demnach auf das Wort „positioniert“.

11.3.7 Abkürzungen

Abkürzungen finden in wissenschaftlichen Texten eine häufige Verwendung. Können sie auch gesprochen werden (,UNO', ,GmbH'), werden sie ohne Punkt abgekürzt. Bei den (meisten) anderen wird hingegen ein Punkt zum Kennzeichnen der Weglassung verwendet. Kommt ein solcher Punkt am Satzende vor, ersetzt er den Satzschlußpunkt. Bei mehrteiligen Abkürzungen (,z. B.', ,i. S. v.') müssen die verschiedenen Teile durch ein Leerzeichen getrennt werden. Typografisch ansprechender ist dabei der Einsatz eines schmalen Leerzeichens, orthografisch wäre aber auch ein normales Leerzeichen korrekt. Darüber hinaus dürfen mehrteilige Abkürzungen am Zeilenende nicht umbrochen werden, was beispielsweise durch die Verwendung eines geschützten (schmalen) Leerzeichens erreicht werden kann. Am Anfang eines Satzes sollten Abkürzungen unbedingt vermieden oder ausgeschrieben werden.

11.4 Tabellen

Die Gestaltung von Tabellen unterliegt anderen Regeln als jenen des Fließtexts. Breite und Höhe werden von der inhaltlichen Struktur definiert. Dennoch lassen sich einige Regeln nennen, die bei der Erstellung einer gut lesbaren, übersichtlichen und optisch ansprechenden Tabelle beachtet werden sollten.

- Auf Grund der i. d. R. geringen Spaltenbreite sollte besonderes Augenmerk auf die (korrekte) Verwendung der Silbentrennungen gelegt werden.
- Tabellen sollten nicht über die Textfläche des Fließtextes hinaus ragen. Reicht die Breite nicht aus, so sollte die Tabelle um 90 Grad gegen den Uhrzeigersinn gedreht dargestellt werden.
- Die Schriftgröße in Tabellen kann einen Punkt kleiner ausfallen, als im restlichen Fließtext.
- Es kann eine andere Schriftart (z. B. serifenlose) als im Fließtext zum Einsatz kommen.
- Überschriften innerhalb von Tabellen (z. B. Spaltenüberschriften) werden keinesfalls in einer größeren Schriftart, als die restliche Tabelle gesetzt. Eher kommt noch eine um einen Punkt verkleinerte Schriftart zum Einsatz. Eine Hervorhebung der

Überschrift kann dann unter Rückgriff auf einen fetten oder kursiven Schriftschnitt erfolgen.

- Auf vertikale Linien – zur Abgrenzung der Spalten – sollte i. d. R. verzichtet werden. Diese Linien erhöhen keineswegs die Übersichtlichkeit, sondern stören das Erfassen der Zeilen.
- Auch horizontale Linien sollten sparsam – z. B. für Tabellenkopf und -ende – eingesetzt werden. Stattdessen kann man die Zeilen durch einen kleinen horizontalen Abstand optisch definieren.
- Aus den beiden eben genannten Regeln ergibt sich auch, dass auf einen Rahmen verzichtet werden sollte.
- Tabellen müssen innerhalb der Arbeit nummeriert und beschriftet werden. Die Beschriftung einer Tabelle gehört über die Tabelle (Beschriftungen von Abbildungen gehören hingegen unter die Abbildung).

In Abbildung 28 findet sich eine Gegenüberstellung der Tabellenformatierung, wie man sie häufig in studentischen wissenschaftlichen Arbeit findet (oben, Tabelle 1) und einer Formatierung unter Berücksichtigung der hier genannten Empfehlungen (unten, Tabelle 2).

Tabelle 1: Vergleich öffentlich-rechtlicher und privatwirtschaftlicher Rundfunkorganisationen (nach: Hall 1997: 85)

Parameter	öffentlich-rechtlich	privat
Organisationsform	öffentlicher Sektor	marktwirtschaftliche Organisation
Organisationszweck	Erreichen eines Sachziels	Gewinnmaximierung
Eigentum	öffentlich	privat
Finanzierung	Gebühren	Werbezeitenverkauf/ Nutzerentgelte

empfohlene Formatierung (sparsamer Einsatz von Linien, Spaltenüberschriften kleiner gesetzt):

Tabelle 2: Vergleich öffentlich-rechtlicher und privatwirtschaftlicher Rundfunkorganisationen (nach: Hall 1997: 85)

<i>Parameter</i>	öffentlich-rechtlich	privat
Organisationsform	öffentlicher Sektor	marktwirtschaftliche Organisation
Organisationszweck	Erreichen eines Sachziels	Gewinnmaximierung
Eigentum	öffentlich	privat
Finanzierung	Gebühren	Werbung/ Nutzerentgelte

Abbildung 28: ‚Standard-‘Formatierung und empfohlene Formatierung einer Tabelle

11.5 Checkliste

Zum Schluss dieser Ausführungen soll eine Checkliste dazu dienen, die häufigsten Fehler bei der typografischen Gestaltung einer wissenschaftlichen Hausarbeit zu vermeiden. Wenn Sie alle Fragen mit ‚Ja‘ beantworten können, steht der Abgabe Ihrer Arbeit aus typografischer Sicht nichts mehr entgegen.

- Wurde der Satzspiegel so eingestellt, dass der Text keine überlangen Zeilen (> 80 Zeichen) aufweist?
- Wurde bei zweiseitigem Satz und Ausdruck berücksichtigt, dass sich linke und rechte Ränder auf linken und rechten Seiten unterscheiden?
- Wurde Silbentrennung verwendet und ggf. auf korrekte automatische Trennungen geprüft?
- Wurden Textelemente (Überschriften, bestimmte Begriffsorten etc.) konsequent formatiert: Wurde Gleiches gleich und Unterschiedliches unterschiedlich hervorgehoben?
- Wurden Gedankenstrich und Divis korrekt verwendet und dabei auch der richtige Einsatz der Leerzeichen geprüft?
- Ist die Schriftart und Schriftgröße – auch über längere Zeit – gut lesbar?
- Wurden Tabellen mit Überschriften und Abbildungen mit Unterschriften beschriftet und nummeriert?
- Wurde der Text unmittelbar vor dem Ausdruck (also nach Abschluss aller Arbeiten am Text) auf ‚Hurenkinder‘ und ‚Schusterjungen‘ geprüft?

11.6 Literatur

Forgas, Joseph P. (1995): Mood and judgment: The Affect Infusion Model (AIM). In: Psychological Bulletin. 117. Jg., H. 1, S. 39–66.

Kohm, Markus (2002): Satzspiegelkonstruktionen im Vergleich. In: Die TeXnische Komödie. 14. Jg., H. 4, S. 28–48.

Online-Literatur

<http://www.typografie.info>

<http://typefacts.com>

<http://www.nbcs.rutgers.edu/~hedrick/typography/typography.janson-syntax.107514.pdf>

<http://www.ph-weingarten.de/schreibwerkstatt/downloads/typokurz.pdf>

<http://www.dante.de/tex/Dokumente/dtk-neubauer.pdf>

<http://www.kohm.name/markus/komasatzspiegel.pdf>

Weiterführende Literatur

Bringhurst, Robert (2013): The Elements of Typographic Style. 4. Aufl. Vancouver: Hartley & Marks.

Willberg, Hans Peter; Forssman, Friedrich (2005): Lesetypografie. 4., überarb. Aufl. Mainz: Schmidt.

Forssman, Friedrich; de Jong, Ralf (2014): Detailtypografie. 5. Aufl. Mainz: Schmidt.

American Psychological Association (2011): The Publication Manual of the American Psychological Association. 6. Aufl. Washington/DC: American Psychological Association.

12. Referate halten

Theresa Briselat

„Hallo. Ich erzähle heute etwas zum Thema Schweigespirale. Hier meine Gliederung“ – schon haben Sie Ihr Publikum aufgrund der Monotonie und Einfallslosigkeit des Einstiegs in Ihr Referat verloren. Dass dies nicht sein muss, sondern Sie Ihren Zuhörern mit einfachen Mitteln ein spannendes und fesselndes Referat präsentieren können, wird Ihnen in diesem Kapitel dargelegt. Dabei wird neben dem essentiellen Thema der Vorbereitung eines Referates ebenso auf die Visualisierung der Inhalte sowie auf die Frage nach ansprechenden Präsentationstechniken eingegangen.

12.1 Vorbereitung eines Referats

Zu Beginn gilt festzuhalten, dass sich ein Referat hinsichtlich seiner Vorbereitung nicht von einer Hausarbeit bzw. einer sonstigen wissenschaftlichen Arbeit unterscheidet. Lediglich die Form der Aufbereitung ist bei einem Referat eine andere gegenüber der einer schriftlich verfassten wissenschaftlichen Arbeit.

Wie bei einer schriftlichen wissenschaftlichen Arbeit beginnt auch das Referat mit der Auswahl des Themas. Oftmals ist dieses bereits durch die Dozentin oder den Dozenten vorgegeben. Suchen Sie sich Ihr Thema jedoch selbst, so empfehlen Kalina et al. (vgl. 2003: 126) bei der Themenwahl die eigenen inhaltlichen Interessen zu berücksichtigen: Denn nur wer sich für ein Thema wirklich interessiert, kann auch einen fesselnden und interessanten Vortrag darüber halten (siehe auch Kapitel 10). Nicht sehr sinnvoll erscheint es in diesem Kontext folglich, sich sein Referatsthema in Seminaren ausschließlich aufgrund des vorgesehenen Datums des Vortrages auszusuchen.

Der nächste Weg führt Sie in die Bibliothek, wo eine erste Recherche bzw. ein erstes Einlesen zu dem zuvor ausgewählten Thema erfolgt. Als abgeschlossen kann dieser Schritt dann gesehen werden, wenn Sie sich

einen Überblick über das gesamte Themengebiet und dessen Facetten schaffen konnten und einen Eindruck über die wichtigste Literatur hinsichtlich Ihres Themas gewonnen haben (siehe Kapitel 6).

Im Anschluss an diese erste Recherche sollte es Ihnen möglich sein, eine Fragestellung zu formulieren, die im Referat beantwortet werden soll. Weiterhin sollten Sie die Ziele Ihres Referates definieren können, denn ohne das Bewusstsein über das eigene Vortragsziel und das Setzen von Schwerpunkten ist es sehr schwierig, ein klar strukturiertes und damit auch gut verständliches Referat zu konzipieren. Ziel eines Referates könnte etwa sein, Wissen über ein Thema zu vermitteln oder einen speziellen Standpunkt näher zu beleuchten.

Um Ihre Ziele zu eruieren, können Sie sich folgende Fragen stellen: Was wollen Sie mit Hilfe des Referates darstellen oder verdeutlichen? Welche Argumente erscheinen dabei grundlegend und dürfen aus diesem Grund auf keinen Fall in Ihrem Referat fehlen? Grundsätzlich gilt, dass Sie Ihr Anliegen begründen und den Zuhörenden sowie sich selbst bewusst machen müssen, warum Ihr Referat wichtig ist.

Zusätzlich zu der üblichen Vorbereitung einer schriftlichen wissenschaftlichen Arbeit erfordert das Referat, sich zu überlegen, welches Vorwissen der Zuhörerschaft vorausgesetzt werden kann und mit welchen Erwartungen das Publikum Ihrem Referat folgt. Zur Veranschaulichung ein Beispiel: Im Rahmen eines BA V-Seminars muss die Lasswell-Formel nicht mehr erklärt werden – diese Seminare werden i. d. R. von Studierenden höherer Semester besucht, welche Lasswells Satz „Who says what in which channel to whom with what effect“ bereits kennen. Ihr Publikum erwartet und braucht folglich keine detaillierte Ausführung der Formel. Anders ist es, wenn Sie auf einen besonderen und neuen Aspekt in Bezug auf die Lasswell-Formel aufmerksam machen wollen – dann bietet sich eine knappe Erläuterung an.

Bevor Sie damit beginnen, Ihren Vortrag zu strukturieren oder inhaltlich auszuarbeiten folgt – wie bei schriftlichen wissenschaftlichen Arbeiten auch – eine weitere, ausführlichere und systematischere Recherche (siehe auch Kapitel 6). Bei dieser Recherche werden die Konzepte aus der ersten Überblicksrecherche vertieft und strukturiert. Erst danach ist es möglich, dass Sie sich mit der inhaltlichen Gestaltung Ihres Referates auseinandersetzen.

Beginnen Sie mit der Vorbereitung und den Vorarbeiten für Ihr Referat rechtzeitig, damit Sie Ihre Ziele und Wege vorab hinsichtlich der Realisierung und Erwartungen mit Ihren Dozierenden besprechen können (vgl. Kalina et al. 2003: 127). Besonders auch aufgrund der unter Umständen zeitaufwendigen Literaturrecherche ist ein frühzeitiger Beginn der Vorbereitungen nötig: Häufig sind dringend benötigte Medien nur über die Fernleihe erhältlich, was einige Wochen in Anspruch nehmen kann. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch: Je besser Sie sich auf Ihr Referat vorbereiten, desto sicherer fühlen Sie sich im Endeffekt während Ihrer Präsentation. Ihr Publikum wird Ihnen dann meist auch mehr Aufmerksamkeit widmen.

12.2 Gliederung eines Referats

Im Folgenden wird auf die einzelnen Bestandteile eines Referates eingegangen und beleuchtet, welche Komponenten in diesen jeweils im Einzelnen enthalten sein müssen.

12.2.1 Die Einleitung

Wie bei jeder wissenschaftlichen Arbeit steht bei einem Referat eine Einleitung am Anfang. Auch hier dient diese nicht nur dem ‚warm werden‘, vielmehr sollte sie ihrem Namen gerecht werden und eine Hinführung zu Ihrem Thema darstellen. Nennen Sie hier zunächst sowohl das Thema Ihres Referates als auch die Fragestellung, welche Ihr Referat beantworten soll. Bei der Vorstellung Ihres Themas ist es für Ihre Zuhörerinnen und Zuhörer besonders hilfreich, wenn Sie das Thema in den Gesamtzusammenhang des Seminars bzw. eines bereits bekannten Themenbereiches einordnen.

Präsentieren Sie Ihrem Publikum im Anschluss an die Hinführung einen Überblick darüber, welche Inhalte genau im weiteren Verlauf des Referates behandelt werden. Heben Sie außerdem bereits an dieser Stelle den Nutzen hervor, den Ihre Präsentation für Ihr Publikum hat: Zeigen Sie, aus welchen Gründen Ihr Thema interessant ist und weshalb sich Ihr Publikum Ihren Vortrag anhören sollte bzw. welche neuen und interessanten Aspekte er bietet (vgl. Franck 2008: 226).

Vermeiden Sie während der Einleitung eine wie am Kapitelanfang geschilderte Situation und gestalten Sie Ihre Einleitung so ansprechend, dass das Interesse Ihrer Zuhörerinnen und Zuhörer geweckt wird. ‚Leichter gesagt als getan‘, denken Sie jetzt vielleicht. Deshalb drei Vorschläge, die Franck und Stary (vgl. 2006: 54f.) in diesem Zusammenhang anführen:

- (1) Stellen Sie zu Beginn der Präsentation Fragen zu Ihrem Thema, die das Publikum selbst betreffen. So schlagen Sie einen Bogen zwischen Ihrem Publikum und dem Thema, das Sie im Folgenden präsentieren werden.
- (2) Beginnen Sie Ihr Referat mit einem aktuellen Ereignis oder einem Erfahrungsbericht, das bzw. der in Zusammenhang mit Ihrem Thema steht.
- (3) Binden Sie Ihr Publikum schon zu Beginn aktiv in Ihr Referat ein und wecken Sie dessen Interesse mit scheinbar widersprüchlichen Aussagen.

Wie könnten diese Vorschläge nun konkret umgesetzt werden?

Zu (1): Eine Frage, welche Sie einem Referat zum Thema ‚Kommunikationstechnologien‘ beispielsweise voran stellen können wäre diese: ‚Erinnert Euch an die ersten Chat-Dienste, die ihr genutzt habt. Vermutlich liegt deren Nutzung noch gar nicht lange zurück. Welche Chat-Dienste nutzt ihr heute? Wie unterscheiden sich diese von den Ersten? Fällt Euch ein anderer Bereich innerhalb der Kommunikationstechnologie ein, innerhalb dessen sich in so kurzer Zeit so viel getan hat?‘

Zu (2): Ein aktuelles Ereignis bei einem Referat zum Thema Datensicherheit könnte der Hinweis darauf sein, dass der Social Media-Gigant *facebook* im Jahr 2014 den Messenger-Service *Whats App* gekauft hat. Zusätzlich können Sie Ihr Publikum dazu anregen, darüber nachzudenken, was dieser Kauf für jeden Nutzer persönlich und die Sicherheit seiner oder ihrer privaten Daten bedeuten könnte.

Zu (3): Eine widersprüchliche Tatsache, die bei einem Referat zum Thema ‚Nutzungsmotive von Medien‘ zur aktiven Einbindung Ihres Publikums führen könnte, wäre beispielsweise die Anführung des Paradoxons, dass besonders in der achten Staffel der Reality-Show *Ich bin ein Star – Holt mich hier raus* die Kritik in der Gesellschaft immer lauter

wurde, die Sendung jedoch zugleich so hohe Einschaltquoten wie noch keine Staffel zuvor erzielte.

12.2.2 Der Hauptteil

Im Hauptteil werden die wichtigsten Inhalte klar gegliedert vermittelt. Dabei dient Ihnen die eingangs formulierte Fragestellung als Leitfaden und Strukturierungshilfe: Viele Informationen sind für die *Erarbeitung* eines Themengebietes bzw. Referates sehr wichtig, für den eigentlichen *Vortrag* hingegen nicht mehr (vgl. Franck; Stary 2006: 49). Entsprechend sollten Sie sich bei jeder einzelnen Information fragen: Ist diese Information zielführend? Dient diese Information der Beantwortung meiner Forschungsfrage? Sicherlich werden Sie bei der Recherche vielen weiteren spannenden und interessanten Informationen begegnen, die jedoch nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Beantwortung der Fragestellung stehen. So schwer es Ihnen fallen mag: Nehmen sie diese Informationen nicht in Ihr Referat auf.

Um Ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen die Rolle als Publikum möglichst angenehm zu gestalten und um ihnen die vielleicht abstrakten Inhalte gut zu verdeutlichen, empfiehlt es sich, besonders im Hauptteil mit vielen aktuellen, konkreten und alltagsnahen Beispielen zu arbeiten (vgl. ebd.: 63). Auch hilft es Ihrem Publikum, wenn Sie in den Vortrag kleine Wegweiser in Form von kurzen Einordnungen des Inhalts in den Gesamtzusammenhang oder kurze Übersichten, Zusammenfassungen und Gliederungen einarbeiten (vgl. ebd.).

Bei längeren Referaten sehen sich viele vor dem Problem, dass das Publikum gedanklich vom Thema abschweift. Um dies zu vermeiden, hat es sich in der Vergangenheit als hilfreich erwiesen, hin und wieder Fragen in das Referat einzubauen, die eine aktive Beteiligung der Zuhörerinnen und Zuhörer erfordern. Diese Fragen können einfache Wissensfragen sein, die anschließend im Plenum beantwortet werden (vgl. ebd.). Denkbar sind aber auch rhetorische Fragen, die alle Zuhörenden für sich beantworten können (vgl. ebd.).

12.2.3 Der Schluss

Bereits bei der Vorbereitung des Referates sollten Sie sich dessen bewusst sein, dass der Schluss das ist, was am längsten nachwirkt und von den Zuhörenden sozusagen mit nach Hause genommen wird (vgl. Franck 2008: 234f.). Entsprechend sollte der Schluss zum einen eine Zusammenfassung der wichtigsten Inhalte des Referates bieten, zum anderen aber auch eine explizite Beantwortung der eingangs formulierten Fragestellung liefern (vgl. Franck; Stary 2006: 67).

Im Anschluss an die Ergebnispräsentation ist es möglich und häufig auch erwünscht, eine Diskussion über das Referat zu führen sowie generelle sowie offengebliebene (Teil-)Fragen zu klären (vgl. Kalina et al. 2003: 129). Sollte dies der Fall sein, setzen Sie sich bei der Vorbereitung mit möglichen Fragen auseinander, die zu einer Diskussion führen oder diese anregen könnten.

12.3 Aufbereitung der Inhalte

Die Inhalte, welche Sie bei der Vorbereitung Ihres Referates recherchiert und gesammelt haben, müssen im nächsten Schritt aufbereitet werden. Dabei ist zu beachten, dass zwei Arten von Aufbereitungen notwendig sind: Eine persönliche Aufbereitung für Sie als Referentin oder Referent sowie eine Aufbereitung für Ihr Publikum.

12.3.1 Manuskript

Um grobe Fehler während des Referates zu vermeiden und einen ‚Gedankenanker‘ zu schaffen, an dem Sie sich während Ihres Vortrages orientieren können, können Sie Ihre Präsentation ausformulieren. Diese Ausformulierung, Ihr Manuskript hat noch weitere Funktionen: Zum einen hilft Ihnen der Schreibvorgang bei der Reflexion darüber, ob Sie das Thema tatsächlich verstanden haben oder ob es noch Unklarheiten gibt, die es vor der Präsentation zu beseitigen gilt. Zum anderen ist der Vorgang des Ausformulierens bereits eine Hilfestellung, um sich die wichtigsten Punkte einprägen und diese später möglichst frei vortragen zu können. Auch wenn der Vortrag vorformuliert ist, ist es i. A. besser, ihn frei vorzutragen und sich nur in Notfällen am Manuskript festzuhalten. Fällt es Ihnen aber schwer, Sätze während einer Präsentation

spontan zu formulieren, sehen Sie Ihr Manuskript als Hilfe an und lesen Sie ruhig (in Teilen) ab. So schaffen Sie für sich eine angenehme sowie entspannte Präsentationssituation und Ihr Publikum wird Ihnen gut folgen können.

12.3.2 Aufbereitung der Inhalte für Ihr Publikum

Mit dem Manuskript haben Sie die Grundlage geschaffen, einen Vortrag halten zu können. Zur Unterstützung des mündlichen Vortrags ist es sinnvoll, die Inhalte auch visuell aufzubereiten, denn

[d]ie Kombination von Hören und Sehen (zweikanaliges Lernen) ist dem einkanaligen Lernen durch ‚Nur-Sehen‘ oder ‚Nur-Hören‘ überlegen und steigert die Aufmerksamkeit, Rezeptionsfähigkeit und Merkleistung des Rezipienten (Oberlechner 2001: 183; Hervorhebung getilgt T. B.).

Sprich: Visualisieren hilft, Aufmerksamkeit aufrecht zu erhalten, Argumente verständlich zu untermauern und Kernaussagen hervorzuheben. Wichtig ist bei der visuellen Aufbereitung, dass die Inhalte im Vordergrund stehen. Franck und Stary (2006: 48) erläutern dazu: „Vorträge und Referate sind kein Nachweis technischer Kompetenz. Sie sollen vielmehr belegen, dass man inhaltlich etwas zu sagen hat.“

Für die Visualisierung können verschiedene Medien genutzt werden. Am beliebtesten und inzwischen von Lehrenden sowie Studierenden am häufigsten verwendet sind Präsentationssoftware wie beispielsweise *Impress*, *Keynote*, *Prezi* oder *PowerPoint*. Aufgrund ihrer Popularität wird auf diese Programme und deren Nutzung weiter unten gesondert eingegangen. Zunächst werden jedoch noch einige weitere, durchaus gängige Medien aufgeführt, die bei einem Vortrag ebenfalls für die Visualisierung von Inhalten infrage kommen.

Neben Präsentationssoftware werden Tafel bzw. Whiteboard häufig verwendet. Vorteile sind hier, dass ein Thema schrittweise entwickelt werden kann, Fachtermini, Namen und Zahlen zwecks besserer Erinnerung notiert und Vorschläge frei gesammelt werden können. Nachteilig ist hingegen, dass es zeitintensiv ist, ein Tafelbild vorab bzw. während der eigentlichen Präsentation zu erstellen. Auch bricht der Blickkontakt zum Publikum ab, was die Aufmerksamkeit Ihrer Zuhörerinnen und Zuhörer i. d. R. ebenfalls unterbricht. Ein weiterer Nachteil ist, dass Sie Tafelbilder nicht aufbewahren können. Diesem Argument kann man

allerdings entgegen, dass eine Ergebnissicherung durch Fotos im Zeitalter von Smartphones mit integrierten hochauflösenden Kameras problemlos möglich ist.

Weitere Möglichkeiten zur Aufbereitung von Inhalten bilden Flipcharts, Overheadprojektoren oder Poster. Bei der Auswahl eines geeigneten Mediums zur Visualisierung Ihres Vortrags müssen Sie sich grundsätzlich fragen, welches Medium für Ihre Zwecke geeignet ist und – viel wichtiger noch – welche Informationen Ihr Publikum dem ausgewählten Medium entnehmen soll (vgl. ebd.: 81). Immer dann, wenn der gesprochene Vortrag wortwörtlich dem Inhalt der Visualisierung entspricht, bietet die visuelle Aufbereitung Ihrem Publikum keinen Mehrwert. In solchen Fällen unterstützt der Einsatz von Medien den Vortrag folglich nicht (im Gegenteil) und muss überarbeitet werden.

Inhalte auf Folien

Einer der häufigsten Fehler bei der Verwendung von Präsentationssoftware ist die zeitgleiche Erstellung der Präsentation und der eigentlichen Vorbereitung der Inhalte. Das Resultat ist oft das Auftreten des im vorigen Abschnitt beschriebene Phänomens: Die verbal vorgetragenen und die visualisierten Inhalte stimmen nahezu hundertprozentig überein.

Was gehört nun aber tatsächlich auf eine Folie? Karmasin und Ribing (vgl. 2010: 154) empfehlen, dass jede längere Information visualisiert werden sollte. Eine längere Information entspricht bei ihnen einer Redezeit von etwa drei bis fünf Minuten. Umgekehrt bedeutet dies folglich, dass die Information auf einer Folie so viel Stoff beinhalten sollten, dass mindestens drei Minuten über diese Folie gesprochen werden kann (vgl. Franck; Stary 2006: 81).

Visualisieren bedeutet in diesem Zusammenhang jedoch nicht, dass der gesamte Text einer längeren Information auf Folien ausformuliert werden sollte, damit ihn Ihr Publikum mitlesen kann. Im Gegenteil: Folien sollten nur wenig Text enthalten, der zudem vom Publikum leicht und schnell entschlüsselt werden kann (vgl. ebd.: 135). Wenig Text meint, dass nicht mehr als sieben Aussagen auf einer Folie platziert werden sollten. Eine weit verbreitete Daumenregel lautet, dass sich maximal sechs bis acht Worte in einer Zeile befinden, sowie maximal sechs bis acht Zeilen pro Folie. Lassen Sie außerdem ausreichend Abstand

zwischen den Zeilen und an den Rändern, sodass das Erfassen des Inhalts der Folien auf den ersten Blick auch aus der Entfernung ohne Probleme möglich ist (vgl. ebd.: 111).

Ganze Sätze sind schwerer zu erfassen, wenn man nebenbei einem gesprochenen Vortrag folgen möchte. Achten Sie deshalb darauf, auf Ihren Folien Stich- oder Schlüsselworte zu verwenden, denn diese sind deutlich einprägsamer (vgl. Oberlechner 2001: 187). Eine hilfreiche Strategie, um die Inhalte auf Stichworte zu reduzieren, ist folgende: Betrachten Sie sehr textlastige Folien und markieren Sie diejenigen Wörter, die für die Aussage des Satzes am wichtigsten sind. Lassen Sie nun die markierten Schlüsselworte stehen und löschen Sie den übrigen Text. Häufig ist es auch sinnvoll, sich zu überlegen, ob es nicht an Stelle der Stich- bzw. Schlüsselworte ein Bild gibt, welches den zu erklärenden Sachverhalt geeignet darstellt (vgl. Duarte 2009: 222). Allerdings ist davon abzuraten, Bilder lediglich aus Gründen der scheinbaren optischen Aufwertung der Präsentation einzusetzen. Vielmehr sollten sie grundsätzlich einen spezifischen Sinn und Mehrwert haben, mit der jeweiligen These, dem Argument, etc. in direktem Kontakt stehen und damit zur Beantwortung der Forschungsfrage beitragen.

Achten Sie bei der Verwendung von Bildern zudem darauf, eigene Aufnahmen oder Illustrationen zu verwenden: Zum einen sind diese Bilder in den meisten Fällen ohnehin treffender, zum anderen können sich so auch keine rechtlichen Konsequenzen aufgrund der unerlaubten Verwendung von Bildern ergeben, denn wie bereits in Kapitel 8 beschrieben, ist die Verwendung fremder Bilder meistens problematisch (vgl. ebd.: 164). Besteht keine Möglichkeit, eigene Bilder und Illustrationen für die Präsentation anzufertigen, bieten unter *Creative Commons* lizenzierte Bilder eine Fundgrube für rechtlich abgesichert verwendbares Illustrationsmaterial. Sollte Ihnen keine andere Möglichkeit bleiben, als auf Bilder oder Darstellungen anderer Personen zurückzugreifen, geben Sie die Quelle an. Dies gilt selbstverständlich auch für Zitate oder Paraphrasen aus Texten anderer Autorinnen und Autoren, denn auch bei einer Präsentation müssen die Verfassenden in Form von Kurzverweisen ordnungsgemäß genannt werden (siehe Kapitel 9). Die ausführlichen bibliografischen Angaben gehören allerdings auf das Handout.

Gestaltungsregeln

Sind Inhalte eher mäßig visualisiert, d.h. die Schrift auf dem Hintergrund beispielsweise nicht lesbar oder zu viel Text auf den Folien, so überträgt sich nicht selten der Unmut über die Veranschaulichung auf die Inhalte der Präsentation, die dadurch weniger zugänglich werden. Folgen Sie deshalb bei der Gestaltung Ihrer Präsentationen dem Motto ‚Weniger ist mehr‘. ‚Spielereien‘ wie das Einfliegenlassen von Folien, die Unterlegung mit Tönen oder bunte Animationen machen eine Präsentation unansehnlich und wirken störend: „Wer zu viel zeigt, verfehlt den Sinn des Visualisierens, das Aufnehmen und Behalten [von Informationen; T. B.] zu unterstützen“ (Franck; Stary 2006: 137).

Um die Rezeption der Inhalte für Ihr Publikum optimal zu gestalten, ist es sinnvoll, folgende Hinweise bei der Erstellung von Präsentationen im Hinterkopf zu behalten: Grundsätzlich ist der Hintergrund der Folien als eine Fläche gedacht, „auf der Elemente platziert werden“ (Duarte 2009: 118). Der Hintergrund Ihrer Präsentation ist also „kein eigenständiges Kunstwerk“ (ebd.: 118) und darf nicht mit den Inhalten konkurrieren. Im Gegenteil: Das Design bzw. die Vorlage und der Hintergrund sollten immer im Zusammenhang mit den Inhalten stehen (vgl. Franck; Stary 2006: 137).

Dies gilt auch für die Wahl der Schrift (siehe auch Kapitel 11): Passen Sie die Schrift an die Inhalte an, die Sie vermitteln wollen. Wählen Sie beispielsweise nicht die Schriften wie *Comic Sans* oder *Bradley Hand ITC* bei einem seriösen Thema. Auf der sicheren Seite, auch hinsichtlich der Kongruenz von Inhalt und Schrift, befinden Sie sich, wenn Sie auch bei der Aufbereitung von Präsentationen auf die in der Wissenschaft gängigen Schriftarten wie *Times New Roman*, *Arial* oder *Bookman Old Style* zurückgreifen (vgl. Oberlechner 2001: 187). Vermeiden Sie zudem den Wechsel der Schriftart innerhalb der Präsentation, sofern dieser inhaltlich keine Bedeutung hat (vgl. ebd.). Mit der Schriftart einher geht die Frage nach der Schriftgröße, wobei sich als allgemeine Faustregel zunächst folgendes festhalten lässt: Der Text auf den Folien muss für Ihr Publikum auf allen Plätzen gut lesbar sein. Entsprechend wird vorgeschlagen, dass die Schriftgröße im Fließtext 20 Punkt nicht unterschreitet (vgl. ebd.: 187). Wichtig ist, dass Sie vor der Präsentation überprüfen, ob es Ihren Zuschauerinnen und Zuschauern in der letzten

Reihe möglich ist, die Inhalte auf den Folien visuell zu erfassen. Doch wie lässt sich das herausfinden? Grafikdesignerin Nancy Duarte empfiehlt folgendes: Messen Sie zunächst die Diagonale Ihres Bildschirms. Bringen Sie bei 21 Zoll (ca. 53,3 cm) Bildschirmdiagonale in etwa sechs Metern Entfernung vom Computer eine Markierung auf dem Boden an. Bei 17 Zoll Bildschirmdiagonale sollte die Markierung etwa in fünf Metern Entfernung vom Computer angebracht werden. Die Rechnung beträgt also: ‚Bildschirmdiagonale in Zoll / 3,5 = Entfernung für die Markierung auf dem Boden in Metern‘. Starten Sie anschließend die Bildschirmpräsentation auf Ihrem Computer und positionieren Sie sich hinter der zuvor auf dem Boden angebrachten Markierung. Alles, was Sie hinter der Markierung nicht mehr lesen können, wird auch Ihr Publikum in der letzten Reihe während der Präsentation auch nicht lesen können (vgl. Duarte 2009: 152).

Bezüglich der Lesbarkeit ist bei der Kopie von Grafiken und Tabellen aus Büchern oder sonstigem Material besondere Vorsicht geboten: Diese eignen i. d. R. nur bedingt für die Verwendung in einer Präsentation und sind häufig besonders auf die Entfernung sehr schlecht lesbar bzw. in der verfügbaren Zeit schwer zu erfassen. Besser ist es, wenn Sie Grafiken für Ihre eigene Präsentation neu gestalten um beispielsweise die Komplexität des Originals zu reduzieren (vgl. Franck; Stary 2006: 135) (siehe auch Kapitel 8.4).

Gleich der Auswahl der Schrift sollte auch die farbliche Gestaltung einer Präsentation nicht willkürlich erfolgen. Setzen Sie vielmehr Farben gezielt ein, wenn Sie damit etwas aussagen möchten (vgl. ebd.: 104). Berücksichtigen Sie hierbei den symbolischen Aussagewert von Farben, der v. a. durch sozio-kulturelle Normen geprägt und in unserem Vorwissen verankert ist. So steht beispielsweise Rot nach unserem kulturellen Verständnis für Gefahr, Aggressivität, Kraft, Dynamik oder Liebe. Blau hingegen wird oft mit Treue, Härte, Kälte oder Reinheit, Grün hingegen mit Hoffnung, Ruhe oder Natur assoziiert (vgl. Oberlechner 2001: 188). Entsprechend eignen sich Rottöne für Hervorhebungen, während blau oder schwarz im Fließtext als angenehm empfunden werden (vgl. ebd.). Allgemein gilt: Schriftfarben müssen sich von ihrem Hintergrund abheben. Je kontrastreicher, desto besser ist der Text i. d. R. lesbar.

12.3.3 Handout

Zu einer gelungenen Präsentation gehört für gewöhnlich auch ein gut gestaltetes und informatives Handout. Es dient Ihrem Publikum als Gedächtnisstütze nach dem Referat und fungiert als begleitende Orientierungshilfe während des Referates (vgl. Kalina et al. 2003: 130). Prinzipiell sind die folgenden Angaben auf einem Handout unverzichtbar:

- Name des Referenten bzw. der Referentin
- Angaben zum Seminar: Name, Dozentin oder Dozent, Datum etc.
- Gliederung des Referates
- Wichtigste Kerngedanken und Thesen, Namen, Zahlen, Daten und Formeln
- Zentrale Zitate
- Grafiken und Tabellen
- Literaturhinweise
- Platz für Notizen

Achten Sie auch bei der Übernahme von Grafiken und Tabellen auf dem Handout darauf, dass sie nach eventuellem Verkleinern und Kopieren noch immer gut lesbar sind und arbeiten Sie diese ggf. für Ihre eigene Verwendung passend auf. Vergessen Sie zudem nicht, die bibliografischen Angaben der von ihnen verwendeten Quellen und Literatur zu vermerken (vgl. Kalina et al. 2003: 130). Halten Sie sich schließlich auch an formale Vorgaben: Bei Schriftgröße 12 Punkt und 1,1- bis 1,3-fachem Zeilenabstand (siehe Kapitel 11.2.4) sollte das Handout einen Umfang von vier Seiten keinesfalls überschreiten.

12.4 Präsentieren der Inhalte

Nachdem Sie Ihre Vorbereitungen zu Hause abgeschlossen, d. h. die Inhalte des Referates vor- und aufbereitet haben, kann der Tag des Referates kommen. Im Idealfall haben Sie die Präsentation zu Hause bereits einige Male geübt und währenddessen die Zeit gestoppt: So trainieren Sie Ihr Zeitgefühl und bekommen ein Gefühl für den Zusammenhang zwischen dem verbalen Vortrag und der medialen Unterstützung. Stellen Sie im Zuge dieser Probedurchgänge fest, dass Ihre Präsentation die vorgegebene Zeit unter- oder überschreitet, haben Sie auf diese Weise

noch immer die Möglichkeit, weniger wichtige Passagen zu kürzen oder an anderen Stellen Inhalte zu erweitern bzw. zu vertiefen.

12.4.1 Vorbereitungen vor der Präsentation

Auch am Tag der Präsentation müssen einige letzte Vorbereitungen getroffen werden: Überprüfen Sie noch zu Hause, ob Sie an alle notwendigen (Hilfs-)Mittel gedacht haben. Haben Sie Ihren Laptop für das Abspielen Ihrer digitalen Präsentation eingepackt und bei einem Apple-Endgerät an einen Adapter für den Beamer gedacht? Haben Sie Ihre Präsentation als PDF gespeichert, wenn Sie Ihre Präsentation von einem fremden Computer aus bedienen wollen? Haben Sie eine Datensicherung Ihrer Präsentation und aller dafür relevanten Dateien vorgenommen und diese ebenfalls eingepackt? Haben Sie an einen Stift für das Whiteboard gedacht und Ihr Handout in ausreichender Anzahl kopiert? Haben Sie an alle weiteren Unterlagen gedacht, welche für Ihre erfolgreiche Präsentation notwendig sind?

Machen Sie sich anschließend rechtzeitig auf den Weg, sodass Sie vor Beginn der Präsentation noch ausreichend Zeit haben, um die Technik vor Ort zu überprüfen und Ihre Unterlagen zu sortieren. Denkbar wäre es, dass der Beamer temporär nicht funktioniert oder aber Ihr Endgerät nicht mit dem Beamer kompatibel ist – häufig sind es nur Kleinigkeiten, die wenige Minuten dauern, bis sie behoben sind. Dennoch wirkt es unprofessionell und ermüdend auf Ihr Publikum, müssen solche Dinge vor dem Beginn der Präsentation noch behoben werden. Sollte eine technische Störung jedoch nicht nur von kurzer Dauer sein, ist es unverzichtbar, dass Sie Ihr Referat auch ohne die geplante mediale Unterstützung bzw. unter spontanem Ausweichen auf andere Medien wie beispielsweise das Whiteboard vortragen können.

12.4.2 Der Vortrag selbst

Stellen Sie sich Ihrem Publikum zu Beginn Ihres Vortrages kurz vor, (mit Ihrem tatsächlichem Namen, nicht Ihrem Spitznamen o. Ä.). So wissen Ihre Zuhörerinnen und Zuhörer, mit wem Sie es in den kommenden Minuten zu tun haben (vgl. Karmasin; Ribing 2010: 157).

Verteilen Sie anschließend das von Ihnen vorbereitete Handout bzw. erörtern Sie Ihrem Publikum, ob es überhaupt ein Handout gibt und wann es ausgeteilt wird. Teilen Sie das Handout vor der Präsentation aus, hat dies den Vorteil, dass es den Zuhörenden als Stütze und Wegweiser dient, um Ihrem Referat zu folgen. Nachteilig ist jedoch, dass das Handout mitunter von Ihrem Vortrag ablenkt. Egal, ob Sie Ihr Handout zu Beginn oder am Ende Ihres Referates austeilen: Machen Sie sich bewusst, dass es sich um unterschiedliche Formen des Handouts handelt: Vor der Präsentation ausgeteilte Handouts fungieren als Leitfaden für Ihre Präsentation. Nach dem Referat ausgeteilte Handouts hingegen verfolgen eher das Ziel der Ergebnissicherung und Zusammenfassung des Referates zum Nachlesen.

Klären Sie ebenfalls zu Beginn Ihres Referates – gerne auch gemeinsam mit Ihrem Publikum – ob Fragen während der Präsentation gestellt und beantwortet werden sollen oder doch lieber im Anschluss an den Vortrag. Hier muss jeder und jede von Ihnen für sich selbst wissen, mit welcher der beiden Möglichkeiten er oder sie sich am wohlsten fühlt.

Anschließend können Sie mit dem Vortrag beginnen. Achten Sie generell darauf, dass Sie Ihr gesamtes Referat frei halten. Zum einen wirkt dies natürlicher und fesselnder als ein abgelesener oder auswendig gelernt vorgetragener Text, zum anderen verhindert es weitgehend die Verwendung von Schachtelsätzen. Da sie für Ihre Zuhörenden schwer zu erfassen sind, sind Schachtelsätze bei einem mündlichen Vortrag keinesfalls empfehlenswert. Viel besser ist es, wenn Sie stattdessen viele Hauptsätze verwenden. Ähnlich wie mit Schachtelsätzen verhält es sich mit Fremdwörtern: Nutzen Sie zum besseren Verständnis so wenige Fremdwörter wie möglich. Fachbegriffe jedoch sollten Sie explizit nennen. Definieren Sie diese jedoch, bevor Sie diese im weiteren Verlauf Ihres Referates weiter verwendet und darauf aufbauen.

Natürlich spricht nichts dagegen, wenn Sie Ihr Manuskript (siehe auch Abschnitt 12.3.1) oder Karteikarten als ‚Gedankenanker‘ während des Vortrags verwenden. Wenn Sie aus eigener Erfahrung wissen, dass Sie bei Referaten sehr aufgereggt sind, nutzen Sie guten Gewissens Karteikarten oder gar Ihr Manuskript als Gedächtnisstütze. Das macht die Präsentation sowohl für Sie als auch für Ihr Publikum entspannter. Versuchen Sie aber, Ihren Blick während des Referates nicht dauerhaft

auf Ihren Unterlagen ruhen zu lassen. Suchen Sie stattdessen regelmäßigen Blickkontakt zu Ihrem Publikum. Das verhindert das Abschweifen Ihrer Zuhörerinnen und Zuhörer, da sie sich von Ihnen angesprochen fühlen.

Wenden Sie sich beim Einsatz von Medien nicht zu sehr der Projektion an der Wand bzw. dem Whiteboard zu: Dies unterbricht den Blickkontakt zum Publikum ebenfalls und lässt durch das Sprechen zur Wand zusätzlich eine unvorteilhafte akustische Situation entstehen.

Bauen Sie während Ihres Vortrags ausreichend Redepausen ein. Auf diese Weise geben Sie Ihrem Publikum die Möglichkeit, alle Inhalte aufzunehmen und zu verarbeiten. Dazu gehört auch, dass Sie angemessen laut sprechen, d. h. weder schreien noch flüstern. Auch zu schnell sollte nicht gesprochen werden. Wenn Sie wissen, dass sie eben dazu neigen, sollten Sie regelmäßig üben, langsam zu sprechen und bewusst Pausen einzubauen. Zusätzlich kann es eine Hilfe sein, wenn Sie in Ihrem Manuskript viele Zeilenumbrüche einbauen. So sind Sie aufgrund der Wiederaufnahme des Textes in der neuen Zeile unterbewusst dazu gezwungen, öfter kurz inne zu halten.

Wichtig ist während der gesamten Präsentation: Bleiben Sie Sie selbst und verstellen Sie sich nicht, denn jeder und jede hat einen persönlichen, ganz individuellen Präsentationsstil. Sicherlich ist es – wie in vielen Bereichen des Lebens – auch hier immer möglich, die persönliche Präsentationstechnik zu verbessern und daran zu arbeiten. Dafür müssen Sie jedoch kein neuer Mensch werden.¹

13.4.3 Pleiten, Pech und Pannen – FAQs

Sicherlich haben Sie sich perfekt auf Ihr Referat vorbereitet – dennoch kann es immer wieder passieren, dass Ihnen bei einer Präsentation kleinere oder größere vermeintliche Katastrophen unterlaufen. Für die folgenden Missgeschicke liefert Franck (2008: 252ff.) einige Hilfestellungen. Was können Sie tun wenn ...

¹ Wenn Sie Ihre Präsentations- und Vortragstechnik verbessern wollen, bietet die Otto-Friedrich-Universität Bamberg Rhetorikseminare und Kurse zur Sprecherziehung an, die auch von Studierenden in Anspruch genommen werden können. Weitere Informationen hierzu finden Sie auf der Homepage der Universität.

- ... Sie mit einem einmal begonnenen Satz nicht zurecht kommen? Hier gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder, Sie gehen offensiv damit um, brechen den Satz beispielsweise mit den Worten ‚Ich beginne nochmal neu: ...‘ ab, um ihn entsprechend neu zu beginnen. Oder aber Sie bluffen, führen den Satz zu Ende und wiederholen ihn anschließend wohl formulierter mit den einleitenden Worten: ‚Besser ausgedrückt ...‘.
- ... Sie zu leise reden? Die Antwort ist denkbar einfach und dennoch für Betroffene nicht immer leicht umzusetzen: Üben Sie zu Hause vor der Präsentation lauter zu sprechen.
- ... Sie sich versprechen? Macht nichts! Wenn Ihr Versprecher den Sinn der Aussage nicht entstellt, ist es völlig legitim, darüber hinwegzugehen. Verändert er jedoch die Aussage, korrigieren Sie einfach das Wort oder die Aussage – allerdings ohne weitere Bemerkung oder gar eine Entschuldigung.
- ... Ihnen das richtige Wort fehlt? Gehen Sie offensiv damit um und gestehen Sie, dass Ihnen das richtige Wort entfallen ist. Ist Ihnen diese Möglichkeit unangenehm, können Sie auch hier bluffen und die rhetorische Frage einfügen: ‚Wie kann man das treffend formulieren?!‘ So verschaffen Sie sich eine kurze Denkpause, um das richtige Wort zu finden.
- ... Sie etwas vergessen haben? War es nicht wichtig? Wunderbar! Dann ist es nämlich gar nicht schlimm, denn Ihre Zuhörerinnen und Zuhörer wissen ohnehin nicht, was Sie alles vortragen wollten. Lassen Sie die Information also einfach weg. War die Information jedoch relevant für den weiteren Verlauf der Präsentation, dann fügen Sie diese an geeigneter Stelle wie beispielsweise einer Abschnittszusammenfassung mit den Worten ‚An dieser Stelle ist noch zu ergänzen ...‘ ein.
- ... Sie den Faden verlieren? Konsultieren Sie an dieser Stelle entweder Ihr Manuskript und suchen Sie die Stelle, an der Sie ‚ausgestiegen‘ sind. Haben Sie die Stelle gefunden, knüpfen Sie entweder direkt dort an oder wiederholen die zuletzt erläuterten Aspekte kurz, um so wieder zurück ins Thema zu finden.

12.5 Checkliste

- Beginnen Sie rechtzeitig mit den Vorbereitungen für Ihre Präsentation.
- Eine gut gestaltete Präsentation vermittelt dem Publikum, dass es Ihnen als Referentin oder Referent wichtig ist. Dies steigert die Aufmerksamkeit und die Aufnahmefähigkeit des Publikums.
- Nachdem Änderungen in der Form der Präsentation (Schriftart, Layout, farbliche Gestaltung) stets eine inhaltliche Bedeutung suggerieren, ist unbedingt darauf zu achten, dass die Präsentation einheitlich und visuell übersichtlich gestaltet ist.
- Das Handout sollte nicht inhaltsgleich mit der Präsentation und die Präsentation nicht inhaltsgleich mit dem Vortrag sein.

12.6 Literatur

- Duarte, Nancy (2009): *Slide:ology. Oder die Kunst, brillante Präsentationen zu entwickeln*. Köln: O'Reilly.
- Franck, Norbert; Sary, Joachim (2006): *Gekonnt visualisieren. Medien wirksam einsetzen*. Paderborn: Schöningh.
- Franck, Norbert (2008): *Lust statt Last (2): Referat, Vortrag*. In: Franck, Norbert; Sary, Joachim (Hrsg.): *Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. Eine praktische Anleitung*. Paderborn: Schöningh, S. 223–254.
- Kalina, Ondřej et al. (2003): *Grundkurs Politikwissenschaft: Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 126–135.
- Karmasin, Matthias; Ribing, Rainer (2010): *Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten. Ein Leitfaden für Seminararbeiten, Bachelor-, Master- und Magisterarbeiten sowie Dissertationen*. Wien: Facultas.
- Oberlechner, Helmar (2001): *Visualisieren und Präsentieren wissenschaftlicher Arbeiten*. In: Hug, Theo (Hrsg.): *Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten*. Bd. 1. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, S. 182–195.
- Sary, Joachim (2008): *Referate unterstützen: Visualisieren, Medien einsetzen*. In: Franck, Norbert; Sary, Joachim (Hrsg.): *Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. Eine praktische Anleitung*. Paderborn: Schöningh, S. 255–271.

Anhang

Zeitschriftenübersicht

1. Kommunikationswissenschaftliche Fachzeitschriften

Communication Research

Communication Theory

European Journal of Communication

Human Communication Research

International Journal of Communication Research

International Journal of Media & Cultural Politics

International Journal of Public Opinion Research

Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte

Journal of Applied Media & Journalism Studies

Journal of Broadcasting

Journal of Broadcasting & Electronic Media (vormals: Journal of Broadcasting; 1. Jg. 1956/57 – 28. Jg. 1984)

Journal of Communication

Journal of Communication Studies

Journal of Computer-Mediated Communication

Journal of Mass Media Ethics

Journal of Public Relations Research

Journalism & Mass Communication Quarterly

Journalism History

Journalism Studies

Kommunikation@Gesellschaft

Mass Communication and Society

Mass Communication Quarterly

Media Perspektiven

Media Psychology

Media, Culture & Society
Medien & Kommunikationswissenschaft (vormals: Rundfunk und Fernsehen; 1. Jg. 1953 – 47. Jg. 1999)
Medien & Zeit
Medienpsychologie
Montage a/v
New Media & Society
Political Communication
Public Opinion Quarterly
Public Relations Inquiry
Public Relations Review
Publizistik
Studies in Communication | Media (SC|M)
Visual Communication
Zeitschrift für Medienpsychologie (= Journal of Media Psychology)
(vormals: Medienpsychologie; 1. Jg. 1989 – 12. Jg. 2000)

2. Fachzeitschriften benachbarter Disziplinen

American Journal of Sociology
American Political Science Review
Historische Zeitschrift
International Sociology
Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
Political Psychology
Politische Vierteljahrszeitschrift
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Geschichte und Gesellschaft
Zeitschrift für Medienwissenschaften
Zeitschrift für Soziologie

Handbuchübersicht

Handbücher ermöglichen es, sich zu einem Stichwort/Thema einen ersten Überblick zu verschaffen. Sie enthalten z. B. allgemein akzeptierte Definitionen, Informationen über die Entwicklung von Forschungsfeldern, über wichtige Vertreter theoretischer oder methodologischer Schulen, zu Kritik und Kontroversen sowie Hinweise auf grundlegende Literatur und ‚Klassiker‘. Sie sind ein ergiebiger Ausgangspunkt der eigenen Recherche. Es lohnt sich, zu einem Thema in mehreren Handbüchern vergleichend zu recherchieren!

1. Handbücher Kommunikations- und Medienwissenschaft

Alvarado, Manuel et al. (Hrsg.) (2015): *The Sage Handbook of Television Studies*. Los Angeles et al.: Sage.

Badura, Bernhard; Gloy, Klaus (Hrsg.) (1972): *Soziologie der Kommunikation. Eine Textauswahl zur Einführung*. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.

Bentele, Günter; Jarren, Otfried; Brosius, Hans-Bernd (Hrsg.) (2003): *Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Berger, Charles R.; Roloff, Michael E.; Roskos-Ewoldsen, David R. (Hrsg.) (2010): *The Handbook of Communication Science*. Los Angeles et al.: Sage.

Cobley Paul; Schulz, Peter J. (Hrsg.) (2013): *Theories and Models of Communication*. Berlin; Boston: De Gruyter.

Denzin, Norman K.; Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.) (2011): *The Sage handbook of qualitative research*. 4. Aufl. Los Angeles et al.: Sage.

Dill, Karen E. (Hrsg.) (2014): *The Oxford Handbook of Media Psychology*. Oxford et al.: Oxford University Press.

Donsbach, Wolfgang; Traugott, Michael W. (Hrsg.) (2008): *The Sage Handbook of Public Opinion Research*. Los Angeles et al.: Sage.

Hans-Bredow-Institut (Hrsg.) (1957ff): *Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen*. Baden-Baden; Hamburg .

Hepp, Andreas et al. (Hrsg.) (2015): *Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS.

- Hiebel, Hans H. et al. (Hrsg.) (1999): Große Medienchronik. München: Wilhelm Fink.
- Hunsinger, Jeremy; Senft, Theresa (Hrsg.) (2013): The Social Media Handbook. New York; London: Routledge.
- Jarren, Otfried; Sarcinelli, Ulrich; Saxer, Ulrich (Hrsg.) (1998): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koszyk, Kurt; Pruys, Karl Hugo (1981): Handbuch der Massenkommunikation. München: dtv.
- Löffler, Martin; Ricker, Reinhardt (2002): Handbuch des Presserechts. 6., neu bearb. Aufl. München: C. H. Beck.
- Nightingale, Virginia (Hrsg.) (2011): The Handbook of Media Audiences. Chichester; Malden; Oxford: Wiley-Blackwell.
- Noelle-Neumann, Elisabeth; Schulz, Winfried; Wilke, Jürgen (Hrsg.) (2009): Fischerlexikon Publizistik Massenkommunikation. 5., aktual., vollst. überarb. u. erg. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer.
- Rössler, Patrick (2011): Skalenhandbuch Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: VS.
- Sander, Uwe; Gross, Friederike von; Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.) (2008): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS.
- Schanze, Helmut (Hrsg.) (2001): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart: Kröner.
- Schicha, Christian; Brosda, Carsten (Hrsg.) (2010): Handbuch Medienethik. Wiesbaden: VS.
- Schröter, Jens (2014): Handbuch Medienwissenschaft. Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Schweiger, Wolfgang; Beck, Klaus (Hrsg.) (2010): Handbuch Online-Kommunikation. Wiesbaden: VS.
- Schweiger, Wolfgang; Fahr, Andreas (Hrsg.) (2013): Handbuch Medienwirkungsforschung. Wiesbaden: VS.
- Semetko, Holli A.; Scammell, Margaret (Hrsg.) (2012): The Sage Handbook of Political Communication. Los Angeles et al.: Sage.
- Seufert, Wolfgang; Grundlach, Hardy (Hrsg.) (2012): Medienregulierung in Deutschland. Ziele, Konzepte, Maßnahmen. Lehr- und Handbuch. Baden-Baden: Nomos.

- Tillmann, Angela; Fleischer, Sandra; Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.) (2014): Handbuch Kinder und Medien. Wiesbaden: VS.
- Wahl-Jorgensen, Karin; Hanitzsch, Thomas (Hrsg.) (2009): The Handbook of Journalism Studies. New York/London: Routledge.
- Weischenberg, Siegfried; Kleinsteuber, Hans J.; Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2005): Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz: UVK.
- Wolf, Christof; Best, Henning (Hrsg.) (2010): Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse. Wiesbaden: VS.
- Wünsch, Carsten et al. (Hrsg.) (2014): Handbuch Medienrezeption. Baden-Baden: Nomos.
- Zerfaß, Ansgar; Piwinger, Manfred (Hrsg.) (2014): Handbuch der Unternehmenskommunikation. 2., vollst. überarb. Aufl. Wiesbaden: Gabler.
- Zerfaß, Ansgar; Pleil, Thomas (Hrsg.) (2015): Handbuch Online-PR. Strategische Kommunikation in Internet und Social Web. 2., überarb. u. erw. Aufl. Konstanz: UVK.

2. Handbücher benachbarter Disziplinen

- Anz, Thomas (Hrsg.) (2007): Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen. 3. Bde. Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Aronson, Elliot; Wilson, Timothy D.; Akert, Robin M. (2014): Sozialpsychologie. 8., aktual. Aufl. Hallbergmoos: Pearson.
- Baur, Nina et al. (Hrsg.) (2008): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS.
- Berg-Schlosser, Dirk; Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.) (2003): Vergleichende Politikwissenschaft. Ein einführendes Studienhandbuch. 4., überarb. u. erw. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Gerrig, Richard J.; Zimbardo, Philipp (2015): Psychologie. 20., aktual. Aufl. Hallbergmoos: Pearson.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (2010): Metzler Lexikon Sprache. 4. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Jaeger, Friedrich et al. (Hrsg.) (2011): Handbuch der Kulturwissenschaften. 3. Bde. Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Lamla, Jörn et al. (Hrsg.) (2014): Handbuch der Soziologie. Konstanz; München: UVK.

Lösungen zu den Übungsaufgaben

Kapitel 5

Übung 1

Die meisten Dissertationen werden als Monografie publiziert, denn mit einer Dissertationsschrift soll die oder der Promovierende beweisen, selbstständig unter Berücksichtigung der Forschungsliteratur einen in sich geschlossenen und relevanten Beitrag zu ‚seiner‘ Disziplin erbringen zu können, der einen gewissen ‚Mehrwert‘ gegenüber bisher erschienen Texten bietet. Dafür ist eine Monografie ein idealer Publikationsrahmen. Insbesondere im englischsprachigen Raum sowie in den Natur-, Technik- und Humanwissenschaften hat sich in jüngster Zeit jedoch auch die Praxis der *kumulativen Dissertation* etabliert. Dabei wird als Promotionsleistung auch eine Reihe thematisch eng zusammenhängender Aufsätze in relevanten Fachzeitschriften akzeptiert.

Übung 2

Das Jahrbuch vereint Merkmale beider Publikationsarten. Es ist wie eine Zeitschrift ein Periodikum, Zeitschriften erscheinen jedoch mindestens zweimal pro Jahr. Dieser Unterschied ist für die im Kapitel erfolgte Zuordnung entscheidend. Wie ein Sammelband vereint das Jahrbuch Texte zu einem bestimmten Thema, wie eine Zeitschrift allerdings beinhaltet es auch Rezensionen oder Bibliografien, was i. d. R. auf Sammelbände eher nicht zutrifft. Jahrbücher tragen zudem wie Zeitschriften eine ISSN-Nummer (= International Standard Serial Number), Sammelbände eine ISBN-Nummer (= International Standard Book Number).

Übung 3

Das Modell wurde von Paul Lazarsfeld, Bernhard Berelson und Hazel Gaudet im Jahr 1944 in deren Monografie *The People's Choice. How the Voter Makes Up his Mind in a Presidential Campaign*¹ begründet. Das ist

¹ Lazarsfeld, Paul F.; Berelson, Bernard; Gaudet, Hazel (1944): *The people's choice. How the voter makes up his mind in a presidential campaign*. New York: Columbia University Press.

zum Thema die mit Abstand wichtigste Quelle, die Sie in jedem Fall berücksichtigen sollten. Das Modell wurde in den folgenden Jahrzehnten vielfach empirisch geprüft und weiterentwickelt. In diesem Kontext könnte beispielsweise Elihu Katz' Aufsatz *The Two-Step Flow of Communication: An Up-To-Date Report on a Hypothesis*² eine weitere Quelle sein. Was die Literatur angeht, so sind grundlegende Texte zur Medienwirkungsforschung eine gute Wahl.³

Kapitel 6

Übung 1

- (1) Im Präsenzbestand als Monografie und E-Book vorhanden.
- (2) Nicht im Präsenzbestand vorhanden. Vorgehen: Suche → Datenbank-Auswahl → UB/SB Bamberg + Bibliotheksverbund Bayern → Suchbegriff eingeben → über Bibliotheksverbund Bayern (Fernleihe) bestellen.

Übung 2

Die Liste könnte z. B. folgende Titel enthalten:

Brawand, Leo (1995): Rudolf Augstein. Düsseldorf: ECON.

Doerry, Martin; Janssen, Hauke (Hsrg.) (2013): Die SPIEGEL-Affäre: Ein Skandal und seine Folgen. München: Deutsche Verlagsanstalt.

Schoenbaum, David (1968): Ein Abgrund von Landesverrat. Die Affäre um den Spiegel. Berlin: Parthas.

Schöps, Joachim (1983): Die Spiegel-Affäre des Franz Josef Strauß. Reinbek: Rowohlt.

Schröder, Dieter (2004): Augstein. München: Siedler.

² Katz, Elihu (1957): The Two-Step Flow of Communication: An Up-To-Date Report on a Hypothesis. In: The Public Opinion Quarterly. 21. Jg., H. 1, S. 61–78.

³ Exemplarisch hierfür: Schenk, Michael (2007): Medienwirkungsforschung. 3., vollst. überarb. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck. Ebenfalls ein Standardwerk: Bonfadelli, Heinz; Friemel, Thomas N. (2015): Medienwirkungsforschung. 5. Aufl. Konstanz: UVK. In beiden Monografien finden sich etliche Angaben zu weiterführender Literatur.

Übung 3

Mögliche Schlagwörter:

- /“Rudolf Augstein“/
- /“Conrad Ahlers“/
- /“Franz Josef Strauß“/
- /Pressefreiheit/
- /Spiegel-Affäre/
- /Der Spiegel <Zeitschrift>/
- /Medienskandal/
- /Skandal AND Spiegel/

Kapitel 9

Übung 1

- (a) Blöbaum, Bernd; Görke, Alexander; Wied, Kristina (2004): Quellen der Wissenschaftsberichtserstattung. Inhaltsanalyse und Befragung. Münster: Bertelsmann Stiftung.
- (b) Sievert, Holger (1998): Europäischer Journalismus. Theorie und Empirie aktueller Kommunikation in der Europäischen Union. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- (c) Mock, Thomas (2006): Was ist ein Medium? In: Publizistik. 51. Jg., H. 2, S. 183–200.
- (d) Reifenrath, Roderich (2006): Kaiserschmarrn. Der Fußballer als Journalist. In: Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Fußball, Fernsehen, Politik. Wiesbaden: VS, S. 249–261.

Übung 2

- (a) Hier steht die Jahreszahl an der falschen Stelle. Zudem wurden Verlagsort und Verlag vertauscht. Korrekt ist also:
Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- (b) Hier wurden verschiedene Trennungszeichen zwischen den Namen verwendet. Zudem fehlt der Verlagsort. Korrekt ist also: Brosius, Hans-Bernd; Koschel, Friederike; Haas, Alexander (2008): Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. 4., überarb. u. erw. Aufl. Wiesbaden: VS.
- (c) Hier wurde der Vor- und Nachname vertauscht, das Trennungszeichen falsch eingesetzt, die Heftnummer vergessen sowie die Seitenzahl falsch angegeben. Korrekt ist also: Feierabend, Sabine; Klingler, Walter (2013): Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung Drei- bis 13-Jähriger 2012. In: Media Perspektiven, H. 4, S. 190–201.

Übung 3

- (a) Monografie
- (b) Aufsatz in einer Fachzeitschrift
- (c) Graue Literatur
- (d) Aufsatz in einem Sammelband

Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen

Abbildung 1: Einfaches Kommunikationsmodell	40
Abbildung 2: Kommunikation innerhalb eines gemeinsamen Bezugsrahmens	41
Abbildung 3: Kommunikation als Gegenstand zeitgenössischer wissenschaftlicher Beobachtung	45
Abbildung 4: Kommunikation als Gegenstand ethnologischer oder historischer wissenschaftlicher Betrachtung	46
Abbildung 5: S-O-R-Modell der Medienwirkungen	167
Abbildung 6: S-O-R-Modell der Medienwirkungen in eigener Darstellung	167
Abbildung 7: Annotierte Bibliografie, Karteikarte (Vorderseite oben, Rückseite unten)	174
Abbildung 8: Gliederungsbeispiele für das Inhaltsverzeichnis	204
Abbildung 9: Abkürzungsverzeichnis	205
Abbildung 10: Zu lange Zeilen (> 100 Zeichen pro Zeile)	217
Abbildung 11: Optimale Zeilenlänge (50-80 Zeichen pro Zeile)	217
Abbildung 12: Satzspiegelkonstruktion	218
Abbildung 13: Richtige und falsche Abstände zwischen Überschrift und Text	220
Abbildung 14: Absatzauszeichnungen	221
Abbildung 15: ‚Hurenkind‘	221
Abbildung 16: ‚Schusterjunge‘	222
Abbildung 17: Blocksatz ohne und mit Silbentrennung	223
Abbildung 18: Blocksatz (links) und Rauhsatz (rechts)	224
Abbildung 19: Serifenschrift und serifenlose Schrift	226
Abbildung 20: Nichtproportionale Schrift	226

Abbildung 21: Strukturierte Darstellung des Outputs des Statistik-Tools R in nichtproportionaler Schrift	227
Abbildung 22: Auswahl zu empfehlender Serifenschriften	229
Abbildung 23: Auswahl zu empfehlender serifenloser Schriften	229
Abbildung 24: Gleiche Schriftgrößen (12 pt) bei verschiedenen Schriftarten	230
Abbildung 25: Falsche und echte Kursive	231
Abbildung 26: Falsche und echte Kapitälchen	232
Abbildung 27: Tastenkürzel für den Zugriff auf Sonderzeichen unter Windows, Mac OS und Linux	237
Abbildung 28: ‚Standard-‘Formatierung und empfohlene Formatierung einer Tabelle	239
Tabelle 1: Auswahl online verfügbarer deutschsprachiger Tages- bzw. Wochenzeitungen und Magazine der Universitätsbibliothek Bamberg	130
Tabelle 2: Operatoren und ihre Auswirkung auf die Treffermenge	134
Tabelle 3: Annotierte Bibliografie, tabellarische Zusammenstellung	173
Tabelle 4: Fragetypen und Forschungsfragen	201



University
of Bamberg
Press

Die Propädeutik führt die Studierenden in das Studium der Kommunikationswissenschaft ein. Im ersten Teil befasst sie sich mit dem Wissenschaftsbegriff im allgemeinen sowie mit der Kommunikationswissenschaft, ihrer Geschichte und ihrem spezifischen Forschungsinteresse. Im zweiten Teil unterweist sie die Studierenden in die wichtigsten wissenschaftlichen Arbeitstechniken und Hilfsmittel: von der Unterscheidung wissenschaftlicher Textarten und ihrer Recherche über das Bibliografieren und Zitieren, den Aufbau und die typografische Gestaltung schriftlicher Arbeiten bis hin zum Referat. Checklisten, Aufgaben und Lösungen unterstützen dabei den Lernprozess.

eISBN: 978-3-86309-370-9



9 783863 093709

www.uni-bamberg.de/ubp